

Almada Anno 1030 nach dem Fall Bosparans

Im INGerimm 1028 BF war Rohaja von Gareth während des Reichskongresses auf Burg Rudes Schild im Eslamsgrund zur Kaiserin des Mittelreichs gekrönt worden. Ihr Bruder, Selindian-Nal von Gareth, aber beharrte auf seinem Recht auf die Krone und ließ sich am 15. PRAios 1029 BF in Punin selbst zum Kaiser krönen. Die Traditionalisten Almadas jubelten und sprachen von glorreichen Zeiten, die unter Nal II., wie der Kaiser nun hoffnungsvoll genannt wurde, heraufzögen.

Domna Richeza, die den Tod ihres Onkels Ramiro von Alcorca nie immer verwunden hatte, zog sich aus dem gesellschaftlichen und politischen Leben zurück und verbrachte mehr Zeit auf ihrem Lehen Eslamsstolz, als je zuvor. Als im Efferd 1030 BF wieder einmal Ferkinas aus dem Raschtulswall plündernd in den königlichen Lehen Khahirios und Kornhammer einfielen, schickte der Cronvogt Domna Richeza zum Außenposten Fer Nenna, um dort nach dem Rechten zu sehen.



Land am Raschtulswall

Ort der Handlung:
Königlich Kornhammer

Zeit der Handlung:
Im Efferd und Travia des Jahres 1030 BF

Dramatis personae:

ADLIGE

Richeza Aldonaza v. Scheffelstein

Landedle zu Eslamsstolz in Kgl. Kornhammer

Boraccio Eslam D'Altea

Junker zu Aracena in Kgl. Khahirios

Praiosmin v. Elenta

Vogtin von Ksl. Selaque

Aureolus Ramin v. Elenta

Domna Praiosmins Sohn

Hesindian v. Kornhammer-Scheffelstein

Vogt von Königlich Kornhammer, Junker von und zu Scheffelstein

Federigo v. Kornhammer-Scheffelstein

Bruder Dom Hesindians und Kammerherr der Stadt Ragath

KAISERLICHE SOLDATEN AUS KGL. KORNHAMMER

Caldaya Sandolorez

Capitana der Ksl. Ragather Schlachtreiter

Alondo Candisi

Weibel der Ksl. Ragather Schlachtreiter

Valdemora Mondeza

Soldatin der Ksl. Ragather Schlachtreiter

Rondrigo Eschweger

Soldat der Ksl. Ragather Schlachtreiter

Riario Lampanarez

junger Soldat der Ksl. Ragather Schlachtreiter

ARACENER (SOLDATEN, MERCENARIOS U.A.)

Jacopo Furlani

Weibel der Ksl. Ragather Schlachtreiter a.D., nun im Dienst Dom Boraccios

Simyane Apfelblüte

Wildhüterin Dom Boraccios

Franjo

Soldat aus Aracena

Peridane

Soldatin aus Aracena

Balbo Pipote

junger Soldat aus Aracena

Zefira Tandori

Condottiera der Mercenarios „Zefiras Meute“

Aldea

ein Hirtenmädchen aus Aracena

FER HENNAER SÖLDNER

Sandro Emmerdan

Hauptmann der Fer Hennaer Söldner

Tsaiane Drakenstein

Weibelin der Fer Hennaer Söldner

Tercio

ein kleiner Fer Hennaer Söldner

Rinaya

eine Fer Hennaer Söldnerin

FER HENNAER DORFBEWOHNER

Zulhamin „Graciosa“

Schankwirtin, Dorfhexe und heimliche „Bürgermeisterin“

Rosandro und Thalio

zwei Dorfbewohner

Fadinha

ein fünfzehnjähriges Schankmädchen

Essalina

ein anderes Schankmädchen

Eslameo

ein dreizehnjähriger Junge

Gonzalo

ein anderer dreizehnjähriger Junge

Sedlana „Sed“ Esperanca

vierzehnjährige Wildniskundige, Ferkina-Bastard

Rohvanho „Ro“

Seds vierjähriger Bruder

BEWOHNER DES DORFES KORNHAMMER

Patras Pitenza

Wirt der Weinstube „Freies Almada“ und Verehrer Domna Richezas der Jüngeren

Lodovico und Zalamea Manzanares

Wirtsleute des Gasthauses „Domna Richeza“ und Verehrer Domna Richezas der Älteren

BEWOHNER DER BURG SCHEFFELSTEIN

Caneya

eine Dienerin

Travanca Pionero

Leibmedica Dom Hesindians

WEITERE

Ein Haufen wilder Ferkinas

Land am Raschtulswall

Der Überfall

28. EFF 1030 BF

Schon seit dem Morgen regnete es in Strömen, dennoch hatte man mittags Tristeza verlassen und den Weg nach Fer Henna fortgesetzt. Dort, so hatte es der Vogt befohlen, sollten die Soldaten nach dem Rechten sehen und die Söldner erinnern, daß sie nicht Kor noch Rahja, sondern in erster Linie dem Vogt als Vertreter des Königs zu dienen hätten.

Der Weg aber war beschwerlich, auf dem aufgeweichten Waldboden kamen die Pferde nur langsam voran, zumal der Pfad seit einiger Zeit immer steiler bergan führte. Zu allem Unglück war das Pferd von Valdemora Mondeza gestrauchelt, und die Soldatin hatte einen zurückschlagenden Ast ins Gesicht bekommen und sich offenkundig die Nase gebrochen. Noch immer blutete die Wunde, trotz der Verbände, welche Capitana Sandolopez der Frau angelegt hatte. Mondeza gab sich tapfer, aber ihre Augen trännten, und immer wieder rang sie nach Atem.

Richeza warf der Soldatin verdrossene Blicke zu, gerade so, als wäre das Unglück ihr zuzuschreiben. Wahrlich, der Tag stand unter keinem guten Stern, aber die Edle verspürte keine Lust, inmitten der Wildnis zu nächtigen, um der Frau eine Rast zu gönnen.

"Kommt, weiter!", spornete die Domna die Soldaten an. "In Fer Henna können wir rasten, hier aber ist wahrlich kein guter Ort."

So finster waren die Wolken am Himmel, daß hier zwischen den Bäumen bereits Dämmerlicht herrschte. Richeza zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht und klopfte ihrem Elenviner Vollblut auf den Hals. Das Pferd prustete leicht, der Regen perlte aus seiner Mähne.

"Euer Wohlgeboren, wie weit ist es noch bis Fer Henna?"

Ein junger Reiter hatte sein Pferd neben das der Scheffelsteinerin gelenkt. Richeza musterte ihn aus den Augenwinkeln. Hellbraune Locken fielen unter der Kettenhaube hervor. Er hatte ein hübsches Gesicht und offene, blaue Augen. Siebzehn oder achtzehn Jahre mochte er zählen. Der jüngste der Soldaten, noch nicht lange im Regiment und noch nicht lange in Kornhammer. Er schien aus dem Yaquirtal zu stammen, irgendwo aus der ländlichen Gegend. Riario Lampanarez, und wie

er sie ansah ... Wider Willen mußte Richeza lächeln. Es war einige Jahre her, seit die jungen Burschen sich nach Kornhammer gewagt hatten, um ihr den Hof zu machen – oder die Klinge mit ihr kreuzen zu wollen, weil irgendwer das Gerücht in die Welt gesetzt hatte, sie werde denjenigen heiraten, der sie im Duell bezwänge.

Richeza seufzte. Nein, es gab keine jungen Burschen mehr, die sie ... doch ohnehin nur davonjagen würde. Sie wurde langsam alt. Und seit Ramiro tot war, seit die Moderados sich still in die neue Ordnung des Reiches fügten und die Traditionalisten endlich jenen König – Kaiser! – zu haben schienen, den sie sich immer gewünscht hatten, seitdem es nichts mehr gab, wofür es sich zu kämpfen – und vielleicht zu sterben – lohnte, fühlte sich Richeza schrecklich leer. Immer glaubte sie, etwas zu verpassen, und ein nagendes Gefühl der Unruhe hatte von ihr Besitz ergriffen. Wofür lebte sie noch?

"Domna?"

"Hm?" Jäh wurde die Edle aus ihren düsteren Gedanken gerissen und erinnerte sich der Frage, die der Soldat gestellt hatte.

"Nicht zu weit", sagte sie knapp. "Bei gutem Wetter ist's kein Tagesritt von Tristeza, wenn wir Glück haben, sind wir bald nach Einbruch der Dunkelheit dort."

Der Weg beschrieb eine Kurve, die die Pferde nur hintereinander passieren konnten. Richeza war froh, so weiteren Fragen und Blicken des Jünglings zu entkommen. Vor ihr trabte die Stute des ältesten Soldaten. Alondo Candisi, ein Caldaier, genau wie Rondrigo Eschweger, der den Schluß der Truppe bildete. Fünf Kaiserliche, um die zehn Mercenarios in Fer Henna an ihren wahren Herrn zu erinnern.

Sie hatten den Kamm der ersten Hügelreihe erreicht, der Weg wurde wieder etwas breiter und bequemer. Linkerhand fiel der Hang zu einem Bachlauf hin ab, rechterhand standen die Nadelbäume dicht an dicht. Zwischen den Bäumen zu beiden Seiten des Wegs war es dunkel.

Noch immer prasselte das Wasser auf Richezas Kapuze herunter. Ihre Kleider waren bereits durchweicht, der nasse Stoff scheuerte an ihren Schenkeln. Große Pfützen bedeckten den Pfad, auf denen der Regen eigroße Blasen warf.

"He, Capitana!" Eschweger von hinten. "Haltet an!"

Die sechs Reiter brachten ihre Pferde zum Stehen und drehten sich fragend nach dem Soldaten um, der mit erhobener Hand auf seinem Roß saß, den Kopf in die Richtung gedreht, aus der sie gekommen waren.

Alle hielten den Atem an und lauschten, aber da war nur der Wind in den Wipfeln und der Regen auf den Blättern.

"Was ist?", rief Candisi von vorn, und die Capitana wendete ihr Pferd, um zurückzureiten.

"Reiter!", sagte Eschweger. "Viele!"

Noch ein paar Herzschläge, dann hörte Richeza es auch: Das Stampfen zahlreicher Hufe auf dem aufgeweichten Boden. Götter, das waren nicht zwei oder drei Pferde, das war eine ganze Horde! Candisi gesellte sich zu Eschweger und der Capitana, und auch Richeza wendete ihr Pferd. Fuß vor Fuß setzte der Fuchs auf dem schlammigen Boden, rutschte, und einen bangen Augenblick fürchtete die Edle, er werde stürzen. Rasch lehnte sie sich nach links, um ein Gegengewicht herzustellen, und das Tier fing sich wieder.

"Gut gemacht!", tätschelte Richeza den Hals des Hengstes, aber ihr Herz klopfte ihr bis zum Hals. Das Hufgetrappel war bedeutend lauter geworden.

"Halt, im Namen des Vogtes, wer immer da naht!"

Die nahenden Pferde schienen langsamer zu werden, aber es kam keine Antwort.

"Im Namen unseres Kaisers, Hal II.: Haltet an!", rief Candisi noch einmal.

Sandolorez und Eschweger tauschten einen besorgten Blick aus und zogen zeitgleich die Schwerter. Auch Richeza griff nach ihrem Degen und fluchte innerlich, nicht einmal auf die Bitte ihres Großvaters gehört zu haben, wenigstens beim Reiten den Säbel anzulegen. Hinter sich hörte sie Mondeza und Lampanarez die Waffen ziehen.

Ein drittes Mal rief Candisi, angespannt diesmal, doch statt einer Erwiderung, preschten drei Reiter den Hang herauf. Vier, fünf, sechs, sieben. Richezas Herz machte einen Satz. Ferkinas! So viele! Mitten in Kornhammer! Wie um der Götter Willen waren sie hierher gekommen? Wie hatten sie Fer Henna passiert, das Bollwerk gegen die Heiden mitten im Wald?

"Heiliger San Praiodor, steh uns bei!", hörte sie Eschweger murmeln.

"Formiert euch!", brüllte die Capitana, aber das war leichter gesagt als getan auf dem rutschigen Boden des engen Wegs. Schon waren die ersten Reiter heran, warfen sich heulend den Waffen der Kaiserlichen entgegen, als hätten sie kein Leben zu verlieren. Zwei fielen unter den Hieben Candisis, ein dritter wurde von der Capitana aus dem Sattel gehoben.

"Laßt sie nicht vorbeil!", schrie Sandolorez, denn die Ferkinas versuchten, in den Wald auszuweichen, um die Soldaten so von zwei Seiten zugleich bedrängen zu können. Doch immer mehr der Bergwilden drängten heran, es war nur eine Frage der Zeit, bis sie den Widerstand überwinden würden. Ein aus dem Hintergrund geschleudertes Speer bohrte sich durch Eschwegers Brust und schleuderte den Caldaier zwei Schritt weit aus dem Sattel. Sein Kopf schlug an den Stamm einer Eiche, und mit einem häßlichen Knacken brach sein Genick.

Lampanarez erbrach sich neben Richezas Roß in eine Pfütze. "Paßt auf!" Die ersten Ferkinas waren in den Wald eingedrungen. Richeza versetzte dem Pony des Wilden einen Tritt in die Flanke, als der Ferkina seinen Krummsäbel gegen den jungen Soldaten erhob. Wiehernd machte das Tier einen Satz vorwärts, und der Wilde stürzte in Mondezas Klinge. Mehr als ein Dutzend Reiter war bereits heran, und einige weitere kamen erst jetzt den Hang herauf. Ein gewaltiger Ferkina schlug Sandolorez das Schwert aus der Hand, beugte sich zu ihr herüber, packte sie mit seiner Pranke am Hals, dort wo die zerrissene Kettenhaube die Frau nicht mehr schützte und zog sie über den Sattel zu sich heran. Candisi versuchte, ihr zu Hilfe zu eilen, doch zwei Ferkinas versperrten ihm den Weg.

Richeza aber hatte keine Gelegenheit, sich weiter um die Capitana zu kümmern, denn just brach ein Wilder aus dem Wald hervor, trieb heulend sein Pony genau auf die Edle zu. War er wahnsinnig? Wollte er sie über den Haufen reiten? Hinter ihr fiel der Wald zum Bach hin ab, das würde er nicht überleben! Zu spät erkannte die Domna, was der Mann wirklich vorhatte, der sich nun auf den Rücken des Tieres erhoben hatte. Verzweifelt versuchte sie, ihr Roß rückwärts gehen zu lassen, da stieß

der Ferkina sich bereits von seinem Pony ab. Panisch versuchte sein Tier, nach rechts auszuweichen, rutschte auf dem nassen Weg gegen das Roß Mondezas und schlitterte den Hang hinunter.

Im selben Moment prallte der Körper des Wilden mit Wucht gegen den der Edlen. Ihr Degen wurde ihr aus der Hand geprellt, wie im Traum blickte die Domna der sich überschlagenden Klinge nach, während sie fiel, fiel und schließlich rücklings auf den Waldboden krachte. Alle Luft schien aus ihren Lungen gepreßt zu werden, als der Körper des Wilden sie weiter in die Erde drückte. Sie merkte kaum den Schmerz, als er sich an ihren Haaren festzukrallen versuchte, während er weiter rutschte, dann rutschte sie selbst, an ihm vorbei, bis sie an einer Wurzel hängen blieb und zum Liegen kam, keuchend, nach Luft ringend, schwarze Schatten vor ihren Augen. Verschwommen nahm sie wahr, wie der Ferkina sich aufrappelte und mit erhobenem Krummsäbel auf sie zu stürzte. Mühsam richtete die Edle sich auf die Knie auf, fischte nach dem Dolch in ihrem Stiefel, aber der Mann war schon heran.

'Nein!', dachte Richeza noch, schon spritzte ihr Blut über den Hals, tränkte das helle Leinenhemd rot. Fassungslos starrte die Frau auf ihr besudeltes Hemd, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Neben ihr sackte der Ferkina zu Boden, blieb mit weit aufgerissenem Mund liegen, aus dem doch kein Schrei drang. Eine Gestalt, schwarz gegen das Licht, das vom Weg herunter drang, ragte über Richeza auf, warf ein Schwert zu Boden.

"Domna!", wisperte es, und noch ehe die Edle etwas erwidern konnte, wurde sie zu Boden gerissen.

"Was?", entfuhr es ihr, dann legte sich eine behandschuhte Hand auf ihren Mund.

"Scht!"

Der rauhe Stoff eines Mantels legte sich über ihr Gesicht, es wurde finster. Sie spürte den heißen Atem des Mannes an ihrer Wange, die Ringe seines Kettenhemds drückten in ihre Rippen. Allmählich begann sie den Schmerz wahrzunehmen, hell und stechend in ihren Schultern, dumpfer in ihrem Rücken. Kampfeslärm drang unter dem Mantel hindurch, wildes Heulen, Todesstöhnen, panische Tiere. Was sollte das hier? Da oben starben ihre Leute! Richeza machte eine Bewegung, um sich auf die Seite zu drehen, doch der Griff um ihren Mund verstärkte sich, der Ellenbogen des Mannes drückte sie noch fester in den Boden. "Verzeiht mir, Wohlgeboren!", flüsterte er an ihrem Ohr. Lampanarez.

Zorn wallte in Richeza auf. Was erlaubte er sich? Wollte er sie daran hindern, zu kämpfen? Und wieso kämpfte er selbst nicht? Er war Soldat! Seine Capitana hatte den Angriff befohlen, und er verbarg sich hier im Laub, während seine Kameraden starben! Wieder versuchte sie, sich aufzurichten, aber der Mann war größer und kräftiger und ließ sie nicht los. Schließlich gab die Edle auf, lauschte mit klopfendem Herzen dem Schwerterklingen über ihr und dem Atem des Mannes neben ihr. Der Gedanke kam Richeza, daß sie Männern in der Stunde Borons meist näher gewesen war als in der Rahjas. Wieder überkam sie ein unbestimmtes Gefühl des Verlusts und Tränen traten ihr in die Augen, die nichts damit zu tun hatten, daß dort auf dem Weg Männer und Frauen, die sie zum Teil seit längerem kannte, einen sinnlosen Tod starben. Gab es einen sinnvollen Tod? Sie hatte das stets geglaubt, wollte es immer noch glauben, aber die Gewißheit, die sie verspürt hatte, hatte sie verlassen.

Endlich erstarben die Geräusche, Hufschläge, die sich rasch entfernten, Stimmen, die im Regen untergingen, dann war es still. Nur die Tropfen auf den Blättern waren noch zu vernehmen. Allmählich drang die Nässe durch Richezas Kleider und machte sie klamm. Die Hand löste sich von ihrem Gesicht, Lampanarez zog den Mantel fort und richtete sich auf.

"Bitte verzeiht mir!", sagte er unglücklich und reichte ihr die Hand, um ihr aufzuhelfen. Wortlos klopfte sich die Edle den Dreck von den nassen Kleidern. "Sie ... hätten Euch umgebracht. Sie ... sie ... ich ... wir wären jetzt auch tot", stammelte der junge Soldat.

"Dafür könnte ich Euch hängen lassen!", zischte Richeza, auch oder gerade weil sie wußte, daß er Recht hatte. Tränen liefen über die Wangen des Mannes, der trotz seiner Größe doch kaum mehr als ein Junge war, vielleicht nicht einmal freiwillig in der Armee. Unschlüssig, ob sie ihn bemitleiden, verachten oder ihm zürnen sollte, wandte Richeza sich ab und begann, den Hang hinauf zum Weg zu klettern. Bevor sie ihn erreichte, bot sich ihr das Bild der Verwüstung dar: Eschwegers Leiche hing zusammengesunken vor einem Baum, den Speer noch in der Brust. Sechs tote Ferkinas lagen auf dem Weg, den Krähen zum Fraß überlassen, die sich bereits in den Baumwipfeln zu sammeln begannen. Mondeza lag halb unter dem Kadaver ihres Rosses begraben, die Capitana reglos auf der anderen Seite des Weges. Candisi war offenbar von den Ferkinas ein Stück weit mitgeschleift worden: Eine breite Blutspur führte ein Stück des Weges bergan, dorthin, wo er mit verrenkten Gliedern lag, den Kopf halb vom Rumpf getrennt. Zwei tote Ponys der Ferkinas, doch von den restlichen Pferden war nichts zu sehen.

Lampanarez sank am Wegrand schluchzend auf die Knie, das Gesicht in der Hand verborgen. Richeza warf ihm einen ungeduldigen Blick zu und hielt dann auf ihren Degen zu, der ein paar Schritt weiter in einer Pfütze lag. Plötzlich hielt sie inne. Waren da nicht Stimmen? Sie hob den Kopf. Ja, sie war sich ganz sicher. Jetzt waren auch Pferde zu hören. Da kamen noch mehr!

"Sst!", pfiff sie zwischen den Zähnen, aber Lampanarez hörte sie nicht. Mit wenigen großen Sätzen war sie neben ihm.

"Reiter!", zischte sie und eilte rutschend und schlingern zurück den Hügel hinunter. Der Soldat taumelte hinter ihr her und warf sich neben ihr hinter einen halbhohen Busch. Mit klopfendem Herzen starrte Richeza hinauf in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Lampanarez neben ihr war ganz still.

Fremde Soldaten

Simyane zog sich lautlos zurück ins Unterholz. Sie hatte genug gesehen, die Ferkinas, denen sie seit nun fast zwei Tagen folgten, waren auf eine Patrouille gestoßen und hatten sich ein Gefecht geliefert. Nach einigen Schritten, nach einer Kurve, trat sie auf den Waldweg und fiel in einen leichten Trab, den sie ohne Mühen über Stunden durchhalten könnte, ein Erbe ihrer elfischen Mutter.

Dom Boraccio schaute zurück und fluchte leise. Das Terzio der Mercenarios zu Fuß hatten sie schon abgehängt, nun begann sich der Trupp der Berittenen auf dem leicht glitschigen Waldweg auseinander zu ziehen. Wenn sie wieder zu Hause wären auf dem Castello Altea würde er seine Leute härter rannehmen und sie noch mehr reiten lassen. Sein Vater war vor seinem Tod lange Jahre ans Bett gefesselt gewesen und hatte sich nicht mehr um die Ausbildung seiner Soldaten kümmern können, sein älterer Bruder hatte es schon immer verstanden, eher den Würfelbecher zu führen als den Reitersäbel ... es würde noch einige Zeit brauchen bis das Junkersgut wieder in Schuß war. Und dann der Überfall dieser blutrünstigen Bergräuber. Eigentlich ungewöhnlich, war es doch noch Herbst, und auch, wenn in den Bergen des Raschtulswalls schon Schnee gefallen sein mochte, so sollte doch bei den Ferkina-Sippen noch keine Not herrschen. Und diese Grausamkeit mit der sie die armen Hirten abgeschlachtet hatten, als ob es nicht genügt hätte, die Schafe und Ziegen mitzunehmen. Und dann wurden auch noch drei junge Hirtinnen vermißt. Den besorgten Familien hatte er erzählt, daß sie bestimmt weggelaufen wären und sich nun in den Bergen versteckten, doch er wußte es besser. Aus diesem Grund hatte er auch mit seinen Truppen einfach unerlaubt die Grenze nach Kornhammer überschritten, es blieb einfach keine Zeit, Boten zu senden und auf Antwort zu warten. Sie waren auch so schon zu langsam, und er hatte sein Dutzend Streiter Landwehr wieder nach Hause geschickt, sie würde ihn nur aufhalten. Kurz hatte er überlegt, auch die Söldner, die ebenfalls zu Fuß kämpften, zurückzulassen, aber er konnte auf ihre Kampfkraft nicht verzichten, wenn er die Wilden aus den Bergen stellen wollte. Zum Glück regnete es, und auf den glitschigen Waldwegen war zur Pferd auch kein schnelleres Vorwärtkommen möglich als zu Fuß. Und die Herde der geraubten Tiere hielt die Ferkinas zusätzlich auf. So waren sie der Spur der Verwüstung gefolgt. Boraccio hoffte, daß der Bote, den er nach Kornhammer gesandt hatte, noch rechtzeitig eintraf und der Vogt Verstär ... seine Reflexe ließen ihn die kurze Lanze zum Angriff senken und den großen Reiterschild heben, bevor er die Gestalt vor ihm auf dem Waldweg überhaupt richtig wahrgenommen hatte. Mit dem grau-grünen Umhang verschwammen ihre Konturen fast völlig mit dem dunklen Wald um sie herum. Die Gestalt nahm die Kapuze ab, und goldene Haare quollen hervor, fielen über die spitzen Ohren. Boraccio atmete erleichtert auf. Die halbelfische Jägerin verstand sich meisterhaft darauf, im Wald praktisch unsichtbar zu sein.

Er senkte die Lanze wieder und schaute sie erwartungsvoll an. „Und? Wie weit sind sie uns noch voraus?“

Die Jägerin blickte ihn ernst aus ihren leicht schrägen Augen an: „Nur wenige Augenblicke noch. Sie sind offenbar auf einen Trupp Soldaten gestoßen und ... waren wohl in der Überzahl ...“

Boraccio richtete sich im Sattel auf, kurz rückte er die Augenklappe über dem rechten Auge zurecht, dann wendete er sich seinen nachfolgenden Leuten zu, die aufgrund der kurzen Pause wieder zu ihm aufschlossen. Aus seiner Stimme war jede Gefühlsregung verschwunden, der Ton war laut und klar verständlich und duldeten keinen Widerspruch: „Die Waffen bereit machen, wir haben die Barbaren bald eingeholt. Sie hatten ein Gefecht mit Soldaten, wir müssen davon ausgehen, daß sie dabei siegreich waren. Simyane, Ihr geht voraus, bezieht kurz vor dem Ort des Überfalls Stellung im Wald und gebt uns Deckung mit dem Bogen. Jacopo, falls keine Feinde mehr vor Ort sind, nehmt ihr Euch noch Enrique, reitet zum anderen Ende des Weges und sichert uns aus dieser Richtung ab. Die anderen bleiben vorerst bei mir. Und daß mir niemand vom Pferd absteigt, bevor ich nicht den Befehl dazu gegeben habe, egal was wir dort auch vorfinden mögen! Simyane, wenn die Lage erst mal sicher erscheint, dann sucht die Flanken ab, wir wollen doch nicht einem der Blutsäufer die Gelegenheit geben uns aus den Bäumen heraus anzufallen. Noch Fragen?“

Seine Augen musterten die Gesichter seiner Soldaten. Auf Jacopo würde er sich unbedingt verlassen können, der Veteran war jahrelang sein Weibel bei den Ragathern gewesen und war in seine Dienste getreten, als Boraccio die Armee verlassen hatte. Die anderen ... nun ja, auch sie würden mit der Zeit an Erfahrung gewinnen. Sein Blick traf den jungen Balbo. Er behauptete steif und fest, schon achtzehn Götterläufe zu zählen, doch sein Gesicht verriet, daß es höchstens sechzehn sein konnten. Aber er ritt wie ein verdammter Novadi und brannte darauf, sich im Kampf zu bewähren. Aber diesmal würde es wohl keinen Kampf geben, nur Leichen und Blut. „Balbo, du reitest zurück und machst dieser Condottiera Zafira und ihrem Haufen Halsabschneider Beine! Ich will, daß sie im Laufschrift hier erscheinen!“ Im Gesicht des Jungen regte sich Widerstand gegen den Befehl, aber ein Blick des Junkers genügte. „Und jetzt los!“

Sie kamen an eine Kurve auf dem engen Waldweg. Die Halbfelfe hatte mühelos mit den Reitern mithalten können, zumal der feuchte Boden keinen scharfen Galopp erlaubte, nun gab sie ein Zeichen und verschwand im Wald. Boraccio hob kurz die Hand und ließ den Trupp anhalten. Nach wenigen Augenblicken hörte er den vertrauten Balzruf eines Adlers, es drohte also kein Hinterhalt. Ein kurzes Handzeichen, und die Reiter setzten sich in Bewegung. Als sie endlich um die Kurve geritten waren und sich im schummrigen Dämmerlicht unter dem Blätterdach orientiert hatten, konnten sie das Ausmaß des Blutbades erahnen, dessen sie hier ansichtig wurden. Boraccio erfaßte kurz die Lage, anscheinend waren keine lebenden Ferkinas mehr anwesend, dafür aber bestimmt ein halbes Dutzend tote Bergräuber. Jacopo trabte schon über die Leichen der Pferde und Menschen hinweg zum anderen Ende des Schauplatzes, im Schlepptau einen sichtlich erleichterten Enrique. Ein Blick auf die gefallenen Gardisten gab nur wenig Anlaß zur Hoffnung, aber trotzdem gab Boraccio seinen beiden anderen Soldaten den Befehl, abzusteigen und nach den Kaiserlichen zu sehen, denn nach ihren Wappenröcken mußte es sich um Ragather handeln, auch wenn ihm auf Anhieb keines der Gesichter bekannt vorkam.

Gerade wollte er sein Pferd zum leblosen Körper der Capitana lenken, als ihm der prächtige Degen in der Pfütze auf dem Weg auffiel. Gewandt sprang er vom Rücken seines prächtigen schwarzen Streitrosses herunter und hob die schlanke Waffe auf. Nachdenklich betrachtete er die schmale Klinge. Das war keine Waffe eines Schlachtreiters, das war die Klinge eines Adligen. Aber es war niemand zu sehen, zu dem die Waffe gehören könnte. Vermutlich war der Besitzer des Degens entweder geflohen oder von den blutrünstigen Wilden entführt worden. Bei Boron, sie hatten eigentlich keine Zeit, im Wald nach einem verirrt Stutzer aus Punin zu suchen. Aber er konnte auch schlecht ein Mitglied der Nobleza hier in der Wildnis zurücklassen. Boraccio formte die Hände zu einem Trichter und rief in die dichten Bäume: „VIVAT ALMADA! Ist hier noch jemand?“

Durch die Zweige des Busches hindurch beobachtete Richeza, wie ein halbes Dutzend gerüsteter Reiter den Weg herauf kam. Es waren keine Kaiserlichen und auch nicht die Garde ihres Großvaters. Für Räuber waren sie zu gut ausgerüstet und zu diszipliniert, auch hatte Richeza noch von keinen berittenen Räubern in Kornhammer gehört. Söldner vielleicht? Wer sollte sich sonst hierher verirren. Ein Wappen zumindest konnte sie von hier aus nicht erkennen.

Zwei der Bewaffneten waren weitergeritten, hielten nun etwa dort, wo Candisis Leiche lag. Zwei weitere waren abgestiegen, offenbar um sich die Toten anzusehen. Der, den sie für den Anführer hielt, sprang nun ebenfalls vom Roß – und hob ihren Degen auf!

Richeza ballte die Fäuste. Sie hatte ihr Roß verloren, den Degen würde sie nicht in fremde Hände geben! Langsam richtete sie sich auf die Knie auf. Der Regen übertönte jedes Geräusch. Lampanarez neben ihr hob die Hand, aber sie warf ihm einen so drohenden Blick zu, daß er sie sofort wieder sinken ließ. Sie ignorierte seine flehenden Augen. Wenn sie schon sterben mußte, dann aufrecht und ihre Ehre verteidigend und nicht hier im Gehölz verkrochen.

Die Waffe, das sah Boraccio gleich, war von ausgezeichneter Machart. Einige Kerben auf der Klinge deuteten auf häufigen Gebrauch hin, doch die Waffe war nachgeschliffen und gut gepflegt. Kleine Löwenköpfe zierten die Enden der Parierstange. In der Hohlkehle eine bosparanische Inschrift: "Amicus certus in re incerta cernitur." – Der wahre Freund zeigt sich in der Not. Boraccio drehte den Degen um, doch die andere Seite war vollständig vom Schlamm bedeckt.

Gerade hatte er die Hände zum Mund gehoben und seinen Ruf ausgestoßen, als einer seiner Männer ihn ablenkte.

"Die hier lebt noch!" Offensichtlich war die Capitana gemeint.

"Heda!" Der Ruf kam von der anderen Seite, von links aus dem Wald. Zuerst konnte er nichts erkennen, zu dunkel war es zwischen den Bäumen, doch dann sah er die Umrisse einer Gestalt, die den Hang hinauf geklettert kam. Eine Frau in nassen, bürgerlichen Reiterkleidern und einem triefenden Kapuzenumhang. Ihr schwarzes Haar hing strähnig in ihr Gesicht – ein hübsches Gesicht, wie er bemerkte, als sie näher kam. Auch die Platzwunde an der Stirn und der Dreck auf ihren Wangen minderten ihre Schönheit nicht. Eher schon der zornige Blick in ihren Augen, der grimmig verzerrte Mund.

Waffen schien sie keine zu tragen, zumindest benutzte sie beide Hände zum Klettern.

"He!", rief sie noch einmal. Jetzt, da sie fast heran war, sah er, daß ihr helles Hemd mit Blut getränkt war. Kurz, bevor sie den Weg erreichte, blieb sie stehen, funkelte ihn aus ihren dunklen Augen an. Dreißig Götterläufe mochte sie zählen, vielleicht ein Jahr mehr oder eins weniger.

"Heda, wer seid Ihr? Was habt Ihr hier zu suchen?" Furchtlos blickte sie zu ihm auf, die Reiterstiefel in den Boden gerammt.

Selbst wenn sie nicht noch einen Schritt den Hang hinab gestanden hätte, wäre sie ihm klein erschienen.

Boraccio bemerkte eine Bewegung schräg hinter der Frau. Da war noch jemand. Ein Mann, ein Soldat, einer der Kaiserlichen. Das Schwert, das er trug, behinderte ihn beim Klettern, mehr aber noch, daß er seinen Blick nicht von Boraccio nahm. Jung war er, kaum älter als Balbo. Den Mund hatte er entschlossen zusammengepreßt, doch die Furcht in seinen Augen war unverkennbar.

Boraccio war verwirrt. Von hinten riefen seine Leute nach ihm, von der Flanke tauchten zwei Gestalten auf. Nun, die Verwundete würde warten müssen. „Franjo, Peridane, hierher!“ Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, daß Boraccio die beiden Soldaten als Verstärkung zu sich rief. Besser Vorsicht walten lassen, die Ferkinas konnten sehr verschlagen sein. Und vielleicht machten die beiden Neuankömmlinge ja gemeinsame Sache mit den Bergstämmen, die lange Jahre in der Armee hatten ihn gelehrt, im Zweifel alles zu vermuten. Unbewußt faßte er den Degen, den er noch in der Hand hielt, am Griff, um ihn zur Not sofort einsetzen zu können. Eher beiläufig bemerkte er dabei, daß der Griff ein wenig zu klein war für seine großen Hände, die noch dazu in Panzerhandschuhen steckten. Falls es zu einem Kampf kommen würde, müßte er sich kurz mit dem Degen Luft verschaffen und dann seinen Säbel ziehen.

Nachdem Richeza den Hang nahezu vollständig zurück nach oben zum Weg erklommen hatte, konnte sie die Fremden nun besser sehen. Der Anführer war groß gewachsen und vermutlich kräftig und trug einen grünen Wappenrock mit einem silbernen Einhorn, das an seinem Rücken zwei Flügel hatte. Seinen großen Reiterschild am Sattel seine Pferdes zierte das gleiche Wappen. Seine Schultern waren mit einem grünen Mantel gegen den Regen bedeckt, trotzdem konnte man erkennen, daß er unter seiner Überkleidung Rüstung trug, außerdem steckten seine Hände in gepanzerten Handschuhen und auf dem Kopf trug er eine Sturmhaube. An seiner Seite hing ein Reitersäbel in einer stabilen, aber nicht aufwendigen Scheide. Unter dem visierlosen Helm konnte sie sein Gesicht erkennen. Sofort ins Auge stach die breite Narbe in seiner rechten Gesichtshälfte, die auf der Stirn begann, kurz unter einer schwarzen Augenklappe verschwand, um dann über die Wange zu seinem Mundwinkel zu laufen und an diesem einen kleinen Teil abteilte. Schließlich verlief sich der Schnitt am Kinn. An beiden Wangen fanden sich symmetrische Narben, deren Aussehen fast vermuten ließ, daß sie mit Absicht angebracht worden waren. Auf der linken Wange waren auch noch ein paar kleine Schmissee zu erkennen, wohl die Relikte weiterer Kämpfe. Der dunkelblonde, fast braune Bart umrahmte seinen Mund und ging über dem Kinn ein wenig den Hals herunter. Am rechten Mundwinkel wies er eine Lücke auf, dort wo die Narbe über die Lippen verlief. Nein, dieses Gesicht war wahrlich nicht schön zu nennen, aber offensichtlich gehörte es zu einem kampferprobten Kämpfer. Das Alter ließ sich nur schwer schätzen, Richeza vermutete in etwa Mitte dreißig. Seine Begleitung trug grün-weiß geviertelte Wappenröcke, vermutlich handelte es sich also um Reisige im Dienste des Anführers. Ihre Rüstung war uneinheitlich, einige trugen Kettenhemden, andere Kürass und Armschienen. Aber alle waren mit Reitersäbeln bewaffnet und trugen Schilde. Ihre Pferde waren nicht außergewöhnlich, aber zumindest kräftig und für den Dienst im Militär geeignet, auch wenn sie im Augenblick ein wenig erschöpft wirkten. Nur das Pferd des Anführers, ein herrlicher Rappe, schien noch bei Kräften zu sein, als ob es frisch von der Weide käme.

Boraccio musterte mißtrauisch die Neuankömmlinge. Der junge Soldat im Hintergrund trug die Farben der Ragather Schlachtreiter, so jung wie er war, hatte er vermutlich grade erst von Weibelin Vanjeschka den Umgang mit der Waffe eingebleut bekommen. Er mußte sich ein Grinsen verkneifen, als er sich das narbige Gesicht der Bornländerin vorstellte, wie sie wieder ihren Priem kaute und auf den Boden spuckte. Der Junge war keine Gefahr, Boraccio konnte sein erstes Manöver praktisch schon vorausahnen. Sie brachten den jungen Rekruten zu Anfang immer das Gleiche bei. Mehr Kopfzerbrechen bereitete ihm die Frau. Sie war unbewaffnet, und ihrer gehobenen Reitkleidung nach, schien sie eine Großbürgerin zu sein, vielleicht auch ein Mitglied der Nobleza. Vermutlich gehörte der Degen in Boraccios Hand ihr. So zornig und furchtlos, wie sie vor ihm stand, rechnete er fast damit, daß sie sich mit bloßen Händen auf ihn stürzen würde. Er ergriff das Wort: „Den Zwölfen zum Gruße. Meine Name ist Boraccio D’Altea, Junker zu Aracena. Ich folge mit meinen Leuten schon seit zweit Tagen der Spur dieser Ferkinas, sie haben Vieh gestohlen, Hirten erschlagen und gar Leute verschleppt. Und mit wem habe ich die Ehre, werte Domna?“

Aus dem Wald war ein Adlerschrei zu hören. Gut, die Halb-Elfe war in Position.

Die Augen der Frau verengten sich zu Schlitzern, aus denen sie Boraccio mißtrauisch betrachtete. Auch wenn sie zweifellos bemerkt hatte, daß er seine Getreuen herangerufen hatte, schenkte sie ihnen keinerlei Beachtung. Statt dessen kletterte sie den letzten Schritt zum Weg herauf, sei’s, um besseren Halt zu haben, sei’s nur, um den Größenunterschied zu verringern – der gleichwohl noch immer beträchtlich war.

„So, so, Junker zu Aracena.“ Die Hände in die Seiten gestemmt, blickte sie zu ihm auf. „Seit zwei Tagen also folgt Ihr schon den Ferkinas? Ich weiß nicht, wo Ihr herkommt, und ich weiß nicht, wer Euch schickt. Falado? Khahirios? Aber ich bin mir gewiß, daß es nicht der Herr dieses Landes war, auf dem Ihr Euch just befindet. Es ist das Land Seiner Kaiser... Königlichen Majestät, und es ist jedem Mann unter Waffen bei Strafe untersagt, dieses Lehen ohne Wissen und Genehmigung des Vogtes zu betreten. Und zufällig“, setzte sie hinzu, „ist es meines Vaters Vater, der dieses Land verwaltet.“

Sie machte eine kurze Pause, während derer sie sein Äußeres in Augenschein nahm, dann richtete sich ihr Blick wieder auf sein gesundes Auge. „Richeza Aldonaza von Scheffelstein bin ich, Edle zu Eslamsstolz. Und Ihr erklärt Euch besser, Junker, und nennt mir einen guten Grund, ansonsten muß ich Euch leider wegen Landfriedensbruch und Angriff auf Königliches Eigentum in Gewahrsam nehmen lassen.“ Sie warf einen kurzen Blick auf den Soldaten, der mit gesenktem Schwert neben sie getreten war, bei ihren tollkühnen Worten jedoch noch bleicher wurde, als er ohnehin schon war, und Boraccio einen verängstigten und fast entschuldigenden Blick zuwarf.

„Aber zuvor“, sprach Richeza, ehe einer der Männer etwas erwidern konnte, „gebt Ihr mir besser meinen Degen zurück, er ist mir teuer, und ich sehe ihn nicht gern in fremden Händen.“ Fordernd streckte sie die behandschuhte Rechte aus.

Er war ein wenig verblüfft, einen solchen Auftritt hatte er nicht erwartet. Angestrengt dachte Boraccio nach. Scheffelstein ... Richeza ... war da nicht einmal ein Verfahren wegen Hochverrats, bei dem den Beschuldigten nichts so recht nachgewiesen werden konnte? Und hatte seine Schwester nicht einmal bei ihren ermüdenden Klatschgeschichten etwas von der „ragatischen Furie“ erzählt, die nur einen Mann heiraten wollte, der sie im Duell zu besiegen verstand, und die schon ganze Heerscharen von Verehrern wieder nach Hause geschickt hatte? Vielleicht sollte er doch diesen Geschichten etwas mehr Beachtung schenken. Er musterte die Frau vor ihm noch einmal genauer. Nun ja, gewiß war sie von der schönen Göttin gesegnet, auch wenn es an diesem Ort gerade nicht recht zur Geltung kam, aber er konnte sich nicht vorstellen, daß sich wegen dieses Weibes so viele Doms zum Narren gemacht haben sollten. Aber egal, es interessierte ihn auch nicht weiter, sie war ja doch auch nur wie die anderen. Mit einem fast unmerklichen Kopfschütteln verscheuchte er die Gedanken.

Endlich setzte Boraccio zu einer Antwort an: „So seid mir erst einmal begrüßt, Domna Richeza von Scheffelstein. Wie Ihr vielleicht zu wissen beliebt, gehört Aracena zu Königlich Khahirios und grenzt firunwärts von hier direkt an Kornhammer. Was Euren Großvater angeht, so habe ich bereits einen Boten zu ihm entsandt, um ihn vor dem Einfall dieser räuberischen und vor allem mordlüsternen Ferkinasippe zu warnen und ihn von meiner Verfolgung in Kenntnis zu setzen, in der Hoffnung, vielleicht unsere Kräfte vereinen zu können und gemeinsam gegen diese Mordbrenner vorzugehen. Wie Ihr leicht einsehen mögt, blieb nicht die Zeit, ein förmliches Schreiben nach Punin an die Kanzlei zu senden und auf Antwort zu warten. Was seine königliche Majestät angeht, dessen Vasall ich ja auch bin, so wird er es wohl zu schätzen wissen, wenn seine Gefolgsleute sich darauf verstehen, rasch und entschieden zu handeln, um Reich und Volk zu schützen, anstatt sich von bürokratischen Kleinigkeiten aufhalten zu lassen, wie sie es im Garetischen gerne tun. Immerhin blieb diesen Banditen durch unsere energische Verfolgung bisher wenig Zeit, hier in Kornhammer ähnlich bestialisch zu morden, wie sie es in Aracena taten. Und glaubt nicht, daß ich mich davon abhalten lasse, die grausamen Morde an meinen Eigenhören angemessen zu vergelten. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr ja gerne nach Aracena reisen und einmal einen Blick auf die verstümmelten Leichname der Hirten werfen. Ich werde in der Zeit diese Bestien stellen und versuchen, die drei Hirtenmädchen zu befreien, die sie vermutlich verschleppt haben. Das Jüngste zählt keine zwölf Götterläufe, das Älteste gerade eben sechzehn. Euch würde es vermutlich auch nicht gefallen, als Sklavin bei einer Ferkinasippe zu leben und Nacht für Nacht das Lager mit einem dieser Barbaren zu teilen.“ Bei diesen Worten musterte er Richeza noch einmal sehr vielsagend.

„Was Eure Verhaftung angeht, so bin ich gerne bereit, nach dem Ende der Verfolgungsjagd Euren Großvater aufzusuchen und mich zu erklären, was ich übrigens sowieso beabsichtigte. Bis dahin bleibt mir wenig Zeit, mich um eine Verhaftung zu kümmern, die Ihr ja doch nicht durchsetzen könnt. Und tut Euren jungen Rekruten dort einen Gefallen“, dabei warf er dem verängstigten Lampanarez einen freundlichen Blick zu „und gebt ihm keine Befehle, die er nicht zu vollbringen vermag. Aus ihm mag einmal ein tapferer Soldat werden, der gegen die wahren Feinde des Reiches streiten soll.“ Boraccio

holte tief Luft nach seiner langen Rede, dann reichte er Richeza den Degen „Der gehört wohl Euch.“ Dabei fiel sein Blick auf ihr blutiges Hemd, und seine Miene drückte echte Besorgnis aus „Seid Ihr verletzt? Braucht Ihr Hilfe?“

Richezas Gesicht hatte sich während Boraccios Worten zunehmend verfinstert, und ein paarmal sah es tatsächlich so aus, als wollte sie ihm an den Hals gehen. Doch sie beherrschte sich, die Lippen zusammengepresst, wartete, bis er geendet hatte und nahm ebenso wortlos ihre Waffe entgegen, um sie an ihrem ohnehin besudelten Hemd abzuwischen. Eine Windmühle wurde auf der schlammbeschmierten Fehlschärfe sichtbar, das Wappen derer von Scheffelstein.

„Ich bin unversehrt, keine Sorge“, erwiderte sie schließlich kühl, auch wenn die sichtbare Platzwunde auf ihrer Stirn ihre Worte Lügen strafte. „Doch laßt Euch gesagt sein, daß Ihr, auch wenn Ihr Vasall des Königs seid und in ehrbarer Absicht die Grenze zu diesem Land überschritten habt, Euch hier nicht einfach mit Euren Soldaten bewegen könnt, wie es Euch beliebt! Von den Untaten der Ferkinas braucht Ihr mir auch nichts zu erzählen, es ist nicht das erste Mal und leider gewiß auch nicht das letzte Mal, daß sie dieses Land verwüsten. Ob sie ohne Eure Verfolgung aber nicht einfach andernwegs dorthin zurückgekehrt wären, wo sie herkamen, das sei dahingestellt.“ Sie ließ die Waffe in der Degenscheide verschwinden.

„Wenn Ihr aber nun schon einmal hier seid und so freundlich Eure Hilfe angeboten habt“ – ihr Lächeln wirkte gleichwohl noch etwas grimmig – „dann könnt Ihr mir helfen, mein Pferd zurückzubekommen und den Tod dieser tapferen Soldaten zu rächen, auf daß sie nicht umsonst gestorben sind.“

Die Edle atmete kräftig aus und strich sich das nasse und blutverkrustete Haar aus der Stirn. Trotz ihrer harschen Worte machte sie einen erschöpften Eindruck. „Mit Euren paar Leuten werden wir aber nicht weit kommen. Fer Henna liegt jedoch nicht weit von hier, dort werden wir in Sicherheit die Nacht verbringen können und Verstärkung erhalten. Wir waren ohnehin auf dem Weg dorthin, um die verfluchten Mercenarios an ihre Aufgabe zu erinnern, jetzt werden sie was zu tun bekommen.“

Ein Blutropfen rann Richezas Nase entlang und blieb an ihrer Lippe hängen. Beiläufig wischte die Frau sich durchs Gesicht und schien erst jetzt das Blut an ihrem Handschuh zu bemerken. Sie leckte sich über die Lippen und spuckte ganz undamenhaft das Blut aus dem Mundwinkel. „In Fer Henna können wir Wegzehrung und Waffen erhalten, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr Eure Pferde dort unterstellen. Nicht alle von ihnen scheinen mir gebirgsgängig zu sein, und jenseits von Fer Henna sind wir mit ihnen kaum schneller als zu Fuß; der Wald ist dicht, und es geht stets bergan. Selbst die Ferkinas werden mit ihren Bergpferdchen nicht allzu schnell sein, es sei denn, sie reiten in die Senke hinunter. Aber das bezweifle ich eher.“

Die Edle warf einen Blick über ihre Schulter und sah dann wieder zu Boraccio auf. „Ich weiß, daß Ihr es eilig habt, aber in Zeiten wie diesen sollte kein Toter unbegraben bleiben. Und auf eine halbe Stunde wird es nicht ankommen, die Ferkinas holen wir heute nicht mehr ein, aber es gibt gute Spurenleser in Fer Henna, und wenn es weiter so regnet, dürfte es nicht schwer sein, der Fährte der Wilden zu folgen.“ Richeza rieb sich mit dem Handschuh über die Augen. „Seid Ihr damit einverstanden, Euch innerhalb der Grenzen dieses Lehens meiner Führung zu unterstellen? Natürlich folgen Eure Leute Euren Befehlen, aber ich wurde im Gebirge geboren, wenn Ihr so wollt, ich kenne mich hier aus.“

Boraccio dachte sichtlich angestrengt nach. Am Zucken seiner Kiefermuskeln konnte man die Anspannung förmlich ablesen. Langsam dämmerte ihm, daß er sich mit seiner Verfolgung auf dünnem Eis bewegte. Diese verfluchte Politik! Immer wurden gute Operationen durch solche Eitelkeiten unnötig erschwert oder gar verhindert. Vermutlich hätte sogar der Bethanier damals zurückgeschlagen werden können, hätte sich das Reich nicht dauernd selbst im Wege gestanden und gar seinen besten Heerführer in die Arme des Feindes getrieben. Aber darüber zu sinnieren, dazu war es schon Jahre zu spät.

Schließlich schien er zu einer Entscheidung gelangt zu sein. „Was die Rechtmäßigkeit unseres Aufenthalts hier angeht, so mag später der königliche Vogt darüber sein Urteil sprechen. Da es sich dabei um Euren Großvater handelt, will ich mich Euch als seiner Stellvertreterin hier vor Ort samt meiner Truppen Eurem Befehl unterstellen, zumal Ihr sicherlich die Örtlichkeiten besser kennt als jeder von uns. Seid versichert, daß der Tod dieser Gardisten“, dabei deutete er kurz auf die Leichen auf dem Weg, „den Wunsch in mir, diese verfluchten Ferkinas zu stellen und sie ihrer gerechten Strafe zu zuführen, nur noch verstärkt hat. Noch vor wenigen Jahren hätten sie unter meinem Kommando stehen können.“ Den letzten Satz hatte er leise ausgesprochen, fast so, als ob er nur für ihn selbst bestimmt sei.

Mit normaler Stimme fuhr er fort. „Die Toten zu bestatten, ist die heilige Pflicht vor dem Herrn Boron.“ Dabei senkte er demütig den Blick zu Boden und schlug vor der Brust ein Boronsrad. „Und natürlich die Pflicht gegenüber den gefallenen Kameraden. Vielleicht sollten wir die Leichnahme der Unseren nach, äh, Fer Henna überführen und sie dort auf dem Boronsanger würdig bestatten? Der halben Stunde hätte es ohnehin bedurft, da wir noch auf die Mercenarios warten müssen, die wir abgehängt haben. Ich verspüre nicht den Wunsch, mich nur mit dieser kleinen Truppe hier dieser Ferkinasippe zum Kampf zu stellen. Aber wir sollten sie zumindest nicht aus dem Auge verlieren.“

Bei diesen Worten winkte er in Richtung des Waldes. Als Richezas Blick der Geste folgte sah sie zunächst ... nur Wald. Grade als sie anfing, sich zu wundern, was der Mann vor ihr mit dieser Geste bezwecken wollte, da löste sich aus dem Grün der Bäume eine Gestalt in einem grau-grünen Umhang. Richeza erkannte, daß es sich dabei um eine Frau handelte, die offensichtlich gerade ihren Bogen im Köcher verstaute. Unter der Kapuze des Umhangs konnte sie eine goldene Haarsträhne erkennen. Die Züge der Frau wirkten sehr fein und fremd, ihre klaren, himmelblauen Augen standen leicht schräg.

Boraccio deutete kurz auf Richezas Stirn. „Ihr solltet Euch wirklich einmal ansehen lassen. Wenn Euch das Wundfieber befällt, nützt Ihr mir nicht viel.“ Dabei lächelte er freundlich.

Richeza fuhr sich mit der Rückseite ihres Handschuhs über die Stirn, zuckte die Schultern und murmelte etwas, das sich wie „nur ein Kratzer“ anhörte.

„Gut“, sagte sie dann an Boraccio gewandt. „Dann sind wir uns einig.“ Sie nickte seitlich auf den von der Lanze durchbohrten Soldaten vor dem Baum. „Wir sollten die Toten gleich hier begraben und beizeiten einen Priester vorbeischieken, der einen Grabsegen spricht. Bis Kornhammer ist es weit, und in Fer Henna werdet Ihr gewiß keinen Totenanger finden.“ Sie grinste schief. „Ihr seid hier nicht in der Stadt, Dom, hier herrschen noch ragatische Sitten. Ihr wißt schon: Lieber ’nen Toten im Haus als ’nen Yaquirtaler vor der Tür. Allein in Trigo mag man sich noch bemühen, die Verstorbenen in des Gevatters Erde zu begraben. Andernorts gibt man sein Blut nicht freiwillig her, da mag es noch so viele Geschichten geben über Leichen, die auferstehen. ‚Nicht hier!‘, sagt man oder: ‚Nur, weil sie ihr eigenes Fleisch und Blut nicht in Ehren hielten.‘ So ist das hier, Dom, hier grüßt man noch in Sumus Namen, und wehe, Ihr sprecht das Almadanische, wie es die Südpförtner tun, dann mag’s Euch schlecht ergehen.“ Sie nickte Boraccio zu, dann Lampanarez und machte ein paar Schritte auf Eschwegers Leiche zu, um ihm – unter sichtbarer Kraftanstrengung – den Speer aus der Brust zu ziehen. Gerade hatte sie ihn achtlos beiseite geworfen, da ließ sie Lampanarez’ Schrei herumfahren: „Capitana!“ Der junge Soldat ließ sich neben Sandolorez auf die Knie nieder, und als Richeza wieder auf den Weg kletterte, sah sie, was den Burschen in hilfloser Verzweiflung die Hände ringen ließ: Die Capitana lag auf dem Rücken, die Arme neben sich, in einer sich langsam ausbreitenden Blutpfütze. Der Regen trommelte auf die Klinge ihres zerbrochenen Schwertes, dessen Heft sie noch lose in der Rechten hielt. Wappenrock und Kettenhemd waren zerrissen, zwischen den geplatzten Ringen quollen blutrot und glitschig die Eingeweide hervor. Die Augen der Frau waren offen, versuchten, den Blick des jungen Soldaten zu halten. Ihre Lippen öffneten sich, aber es kam nur ein Stöhnen hervor, aus dem Mundwinkel rann blutiger Speichel.

„Götter“, flüsterte Richeza, dann zog sie den Dolch aus dem Stiefel. Man konnte ihr nur noch das Leiden verkürzen.

Boraccio dachte grade nach, während er seinen Helm absetzte und die Panzerhandschuhe abnahm. Ob es wohl gut gewesen war, sich dem Befehl dieser Frau zu unterstellen? Sie sah eher wie eine Zivilistin aus, hatte wohl kaum Erfahrung im Führen von Feldzügen oder mit dem Kommando über eine größere Truppe. Aber die Sache drohte sonst wieder mal politisch zu werden, und er wußte nur zu gut, daß er vorerst mitspielen mußte, wollte er seine Mission erfolgreich zu Ende bringen. Na ja, vielleicht hatte sie auch Ahnung von dem, was sie tat, immerhin sollte jeder seine Chance bekommen, sich zu beweisen. Nur wenn sie sich als unfähig rausstellte, würde es verdammt schwierig werden, sie davon zu überzeugen, das Kommando abzugeben oder auch nur einen Rat anzunehmen, das konnte man jetzt schon ahnen. Laut antwortete er auf Richezas Ausführungen: „Bei uns in Caldaia weiß man sehr wohl, was dem Herrn Boron und seiner Frau Tsa zust...“ Lampanarez’ Schrei unterbrach ihn abrupt. Er wendete seinen Kopf dessen Richtung und sah das Elend der Frau. Noch bevor er irgend etwas tun konnte, bemerkte er, wie Richeza ihre Klinge zog. Sofort ahnte er, was sie im Sinn hatte, zu oft hatte er es selbst tun müssen. Entsetzt rief er ihr zu „HALT!! WARTET NOCH!! So haltet ein, in Tsas Namen! Vielleicht kann man noch ... SIMYANE! Schnell! Bitte!“ Er ließ seine eisernen Handschuhe auf den Weg fallen und rannte zu Richeza. Die Halbfelfe lief ebenfalls los.

Erschreckt durch Boraccios Schrei, fuhr Richeza herum, als er auch schon vor ihr zu stehen kam. „Was ist denn?“, fragte sie, verwirrt und eine Spur mißtrauisch. „Seid Ihr ein Zauberer – oder wollt Ihr die arme Frau ausbluten lassen wie ein geschächtetes Schaf? Sie wird sterben, und keinen schönen Tod, soviel ist sicher!“

Er holte tief Luft. „Simyane hier verfügt über einige Gaben des Schönen Volkes“, dabei deutete er kurz auf die blonde Halbfelfe, die sich mittlerweile über die sterbende Captina gebeugt hatte und sie untersuchte. Wieder an Richeza gewandt fuhr er in scharfem Ton fort: „Und erzählt mir nichts von sterbenden Menschen! Ich habe schon mehr Unglückliche elendig krepieren sehen und mußte ihnen Borons Gnade zuteil werden lassen, als Ihr hoffentlich je sehen werdet. Und wenn Ihr schon einen Kameraden über das Nirgendmeer schicken müßt, um ihn von seinen derischen Leiden zu erlösen, dann empfiehlt dabei wenigstens seine Seele dem Herrn Boron!“ Von seiner eigenen Rede sichtlich erregt, funkelte er Richeza mit seinem gesunden Auge finster an.

Währenddessen streichelte Simyane der Sterbenden sanft, fast zärtlich, den Kopf und flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr. Dann öffnete sie vorsichtig das geborstene Kettenhemd und entfernte die Reste der Kleidung aus den offenen Wunden. Schließlich legte sie beide Hände auf das Herz der Capitana und sprach mit melodioser Stimme die Worte „*bha’sama sala bian da’o*“, danach begann sie mit einem Singsang, der für die Ohren der anwesenden Menschen fremd und doch überderisch schön klang. Dabei schien es, als ob zwei verschiedene Stimmen zu vernehmen seien, die das Lied für Sandolorez sangen. Schon nach wenigen Augenblicken hörte das Blut auf zu fließen und der Körper der Capitana entspannte sich sichtlich. Boraccio hatte sich derweil von Richeza abgewandt und unter seinem Harnisch ein rundes Amulett aus Silber hervorgeholt, das an einem schwarzen Lederband um den Hals hing. Er zog das Amulett über den Kopf und nahm es in die Hand. Leise begann er einige Worte zu murmeln. Richeza, die in seiner Nähe stand, konnte einige Wortfetzen wie ‚Marbo‘, ‚Tsa‘ und ‚Boron‘ verstehen und vermutete, daß er wohl ein Gebet sprach. Die anderen Aracener hatten sich mittlerweile auch alle um sie versammelt, die Helme abgenommen, die Hände zusammengelegt und schauten demütig zu Boden. Bei einigen von ihnen bewegten sich auch stumm die Lippen. Man hörte nur noch das leise Singen der Elfe und das Plätschern des Regens.

Richeza hob gleichmütig die Hände, von Boraccios Tadel scheinbar unberührt, dann ließ sie den Dolch wieder in ihrem Stiefel verschwinden. Unbewegt beobachtete sie, wie die Elfe das Kettenhemd der stöhnenden Capitana öffnete und ihren Zaubergesang begann. Einen Moment noch stand sie neben dem ebenfalls betenden Lampanarez, dann drehte sie sich um und ging zurück zu Eschwegers Leiche, um sie auf den Weg zu ziehen.

Boraccio bemerkte, wie die Landedle sich vom Kreis der Betenden entfernte. Der Blick, der Ihr dabei folgte, hätte vermutlich einen Harnisch durchschlagen können. Na das war ja allerliebste! Erst die Soldaten hier in den Untergang führen und sie dann einfach abstechen oder liegen lassen. Vermutlich war sie so ein verzogenes Gör, dem man mal beigebracht hatte, wo am Degen das gute Ende ist und wo das schlechte. Und nun glaubte sie wohl ganz kühl hier im Wald über Leben und Tod bestimmen zu können, das wäre bestimmt ein schönes Gesprächsthema auf dem nächsten Hofempfang, den andern Domnas fächerwedelnd über die schrecklichen Erlebnisse im Wald berichten. Boraccio kochte innerlich. Dann bemerkte er seinen Zorn und bat den Herrn Boron stumm um Verzeihung.

Die Halbfelfe hatte ihr Lied beendet. Auf Sandolorez' Körper waren keine Wunden mehr zu sehen. Dort wo noch vor wenigen Minuten die Eingeweide heraus hingen, hatte sich eine neue Haut gebildet, die glatt und rosig aussah. Simyane erhob sich und wandte sich an Boraccio „Sie wird leben. Ihr Körper ist noch sehr schwach und sie wird noch lange das Bett hüten müssen, aber Euer Rabe Golgari wird sie nicht holen.“ Ihre Worte klangen erschöpft. Boraccio schaute in das bekannte und doch immer fremdartige Gesicht und rang nach Worten. Schließlich reichte er ihr die Hand und sagte einfach nur „Danke!“ Ein leichtes Nicken ihres Kopfes zeigte ihm, daß sie seinen Dank akzeptiert hatte. Merkwürdiges Volk, diese Spitzohren.

Er wandte sich dem Rest der Umstehenden zu: „Der gütigen Herrin Tsa sei's gedankt, die Capitana lebt!“ Von allen war ein gemurmeltes „Tsa sei Dank!“ zu vernehmen. Boraccio fuhr fort: „Und nun laßt uns die Leichnahme der Gefallenen würdig bestatten. Der Herr Boron hat heute schon seine Seelen gefordert. Und die Kadaver der Ferkinas legen wir in eine Grube, auf daß die Wölfe sie nicht fressen. Die werthe Domna macht es uns ja schon fleißig vor!“ Den letzten Satz hatte er auch für Richeza laut vernehmlich gesprochen. Noch ehe Richeza darauf reagieren konnte war aus der Richtung, aus der die Aracener gekommen waren, Hufgetrappel zu hören. Alle bis auf Richeza standen noch bei der Capitana, wer immer auch dort auf dem Weg kam würde zuerst auf die Landedle treffen.

Lampanarez, noch immer auf Knien neben seiner Capitana, blickte zu Boraccio auf. „Danke ... Euer ... Wohlgeborene?“, sprach er mit feucht schimmernden Augen. „Danke!“ Auch an die Elfe richtete er seinen Dank, dann hob er die langsam sich öffnende Hand empor, das heilige Ährenzeichen Peraines schlagend, einen Dank auch an die gütige Göttin auf den Lippen. „Capitana“, sagte er leise, doch die Frau hatte die Augen geschlossen. Vorsichtig erhob sich der junge Mann, um dem Befehl des Junkers nachzukommen.

Richeza hatte derweil den Leichnam Eschwegers auf den Weg gezerrt und sich soeben umgedreht, um an den Männern des Junkers vorbei zu den übrigen Toten zu gelangen, als das Hufgetrappel ertönte. Sie warf einen Blick zu Boraccio, ohne auf seine höhnischen Worte einzugehen, dann wandte sie sich zu dem nahenden Pferd um, die Hand am Degenknäuf. Der Regen ließ allmählich nach, aber die Sonne mußte hinter den dichten, schwarzen Wolken schon tief stehen, denn es begann bereits zu dämmern.

Boraccio lächelte den jungen Soldaten freundlich an. „Nun, mein Sohn, ich denke wir belassen es bei einem 'Capitan', vor gut einem Jahr noch hättest du unter meinem Kommando stehen können. Wie heißt du, Soldat?“ Bevor Lampanarez antworten konnte, war das Hufgetrappel zu vernehmen, und Boraccio bemerkte Richezas Anspannung. Laut rief er ihr zu: „Domna Richeza, kein Grund zur Beunruhigung! Das wird einer meiner Männer sein!“ Und richtig, in diesem Augenblick kam Balbo um die Kurve des Waldweges galoppiert, so schnell wie es auf dem matschigen Weg eben ging. Als er die Menschen auf dem Weg stehen sah, versuchte er verzweifelt sein Pferd aus vollem Lauf zum Stehen zu bringen, aber die Hufe fanden keinen rechten Halt auf dem glitschigen Boden. „Heda! Aus dem Weg!“ rief er den Leuten zu, während das Pferd weiter auf Richeza zu schlidderte.

„Riario Lampanarez, Capitan“, murmelte der junge Soldat, als er merkte, daß des Junkers Aufmerksamkeit bereits dem nahenden Reiter galt.

Richeza machte behende einen Satz zur Seite und griff dann in die Zügel des Pferdes, das über Eschwegers Leiche hinwegsetzte und ob des Blutgeruchs, der trotz des Regens in der Luft hing, unruhig schien. Rutschend kamen Pferd, Reiter und Richeza zum Stehen.

„Scht, scht“, machte die Edle sanft und tätschelte dem Tier die Nase. „Ruhig, ruhig, es droht keine Gefahr.“ Dann wandte sie sich an den Reiter. „Holla, junger Mann, nicht so schnell bei diesem Wetter! Die Wege hier in den Wäldern sind nicht die Reichsstraße, du wärest nicht der erste, der sich den Hals bricht.“ Noch einmal streichelte sie den Hals des Tieres, dann ließ sie die Zügel los und trat einen Schritt zurück.

„Dom“, rief sie Boraccio zu, „wir sollten uns beeilen, es wird bald dunkel. Habt Ihr einen Spaten im Gepäck oder eine Hacke?“

Boraccio schnaufte angesichts des Auftritts von Balbo. Aber alles zu seiner Zeit. „Sergeant“, wandte er sich an Jacopo, „sehen wir zu, daß endlich die Toten unter die Erde kommen.“

„Aye, Capitan. Aber das Schanzzeug ist beim Fußvolk.“

„Ich denke, das wird auch bald hier eintrudeln. Bis dahin können wir zumindest hier Ordnung schaffen. Und Riario soll die Namen seiner gefallenen Kameraden sagen, damit wir sie nicht namenlos in einem Loch verscharren müssen.“ Dabei zwinkerte er kurz Lampanarez zu.

Dann setzte er sich langsam in Richtung Balbos in Bewegung, mit der Unausweichlichkeit eines Gewitters, das gleich über den Jungen hereinbrechen würde. Die Aracener sahen sich vielsagend an.

Kurz bevor er bei dem Soldaten auf dem Pferd ankam, wandte er sich kurz an Richeza: „Domna Richeza, Ihr seid unverletzt, wie ich sehe? Gut!“

Danach griff Boraccio in die Zügel von Balbos Pferd und liebkoste das Tier. Von irgendwoher zauberte er eine Leckerei hervor, die das Pferd mit offensichtlichem Wohlbehagen verspeiste. Dann baute er sich neben Balbo auf. „Nun, Soldat, welche Meldung habt Ihr zu machen?“ Seine Stimme war nicht sonderlich laut. Und ruhig, trügerisch ruhig.

Aus Balbos Gesicht war die Farbe gewichen, ob das am Anblick des Schlachtfeldes oder am drohenden Donnerwetter lag, vermochte man nicht festzustellen. „Nun ... äh ... also ... die Condottiera hat mich ... mich vorgeschickt um zu sehen, wie die Dinge stehen und ihr Meldung zu machen.“

Boraccios Tonfall wurde noch ruhiger. „So so, und hat sie auch gesagt, daß Ihr wie ein wildgewordener Novadi, den ein Wüstenfloh gebissen hat, durch die Gegend galoppieren sollt?“

„Nun ... äh ... eigentlich nicht ...“ Auf Balbos Wangen stieg langsam die Schamesröte hoch.

„Natürlich hat sie das nicht! Sie hat Euch zum Aufklären vorgeschickt. Und wie gedachtet Ihr bei dem Tempo etwas erkennen zu können? Wie wolltet Ihr denn einen Hinterhalt entdecken? Wolltet Ihr ihn einfach über den Haufen reiten? Wie wolltet Ihr Bericht erstatten, wenn Ihr Euch bei Eurem mörderischen Ritt das Genick gebrochen habt?“

„Ich ... äh ... schnell Meldung ...“ Balbos Kopf glühte mittlerweile fast.

Jetzt hob Boraccio die Stimme fast unmerklich. „Und wie gedachtet Ihr mir dieses Pferd zu erstatten, nachdem Ihr es zu Schanden geritten habt, Soldat? Glaubt Ihr etwa, gute Kavalleriepferde wachsen auf den Bäumen? Sogar diese heidnischen Wüstenräuber aus der Khom“, dabei spuckte er vernehmlich aus, „sogar diese Kameltreiber wissen es, wie ein gutes Pferd zu behandeln ist!“

Balbo schaute beschämt zu Boden. „Es ... es tut mir leid“ stammelte er.

„Das will ich auch hoffen! Nun gut, damit du den Wert eines Pferdes zu schätzen lernst, wirst du den Rest der Campaña alle unsere Pferde versorgen. Und sobald wir zurück sind, wirst du drei Wochen lang die Pferdeställe ausmisten. Vor dem Frühstück natürlich.“

„Ja, Herr.“ Balbo schluckte sichtlich.

„Und jetzt wirst du zurückreiten und der Condottiera Zafira sagen, daß hier alles soweit unter Kontrolle ist und sie sich nicht länger eilen soll, aber trotzdem zügig hier auftauchen soll.“

Boraccio blicke kurz zu Richeza. „Aber vorher wirst du dich bei der Domna Richeza hier entschuldigen, die du fast über den Haufen geritten hast!“

Balbo stieg vom Pferd, nahm seinen Helm ab und trat mit wackligen Knien vor Richeza. Er machte eine tiefe Verbeugung, schaute verlegen zu Boden und stammelte mit zittriger Stimme „Euer Wohlgeboren, ich bitte Euch demütig um Verzeihung dafür, daß ich Euer Wohlgeboren fast umgeritten hätte.“

Richeza wischte sich die Hände an ihrem Hemd ab, ohne daß diese dadurch trockener wurden. Sie nickte Boraccio zu, als er neben sie trat, aber ihr rascher Atem zeugte davon, daß der Vorfall sie nicht gar so ruhig gelassen hatte, wie sie sich gab. Sie war eine hervorragende Reiterin und im Umgang mit Pferden wohl vertraut, aber das eben hätte auch anders ausgehen können! Allerdings, wenn sie nicht in die Zügel gegriffen hätte ... Sie blickte den Weg hinan, wo nur wenige Schritt weiter Lampanarez sich neben der Capitana erhob und die Soldaten des Junkers damit begannen, die Ferkinas auf einem Haufen zusammenzutragen.

Schweigend folgte Richeza Boraccios mahnender Rede, die Augen fest auf den jungen Soldaten geheftet, doch während der Worte des Junkers warf sie diesem immer wieder einen verstohlenen Seitenblick zu, und Balbo war es, als unterdrücke die Frau mit Mühe ein Grinsen.

Gleichmütig winkte die Domna ab, als der Junge sich vor ihr verneigte.

„Merk dir eines, junger Mann“, sagte sie. „Das Roß eines Almadaners ist ihm so heilig wie sein eigenes Blut. Und seinem Vetter träte man auch nicht die Hacken in die Seite, wenn es nicht unbedingt notwendig wäre.“

Sie drehte sich zu Boraccio um, ohne den Jüngling weiter zu beachten. Das Lächeln auf ihrem Gesicht hatte zum ersten Mal etwas Freundliches. „Dom Boraccio“, sagte sie und streckte ihm die behandschuhte Rechte hin. „Ich danke Euch für Eure Hilfe und daß Eure Elfe das Leben der Capitana bewahrte. Möchte auch der König Eure voreilige Jagd nicht gutheißen, bin ich doch froh, daß Ihr hier seid. Und nun – hoppla“, sagte sie, als sie niesen mußte. „Laßt uns die Pflicht gegenüber den Toten rasch erfüllen, ich möchte die Nacht nicht gerne hier im Freien verbringen.“ Sie lächelte noch immer.

Nachdem das Donnerwetter an ihm vorüber gezogen war, ohne daß der Blitz allzu heftig eingeschlagen hatte, bestieg Balbo leise sein Pferd, darauf bedacht, möglichst wenig Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ein kurzes Nicken seines Herrn und er ritt den Weg zurück, um seinen Auftrag zu erfüllen, diesmal allerdings wesentlich vorsichtiger.

Boraccio blickte dem jungen Soldaten kurz hinterher und mußte ein Schmunzeln unterdrücken. Hoffentlich hatte er dem Jungen keinen zu großen Schrecken eingejagt, aber Disziplin mußte eben sein. Dann sah er Richeza an. So recht mochte er aus dieser Frau nicht schlau werden. Einmal meinte er, eins von diesen verzogenen Hofpüppchen vor sich zu haben, wie es sie im Horasreich anscheinend so häufig gab wie Flöhe in einer Novadidecke, und die glaubten, die ganze Welt drehe sich nur um sie. Aber ganz offensichtlich war sie doch aus härterem Holz geschnitzt und durchaus fähig, sich hier draußen zu behaupten. Und nun war ihre anfängliche Feindseeligkeit anscheinend Freundlichkeit gewichen. Ob sie nun wohl mit dieser Masche weiter kommen wollte, nachdem sie merkte, daß er hier im Augenblick die besseren Karten hatte? Die Frauen waren doch alle gleich. Aber gut, von ihr würde es abhängen, wie der königliche Vogt über die Unternehmung denken würde und weiter mit ihr auskommen müssen, würde er so oder so, da konnte man es auch im Guten versuchen.

Schließlich nahm er Richezas Hand. Die Etikette hätte jetzt wohl einen Handkuß erfordert, doch weder war ihm danach, noch glaubte er, daß sie es schätzen würde. Nein, das war nicht der Ort für solche Förmlichkeiten. Sein Händedruck war fest, aber nicht unangenehm. Auf seinem Gesicht zeichnete sich langsam ein Lächeln ab, ein wenig unsicher zuerst und durch die Narbe am Mundwinkel auch etwas schief. „Ihr braucht mir nicht zu danken, ich tue nur meine Pflicht als Vasall

des Königs und als Anhänger der Zwölfgötter. Eigentlich hatte ich ja gehofft, ebendieses hier durch unsere Verfolgung verhindern zu können, aber das Glück war uns wohl nicht hold.“ Bei diesen Worten schaute er grimmig auf die Leichen. „Was den König angeht, nun, so hoffe ich, er weiß zu erkennen, was für seine Untertanen das Beste ist und was nicht, wann ein Gesetz sinnvoll ist und wann die Not erfordert, es zu brechen. Und hoffentlich wissen es seine Berater auch!“ Den letzten Satz sprach er mit einer gewissen Schärfe aus. „Aber lassen wir die hohe Politik einstweilen in der Capitale. Bald werden die Mercenarios mit dem Packpferd eintreffen, dann haben wir Schaufeln, Hacken und genügend Leute, um hier schnell fertig zu werden. Und wenn Ihr für die Nacht ein Lager wißt, so haben wir sicher nichts dagegen einzuwenden. Unser Aufbruch aus Aracena erfolgte ein wenig in Eile, und wir mußten das meiste zurücklassen, so auch die Zelte. Und sagtet Ihr nicht, daß Euer Pferd noch einzufangen wäre?“ Er ging zu seinem Pferde und öffnete eine Satteltasche. Dann kehrte er zu Richeza zurück und hielt ihr ein kleines, flaches Fläschchen hin, das anscheinend aus Silber gefertigt war und in einem Etui aus verziertem Leder steckte. Richeza konnte auf dem Leder das Bild eines Greifvogels erkennen. „Hier, trinkt einen Schluck davon. Das wird Euch von innen wärmen und den Schnupfen abtöten.“ Ein fast schalkhaftes Lächeln umspielte seine Lippen.

Richeza erwiderte den Händedruck durchaus kräftig. Ihr Gesicht wurde ernster bei seinen Worten, und ihre Augen wanderten über sein Gesicht. Erstmals schien sie es eingehender zu betrachten, die Augenklappe, jede Narbe einzeln zu prüfen, ohne daß ihr nachdenklicher Gesichtsausdruck im mindesten ihre Gedanken verriet.

„Mein Pferd“, sagte sie leise, als er an seine Satteltasche trat. Als er zurückkam, war ihr Blick auf den im Nachtgrau verschwimmenden Raschtulswall gerichtet. Sie sah traurig aus. Erst, als er ihr die Flasche hinhielt, schaute sie ihn wieder an. Kurz zuckte ihre Hand, aber sie nahm die Flasche nicht. Einige lange Herzschläge vergingen, in denen nur das leise Tropfen des schwächer werdenden Regens die sich unangenehm ausbreitende Stille durchdrang. Zögernd, unentschlossen blickte Richeza den Junker an, warf einen Blick auf die Flasche, und ihr Körper wirkte angespannt. Kaum merklich schüttelte sie den Kopf. „Nein, Dom, habt Dank“, sagte sie leise, aber bestimmt. Ein kurzer Blick noch traf ihn, fast entschuldigend, dann wandte sie sich ab, um den Soldaten beim Räumen des Weges zu helfen.

Boraccio fragte sich, was er denn nun schon wieder angestellt hatte. Fast schon wollte er triumphierend auflachen, hatte er doch beinahe vorausgeahnt, daß die Landedle sich wieder abwenden würde. Aber er beherrschte sich, etwas was er in den langen Jahren im Dienst des Kaisers gelernt hatte. Er beschloß, daß sie vermutlich noch unter Schock stand und er bis auf weiteres ihr Verhalten ignorieren würde. Da er die Flasche mit dem Kräuterschnaps schon mal in der Hand hatte, nahm er einen Schluck, prostete dann einem imaginären Trinkgesellen zu und sprach kaum hörbar einen Trinkspruch: „Auf die Lebenden!“ Dann nahm er einen zweiten, längeren Schluck. In seiner Kehle und in seinem Magen breitete sich eine wohlige Wärme aus.

Dann ging er zu der Halbfelfe. „Simyane, wenn du wieder bei Kräften bist, dann finde doch einmal heraus, wo unsere Freunde aus den Bergen abgeblieben sind. Wir wollen ihnen doch noch unsere Gastfreundschaft zeigen, wo sie doch so überstürzt aus Aracena abgereist sind.“ Simyane erwiderte das grimmige Lächeln des Junkers und ging in die Richtung des Weges, wo die Ferkinas verschwunden waren. Sie kniete sich kurz nieder und betrachtete die Spuren auf dem Weg. Dann stand sie wieder auf und ging den Weg entlang, immer weiter in den Wald. Bald war sie aus der Sicht der anderen verschwunden.

Boraccio trat zu Richeza. „Domna, wißt Ihr denn zu sagen, in welche Richtung Euer Pferd entschwinden ist? Und wie sieht es eigentlich aus?“

Richeza ließ die Arme des Toten fallen, den sie zusammen mit einem der Männer des Junkers auf den Weg geschleppt hatte und richtete sich auf. Mit dem Handrücken fuhr sie sich über die schweißnasse und inzwischen völlig mit Blut und Dreck verschmierte Stirn.

„Es ist ein Fuchs-Schecke“, sagte sie keuchend. „Elenviner Vollblut. Ein Hengst, knapp über vier Jahre alt. Hochweiße Füße hinten, weiße Fesseln vorn, schmale Blesse, dunkelbraune Mähne. Ich fürchte“, fügte sie leiser hinzu, „sie haben ihn mitgenommen. Er wäre nicht weggelaufen, so habe ich ihn erzogen.“ Wieder blickte sie in Richtung der Berge, aber die Nacht war über sie hereingebrochen, und nur schemenhaft waren sie noch unter den Wolken auszumachen.

„Da unten im Wald ist noch einer!“, rief sie den Soldaten zu, die alle Ferkinas zusammengetragen hatten. „Lampanarez, zeig ihnen, wo!“

Sie wandte sich wieder Boraccio zu, öffnete den Mund, wie um etwas zu sagen, schloß ihn dann aber wieder und sah auf den schlammigen Boden. „Ich glaube nicht, daß die Ferkinas bis Fer Henna geritten sind“, sagte sie nach einem Moment. „Sie werden vorher nach links auf die Berge zu geritten sein. Sie wissen um Fer Henna und meiden den Wald um die Festung. Wir sollten dennoch weiterreiten, bis wir den Ort erreichen und morgen umkehren, um ihre Fährte aufzunehmen. Vielleicht verlieren wir Zeit, aber in der Nacht kommen wir ohnehin nicht voran. Auch sollten wir unsere Vorräte auffrischen und die Mercenarios aus Fer Henna rekrutieren. Jenseits der Festung gibt es keine Dörfer und keine größeren Höfe mehr.“

„Verstehe“, sagte Boraccio. „Um Euren Hengst tut es mir leid. Nur ein Grund mehr, diese Ferkinas zu stellen. Ich verstehe nur nicht, was sie mit so einem Pferd im Gebirge wollen. Ihre Ponys sind doch viel besser geeignet.“ Grübelnd stand er eine Weile da. Dann redete er vor sich hin, scheinbar an niemand bestimmten gerichtet. „Wir könnten sie vermutlich noch einholen, sie werden Verwundete haben, die sie aufhalten und sie sind schon die ganze Zeit nicht besonders schnell vorangekommen, wahrscheinlich wegen dem ganzen Vieh. Aber wir müßten in der Nacht angreifen, wir kennen das Gelände nicht, und die Leute sind es nicht gewohnt, in der Dunkelheit zu kämpfen, schon gar nicht zusammen. Hm ...“

Nachdenklich schaute er in Richezas Richtung. „Vermutlich habt Ihr Recht, auch wenn wir so nahe dran sind wie noch nie, so können wir heute nichts mehr ausrichten. Wollen wir hoffen, daß sie nicht noch auf die Idee kommen, Fer Henna einen Besuch abzustatten. Sagt, gab es nicht vor einigen Jahren ein blutiges Gemetzel weiter im Süden? Nicht sogar in Kornhammer? Einige blutrünstige Ferkinas, die wie Tiere über die Menschen hergefallen waren?“ Seine Miene wurde immer besorgter.

Vom Weg war erneut Hufschlag zu hören, zusammen mit dem Geräusch marschierender Stiefel.

„Wahrscheinlich haben sie die überlebenden Pferde mitgenommen, um sie als Beute zu verkaufen“, überlegte Richeza. „Aber manchmal“, fügte sie fast tonlos hinzu, „opfern sie sie auch ihrem Götzen.“ Das Gesicht der Edlen verfinsterte sich, und sie schwieg einige Augenblicke in Gedanken versunken. „Nein“, sagte sie dann, „sie werden nicht nach Fer Henna geritten sein. Das Dorf ist befestigt, es wäre Selbstmord, es mit einigen Reitern angreifen zu wollen.“

Sie blickte auf, als Boraccio seine Frage an sie richtete, sah aber mehr durch ihn hindurch, als ihn wirklich wahrzunehmen. „Ja“, nickte sie dann bedächtig, „Ferkinas hatten mehrere Höfe in Kornhammer niedergebrannt, das Vieh geraubt, und man fand die Menschen mit furchtbaren Wunden. Wir waren ihnen dicht auf der Spur, doch es waren zu viele, als daß wir sie damals hätten erledigen können. Wir mußten uns schließlich zurückziehen. Später gab es einen ähnlichen Vorfall in Selaque. Die Ferkinas, mit denen ich es jetzt zu tun hatte, sahen anders aus, als ich es in Erinnerung hatte. Andererseits ging alles so schnell, daß ich kaum mehr als drei oder vier aus der Nähe zu sehen bekam. Sagt, Dom, fand man die Leute in Eurem Dorf mit Bißwunden am Hals?“ Auch Richeza wirkte nun besorgt.

„Pferde opfern? Wäre mir neu, aber der Stamm hier scheint auch blutrünstiger zu sein als die, die man sonst so trifft.“ Boraccio dachte weiter nach. „Nein, ich kann Euch nicht sagen, ob die armen Hirten Bißwunden am Hals hatten. Zwei fand man ohne Kopf, das heißt man fand die Köpfe gar nicht, einer war mehr verstümmelt als es zum reinen Töten gebraucht hätte. Die anderen Leichen habe ich mir nicht genauer angesehen, aber mir wurde auch nichts Außergewöhnliches berichtet. Und daß sie wahrscheinlich drei Hirtenmädchen mitgenommen haben, sagte ich ja bereits. Übrigens haben sie auch bis heute jeden Kontakt mit Bewaffneten gescheut, was vielleicht an unserer Anzahl lag.“

Mittlerweile war Balbo wieder um die Kurve gekommen, diesmal in gemächlichem Tempo. Hinter ihm marschierte ein Haufen Landsknechte, etwa ein Dutzend an der Zahl, bewaffnet vornehmlich mit Hakenspießen und gekleidet in farbenfrohe Gewänder, so wie es ihre Art ist. Ihren roten Gesichtern konnte man noch ansehen, daß sie eine Weile in hohem Tempo gelaufen sein mußten. Die Frau an der Spitze der Kolonne ging zu Boraccio. „Hier sind wir nun, Dom Boraccio, so schnell als möglich. Aber wie ich sehe, haben wir den ganzen Spaß verpaßt.“ Dieser mußte zu der hochgewachsenen Condottiera aufsehen. Sie mochte ein Jahrzehnt älter sein als der Junker und stand seinen Narben in nichts nach. Der Zweihänder auf ihrem breiten Rücken wirkte schon fast zierlich. Trotz des anstrengenden Marsches schien sie noch in guter Verfassung zu sein. „Nein, man hat es vorgezogen uns nicht zur Feier einzuladen, Domna Zafira“, antwortete Boraccio. „Wir räumen hier noch auf, dann ziehen wir weiter nach Fer Henna. Dort lagern wir die Nacht und werden morgen in die Berge aufbrechen. Vorher besorgen wir uns noch Vorräte und Verstärkung.“

„In die Berge. Verstärkung. So so.“ Die Söldnerin schaute sehr skeptisch.

„Ja, in Fer Henna wird Domna Richeza“, dabei nickt er kurz in die Richtung der Landedden, „einige der dort stationierten Truppen rekrutieren und wir werden gemeinsam die Ferkinas in die Berge verfolgen. Vielleicht gelingt es uns so, sie einzukesseln. Habt Ihr etwa ein Problem damit?“ Die letzte Frage war in einem scharfen Ton gestellt. „Nein, Capitan.“ Die Condottiera wandte sich ab und begann ihren Leuten zu befehlen, das Werkzeug vom Packpferd zu holen und die Gräber auszuheben.

In leicht ärgerlichem Ton wandte Boraccio sich wieder an Richeza. „Dieses Söldlingsvolk. Ihre Disziplin ist wie immer ein wenig fragwürdig, doch leider kann ich es mir nicht leisten, in diesem Umfang dauerhaft eigene Leute unter Waffen zu halten. Sind die Mercenarios in Fer Henna Euch verpflichtet oder werden sie uns Schwierigkeiten machen?“

Richeza betrachtete die Condottiera mißmutig. Den Spaß verpaßt! Was bildete die sich ein? Drei Kaiserliche waren gestorben, und wäre Lampanarez nicht gewesen ... Die Edle schob den Gedanken beiseite und wandte sich wieder Boraccio zu. „Die Mercenarios in Fer Henna stehen im Sold meines Gro... des Vogtes. Leider liegt Fer Henna sehr abgelegen, so daß die Disziplin nicht eben das ist, wofür die dortigen Söldner gerühmt werden. Ich denke, sie sind schon loyal, und wollen wir hoffen, daß sie auch die nötige Moral besitzen. Um dort nach dem Rechten zu sehen, wurden wir ja ausgesandt.“ Sie nickte in Richtung der immer noch auf dem Boden liegenden Capitana, der irgendwer eine Decke übergeworfen hatte. „Leider wurden die Kaiserlichen, die in Kornhammer stationiert waren, zu Teilen für den Krieg abgezogen, und die, die noch übrig sind, müssen in der ganzen Vogtei für Ordnung sorgen. Da fehlt wohl manchmal die strenge Hand. Nun ja“, ergänzte sie, „wir werden sehen. Söldner sind eben Söldner.“ Ein weiterer düsterer Blick traf die Condottiera.

Immerhin, die Mercenarios waren schnell bei dem, was sie taten, die Gräber rasch ausgehoben, die Ferkinas in eine größere Grube geworfen, die Kaiserlichen am Wegrand in einzelnen Gräbern bestattet. Riario Lampanarez trat an die beiden Adligen heran. „Verzeiht, Domna, Dom.“ Er neigte kurz das Haupt vor beiden. „Die Toten sind bereit, wir können ihnen ... Ihr könnt ... ich meine: Es kann ihnen die letzte Ehre erwiesen werden. Auch wenn wohl kein ... Priester hier ist?“, fragte er vorsichtig.

Nur im Westen schimmerte noch etwas Licht durch die Wolken, ansonsten war es bereits dunkel, aber die Männer des Junkers hatten Fackeln entzündet.

Boraccio sah Richeza düster an. „Ja, der Krieg. So viele sind auf dem Mythraelsfeld gefallen. Und ich ...“ Seine Stimme war kaum mehr zu vernehmen, er wandte sich ab. „Ich ließ sie dort alleine hingehen.“ Fast meinte man in seinem gesunden Auge eine Träne erkennen zu können, aber das Licht war schon zu schlecht.

Als Lampanarez vor die beiden Edelleute trat, sah Boraccio Richeza erwartungsvoll an. „Domna Richeza, wollt Ihr ein paar Worte für Eure Leute sprechen? Ansonsten werde ich das übernehmen, wenn Ihr Euch noch nicht danach fühlt.“ Sie würde sich wohl kaum danach fühlen, niemand hielt gerne Beerdigungsreden oder schrieb gar Briefe an die Angehörigen. Aber zumindest hatte er im Laufe der Jahre eine gewisse Routine darin entwickelt.

Benommen nickte Richeza. Das Mythraelsfeld! Auch wenn sie selbst vom Krieg nichts mitbekommen hatte, später erst das zerstörte Gareth zu Gesicht bekommen hatte, weckte der Name an das Schlachtfeld vor Wehrheim schmerzhaft Erinnerungen. Dort waren jene gefallen, die sie liebte. Jene von ihrem Blut. Für immer aus dieser Welt entschwunden. Die Leere breitete sich in ihrem Innern aus, so rasch und unvermutet, wie sie es immer tat, so vollständig, daß die Edle zunächst nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte, als sie an das erste Grab herantrat.

Nur die Gesichter der Toten hatte man noch freigelassen, der Rest war bereits von Erde bedeckt. Das Licht der Fackeln tanzte über ihre bleichen Wangen. Die Augen hatte man ihnen geschlossen. Richeza schluckte den Kloß in ihrem Hals herunter. Was sollte sie sagen? Sie wußte kaum etwas über diese Toten. Wer waren sie gewesen? Wahrscheinlich erwartete man jetzt von ihr, daß sie Namen, Rang und Heldentaten aufzählte. Aber davon hatte sie keine Ahnung.

Sie nahm die Schaufel auf, die neben dem Grab an einem Baum lehnte.

„Rondrigo Eschweger“, sagte sie mit rauher Stimme. „Soldat der Ragather Schlachtreiter. Er diente seit Jahren in Königlich Kornhammer, um das Land vor den Wilden aus den Bergen und geächteten Räubern aus den Wäldern zu schützen.“ Wie belanglos und leer diese Worte klangen! Wie beliebig! Aber sie wußte nichts über den Toten. Verzweifelt suchte sie nach Worten, die Stille wurde ihr unangenehm. „Möge Boron ihm ewigen Frieden gewähren“, sagte sie schließlich und ließ eine Schaufel voll Erde auf das Gesicht fallen. Noch eine. Eine dritte. Den Rest mochten die Söldner erledigen.

Rasch wandte sie sich dem zweiten Grab zu. Sie hatte es eilig, wollte weiterreisen, konnte den Anblick der Toten nicht ertragen. Boron aus ihrem Mund! Im Stillen fürchtete sie, die Erde werde sich auftun, eine knöcherne Hand herauschießen, die riesigen Knochenfinger sie zerdrücken, hinabreißen unter die Erde, wo sie ersticken würde an Erde, Steinen, Würmern.

Richeza schauderte. „Alondo Candisi, Weibel der Ragather Schlachtreiter“, beeilte sie sich zu sagen. „Ein treuer Mann, der sein halbes Leben in der Vogtei verbrachte ...“ Irgendetwas mußte ihr doch einfallen. „Als junger Soldat rettete er seinem Hauptmann in Ragath das Leben, als dessen Pferd auf dem Übungsgelände stürzte. Candisi griff in die Zügel des Tieres und konnte das fallende Roß davor bewahren, auf den Capitän zu stürzen, auch wenn er sich selbst bei dieser Tat schwer verletzte.“ So oder so ähnlich hatte man die Geschichte zumindest erzählt. „Auch heute wieder eilte er seiner Capitana zuhelfe, und vielleicht vermochte er zu verhindern, daß sie sofort getötet wurde.“ Richeza schwieg, ließ langsam Erde auf das Gesicht fallen. Den Kopf hatte man versucht an den Rumpf heranzudrücken, aber als die Erde auf das Gesicht niederfiel, klappte er entlang der Schnittwunde zur Seite wie eine im Wind schwingende Tür. Rasch bedeckte Richeza den Toten mit weiterer Erde. „Boron mit ihm!“, murmelte sie.

„Valdemora Mondeza.“ Endlich, das dritte Grab! „Auch sie Soldatin der Ragather.“ Die Edle starrte auf den blutgetränkten Lappen, der die gebrochene Nase der Frau zusammenhielt. „Möge ihre Seele in Frieden ruhen!“ Sie fand keine Worte mehr. Und brachte es nicht fertig, den Namen des Gottes noch einmal auszusprechen, den sie im letzten Jahr so oft verflucht, an den sie mit Haß und Bitterkeit gedacht, den sie verwünscht, ja, auch gefürchtet hatte. Er hatte ihr alles genommen. Nicht nur er! Aber der Zorn war weg, selbst die Angst hatte sie verlassen. Da war nur Leere, die Leere, die zu ihrem ständigen Begleiter geworden war, den Platz jener Träume und Hoffnungen eingenommen hatte, die zerplatzt waren wie Blasen auf einer Pfütze bei einem starken Regenguß.

Richeza ließ den Spaten sinken und starrte auf ihre durchweichten Stiefel. Sie spürte die Blicke der anderen auf sich ruhen, aber sie konnte nichts mehr sagen. Sie schämte sich der Tränen, die über ihre Wangen liefen. Es waren nicht diese Toten, um die sie weinte.

Boraccio merkte wie die Scheffelsteinerin nur stockend ihre Worte hervorbrachte, schließlich gar nichts mehr sagen konnte, er bemerkte ihre Tränen. Aber er war darauf vorbereitet gewesen und hatte sich schon in ihre Nähe begeben. Nun schob er sie kurz sanft und unauffällig in den Hintergrund, stellte sich selbst vor die Front der Versammelten.

Jacopo wußte, was nun kommen würde. Er trat kurz einen Schritt vor, so daß alle auf ihn aufmerksam wurden. Ein „AAACH-TUNG!“ erschallte in der Lautstärke, wie sie wohl allen Weibeln zu allen Zeiten in allen Armeen zueigen war. Instinktiv nahmen alle Haltung, auch die Söldner reagierten sofort auf den Tonfall, der auf allen Kasernenhöfen Aventuriens gleich war und immer gleich sein würde.

Ein kurzes Räuspern und mit klarer, lauter Stimme fing der Junker an zu sprechen. Man merkte, daß er diese Rede nicht zum ersten Male hielt.

„Wir sind heute hier versammelt um diesen drei Soldaten die letzte Ehre zu erweisen. Sie sind gefallen in Erfüllung ihrer Pflicht für Kaiser und Reich, in bester Tradition des ersten kaiser- und königlich almadanischen Garderegiments. Von uns gegangen sind:

Alondo Candisi, Weibel, Ragather Schlachtreiter,

Rondrigo Eschweger, Soldat, Ragather Schlachtreiter,

Valdemora Mondeza, Soldatin, Ragather Schlachtreiter.

Auch wenn ihr Tod ein schwerer Verlust für uns und das Regiment ist, so sind sie doch ein Beispiel für Treue und Pflichterfüllung. Mögen sie uns als Vorbild, aber auch als Mahnung, nie nachzulassen in unserer Wachsamkeit, in Erinnerung bleiben. Laßt uns nun beten.“

Der Ton seiner Rede war sehr geschäftsmäßig, fast schon kalt und zynisch. Innerlich schimpfte sich Boraccio dafür, aber es waren über die Jahre einfach zu viele geworden, um noch für jeden Einzelnen Trauer zu empfinden. Es waren noch nicht einmal seine Leute gewesen. Er holte wieder seinen silbernen Anhänger hervor. Leicht abwesend starrte er auf das Abbild des gekrönten Raben, das darauf prangte. Die Al-Anfaner im Süden verehrten den Totengott als Fürsten der Götter, und in solchen Augenblicken wußte Boraccio auch, warum. Als er fortfuhr, lag wieder mehr Ehrfurcht in seiner Stimme.

„O großer Boron, Herr über das Totenreich. Wir bitten für die Seelen dieser drei Verstorbenen, die im Kampf gegen die Heiden gefallen sind. Sende deinen Diener Gulgari, auf daß er sie sicher geleiten möge über das Nirgendmeer. Und wenn sie dann vor Rethon, der Seelenwaage, stehen, so bitten wir dich, sei ihnen gnädig und laß sie einkehren in deine Hallen.“

Er stockte. Früher hätte er jetzt von Rondra gesprochen, und daß in ihre Hallen eingehen, aber dafür hatte er mittlerweile zuviel erlebt. Schließlich nahm er die Schaufel und ging zu jedem Grab, nahm etwas Erde auf und lies sie in das Grab fallen.

„Aus der Erde kommen wir und zur Erde gehen wir. Erde zu Erde. Asche zu Asche. Staub zu Staub. Möge Boron ihnen ewigen Frieden gewähren.“ Zum Abschluß schlug er das Boronsrad über den offenen Gräbern.

Jacopo befahl leise ein „Rührt Euch!“ Boraccio blickte auffordernd zu Lampanarez. Der junge Soldat war bisher zu beschäftigt gewesen, um den Tod seiner Kameraden zu begreifen. Nun an ihren offenen Gräbern kam langsam die Erkenntnis in ihm hoch, daß er nie wieder mit ihnen sprechen würde, nie wieder mit ihnen reiten, Karten spielen oder Wein trinken. In seinen Augen standen die Tränen, als er zu den Gräbern trat. Der Junker gab ihm die Schaufel in die Hand und klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter. Wer neben den beiden stand, konnte die leisen Worte hören: „Nimm Abschied von ihnen, mein Sohn, sonst wirst du es ewig mit dir rumtragen.“ Boraccio ging von den Gräbern weg und ließ Lampanarez dort alleine. Dessen Mund öffnete sich und schloß sich wieder. Schließlich begann er stumm eine Schaufel Erde in jedes Grab zu werfen. Nachdem er beim letzten Grab geendet hatte, ließ er die Schaufel fallen und brachte ein leises „Ich werde Euch vermissen ...“ hervor. Über seine Wangen flossen die Tränen. Jacopo legte schließlich den Arm um ihn und führte ihn weg. Er drückte Lampanarez eine Flasche in die Hand mit den Worten „Hier, Junge, trink das! Das hilft!“

Unterdessen schaufelten die Söldner die Gräber zu und stellten Boronsräder auf, die jemand aus Ästen geflochten hatte. Andere hatten aus langen Ästen und Decken eine Trage gebaut, die nun zwischen zwei Pferden befestigt wurde und auf die man vorsichtig die immer noch verwundete Capitana legte. Bald waren alle Arbeiten erledigt und nur die drei Boronsräder auf den frischen Gräbern legten noch Zeugnis ab von den Ereignissen, die sich noch vor kurzem hier zugetragen hatten. Alle bereiteten sich für den Aufbruch vor. Boraccio ging zu Richeza und führte dabei ein Pferd am Zügel, den Fuchs, den Balbo vorher geritten hatte. „Domna Richeza, erlaubt Ihr mir, Euch dieses Pferd anzubieten, bis Ihr in Fer Henna adäquaten Ersatz gefunden habt?“

Die Edle hatte inzwischen ihre Tränen getrocknet. „Ich danke Euch, Dom“, sagte sie, als sie die Zügel entgegen nahm. Sie lächelte nicht, aber von ihrer alten Wut und Abneigung war nichts geblieben. Ohne ein weiteres Wort schwang sie sich in den Sattel, strich dem Pferd sanft über die Mähne. Sie sah müde aus.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Lampanarez und einer der Soldaten des Junkers gingen mit Fackeln voran. Richeza ritt dicht hinter ihnen, aber das Licht blendete sie und erlaubte keinen Blick auf den Weg voraus. Schweigend marschierte die Gruppe voran, begleitet von den Geräuschen des nächtlichen Waldes und immer wieder dem Glucksen eines Rinnsals an der Böschung. Die Pferde und Stiefel der Soldaten sanken tief im aufgeweichten Boden ein, immer wieder stolperte jemand, da im flackernden Licht der Fackeln die Unebenheiten des Weges kaum auszumachen waren.

Irgendwann trat eine Gestalt aus dem Schatten des Waldes: Die Elfe. Richeza hatte nicht bemerkt, daß sie vorangegangen war und hörte nur wenig von dem, was sie Boraccio erzählte. Offenbar hatten die Ferkinas den Weg verlassen und waren Richtung Nordwesten in den Wald hinein geritten, um Fer Henna zu umgehen. Ganz, wie Richeza es vermutet hatte. Man markierte die Stelle, an der die Wilden abgelenkt waren, mit einem in die Erde gerammten Kreuz aus dünnen Ästen, um die Stelle am nächsten Tag sicher wiederzufinden, und ritt weiter.

Fer Henna

Endlich war ein schwacher Lichtschein zwischen den Bäumen zu sehen. Der Weg beschrieb eine letzte Biegung bergauf, dann war das Ziel erreicht: Fer Henna, die letzte Ortschaft vor der Wildnis des Raschtulswalls.

Ein fünfzehn Schritt hoher, rechteckiger Turm ragte auf der felsigen Hügelkuppe auf. Das eisenbeschlagene Tor besaß zwei Türklopfer in Form von Löwenköpfen, die rostige Ringe in ihren zahnbewehrten Mäulern hielten. Links des Tors war ein Mannloch in die Mauer eingelassen, neben dem eine Fackel in einem Halter brannte und einen schwachen Schein über den schlammigen Weg warf. Der Turm besaß mehrere Schießscharten und ein einziges Fenster knapp unter dem Ziegeldach. Der Laden war geschlossen, aber durch die Ritzen drang Licht. Links und rechts des Tors führte eine sechs Schritt hohe Mauer mit überdachtem Wehrgang in die Dunkelheit. Hier und da ragten einige Dächer über die Mauer, und im Hintergrund waren die Umrisse eines zweiten, kleineren Turms auszumachen.

Richeza stieg ab und schritt entschlossen auf das Tor zu. Dumpf schlug das Eisen des Türklopfers gegen das Holz. Nichts geschah. Nur die Pferde schnaubten leise, und einige der Söldner scharrrten mit den Füßen. Irgendwo im Dorf schlug ein Hund an. Noch einmal betätigte die Edle den Türklopfer.

Das Fenster unter dem Dach wurde aufgestoßen, dunkel zeichnete sich eine breite Gestalt vor mattem Kerzenlicht ab. "Wer da?", grollte eine tiefe Frauenstimme.

"Die Soldaten des Vogts. Öffnet das Tor", rief Richeza hinauf.

Kurzes Schweigen.

"Wer seid Ihr?"

"Richeza Aldonaza von Scheffelstein." Pause. "Die Großtochter des Vogtes. Der Vogt schickt mich, um in Fer Henna nach dem Rechten zu sehen", erklärte die Domna nachdrücklich.

"Tretet ins Licht, damit ich Euch sehen kann!"

Richeza machte einen Schritt zurück, die Arme ausgebreitet, den Blick zum Fenster gewandt.

Die Frau sagte etwas über ihre Schulter in den Raum, dann tauchte ein zweiter Kopf hinter ihr auf. Die Gesichter waren im Zwielicht nicht auszumachen.

"Wer sind die anderen?", fragte die Frau. "Das sind keine Kaiserlichen! Ich kenne das Wappen nicht!"

"Das ist Seine Wohlgeboren Boraccio D'Altea, Junker zu Aracena", erklärte Richeza, ehe der Junker selbst etwas erwidern konnte. "Wir hatten ein Gefecht mit Ferkinas. Mehrere Kaiserliche sind getötet worden! Capitana Sandolorez ist verwundet. Laßt uns ein, wir brauchen Unterkunft für die Nacht und müssen mit Eurem Hauptmann sprechen."

Wieder war Getuschel von oben zu vernehmen, dann schlug das Fenster zu. Richeza runzelte die Stirn, blickte zu Lampanarez und dann zu Boraccio und wieder zum Fenster hinauf.

Im Mannloch wurde eine Luke geöffnet. Im Halbdunkel waren Augen und Nase einer Frau zu auszumachen. "Ich will Euer Wappen sehen!", forderte die Wache Richeza auf. Als die Edle ihren Degen zog, zuckte das Gesicht kurz zurück, doch Richeza hielt nur den Knauf ihrer Waffe hoch, so daß die Windmühle auf der Fehlschärfe sichtbar wurde.

"Ist das Eure Waffe?", fragte die Frau mißtrauisch, und die Augen wanderten abschätzig über die schmutzige Edle. "Ich kenne Euch nicht."

Ärgerlich zerrte sich Richeza den Handschuh von der Rechten und hielt der Wache einen goldenen Siegelring unter die Nase. "Wahrlich ist das meine Waffe! Meinen Namen habe ich Euch schon genannt. Und nun öffnet verdammt noch mal das Tor!"

"Gut", sagte die Frau langsam. "Ich will Euch glauben. Euer ... Wohlgeboren", fügte sie hinzu. "Aber warum schickt der Vogt fremde Soldaten?"

"Der Vogt", erwiderte Richeza gedehnt. "Schickt keine fremden Soldaten. Wie ich schon sagte, haben wir einen verlustreichen Kampf hinter uns. Des Junkers Männer werden uns gegen die Ferkinas beistehen. Und jetzt ...", setzte sie noch langsamer hinzu, aber die Wache fiel ihr ins Wort.

"He, Tercio, mach das Tor auf", rief sie über die Schulter, dann wurde die Luke im Mannloch zugeschlagen.

Richezas Schultern hoben und senkten sich. Als sie sich umdrehte, stand eine zornige Falte auf ihrer Stirn.

Boraccio versuchte, sich mühsam ein Grinsen zu verkneifen. Als er sich halbwegs unter Kontrolle hatte, erwiderte er zu Richeza: „Was habt Ihr erwartet, so mitten in der Nacht? Ich hätte Euch auch nicht ohne weiteres eingelassen.“

Dann wandte er sich um zu den Soldaten. „Balbo, Lampanarez! Wer kann mir sagen, ob die Wache richtig gehandelt hat?“

Die beiden jungen Soldaten sahen sich verdutzt an, dann unsicher den Junker. Balbo wagte zaghaft eine Antwort: „Sie war ungebührlich gegenüber Ihrer Wohlgeboren?“

„Nun, ein wenig Manieren fehlten in der Tat. Aber nein, das mag vielleicht noch entschuldbar sein, bitte um Verzeihung, Domna. Also, was war nicht Ordnung?“

Ratlos starrten die beiden Jungen auf die Spitzen ihrer Stiefel.

„Nun, es ist mitten in der Nacht und wir stehen hier vor dem Tor mit einer kleinen Armee, genug, um dieses Nest hier einzunehmen. Offensichtlich kennt man hier niemanden von uns. Und nun öffnen sie uns das Tor, nur aufgrund des Wappens von Domna Richeza. Durch so etwas sind schon mächtigere Festen gefallen. Besser wäre gewesen, die Domna alleine zum Kommandanten zu bringen, damit dieser die Sache näher prüfen kann und erst dann den Rest unserer Truppe einzulassen. Balbo, wenn du jemals auf Burg Altea nachts einem unbekanntem Heerhaufen einfach so das Tor öffnest, ohne genau zu wissen, um wen es sich handelt, dann bete, daß es der Feind ist und uns noch in der Nacht überrennt. Denn sonst wird dich am nächsten Morgen ein Donnerwetter treffen. Verstanden?“

„Ja, Capitan!“ Balbos Antwort kam sehr eilig. Die Dunkelheit verbarg das Schmunzeln auf den Gesichtern der anderen.

Rumpelnd öffnete sich das Tor. Im Durchgang stand eine bullige Frau in Lederrüstung, deren Gesicht beinahe ebenso viele Narben aufwies wie das des Junkers. Eines der Augen schielte seitlich hinauf an die Decke des Torbogens, das andere war blutunterlaufen. Mit ihren neuneinhalb Spann überragte sie die Gittertür links in der Wand, durch die ein kurzer Gang zum Mannloch führte, um mehrere Finger breit. Ein haarloser Streifen teilte ihr kurzgeschorenes, schwarzes Haar quer über den Schädel und setzte sich in einer rötlichen Narbe fort, die über Wange und Hals verlief und unter einer fingerdicken Goldkette verschwand, an der allerlei Talismane hingen.

"Willkommen in Fer Henna!", grollte die Frau. Drei tiefe, vernarbte Risse, wie von gewaltiger Klaue, furchten ihre rechte Hand, mit der sie einen eher lässigen Rondragruß vollführte.

Ihr gegenüber an der anderen Wand des Durchgangs stand ein sehniger Soldat in Kettenhemd und Rundhelm, der kaum größer war als die Edle von Scheffelstein. Den stoppligen Unterkiefer vorgeschoben, versuchte er strammzustehen, aus den Augenwinkeln aber beobachtete er die fremden Söldner. Über ihm ragten die Zacken eines nicht ganz hochgezogenen Fallgatters aus der Decke.

Hinter der Söldnerin stand eine zweite Tür offen, durch die die Stufen einer aufwärts führenden Treppe zu sehen waren, die gerade ein Junge von vielleicht dreizehn Jahren heruntergesprungen kam.

"Geh, Eslameo, weck die Stallknechte", forderte die Torwächterin ihn auf. "Und dann lauf zu Graciosa und wa... sag den anderen Bescheid."

Während sie durch das Tor traten, musterte Boraccio das Torhaus eingehend und prägte sich die wichtigen Details ein. Es konnte nie schaden, über die Festung Bescheid zu wissen, auf der man sich gerade aufhielt. Vielleicht war die Scheffelsteinerin hier nicht so gerne gesehen, wie sie das annahm, und dann mochte es Ärger geben. Aber zumindest hatte sie recht, Fer Henna war zu stark befestigt, um von einer Bande marodierender Ferkinas einfach angegriffen zu werden.

Die Wache führte die Edle, den Junker und die Soldaten ins Innere der Festung. Wahrlich, Fer Henna war mehr ein gesichertes Dorf als eine klassische Burg. Mehr als zwei Dutzend meist steinerne Hütten lehnten sich an die Festungsmauer oder duckten sich unter die Äste einer alten Eiche in der Mitte des Dorfplatzes. Die wenigsten Gebäude besaßen ein Obergeschoß. Aus verschiedenen Hütten drangen Feuerschein, Gespräche, und mancherorts auch wüstes Geschrei, Hundeklaffen oder das Weinen eines kleinen Kindes. In der Nähe war ein Schnarchen aus einer halboffenen Tür zu hören. Die Söldnerin führte ihre Gäste über den Dorfplatz, vorbei an einem schiefen Bruchsteinbrunnen auf ein langgestrecktes Gebäude nahe der Mauer zu. Drei Männer und eine Frau in Lumpen kamen der Gruppe entgegen geeilt, einer der Männer unverkennbar wie ein Ferkina gekleidet, die Frau wie eine Zahora. Alle vier verneigten sich vor Boraccio, dann nahmen sie den Soldaten die Pferde ab, um sie zu versorgen.

"Und geht mir gefälligst ordentlich mit den Tieren um!", rief ihnen die Söldnerin nach. Einer der Männer drehte sich um und nickte eifrig.

Verdrossen blickte Richeza ihnen nach, dann wandte sie sich wieder an die Torwächterin. "Ich will mit Eurem Hauptmann sprechen", sagte sie. "Jetzt gleich. Wo finde ich ihn?"

Die Söldnerin hob die Schultern, blickte über den Platz, zog die Nase hoch, blickte Richeza an, schien zu zögern und sagte dann: "Er wird wohl bei Graciosa sein." Noch einmal zuckte sie mit den Schultern. "Da drüben, das Haus da." Sie wies auf ein einstöckiges Gebäude unweit der Mauer, aus dem Lachen und laute Rufe kamen.

Richeza atmete tief aus. "Lampanarez, Ihr kommt mit mir!", befahl sie dem jungen Soldaten. Sie blickte zu Boraccio. "Dom Boraccio ... Wenn Ihr mich begleiten mögt?" Es klang mehr wie eine Bitte als wie eine Frage.

„Selbstverständlich begleite ich Euch, Domna Richeza. Wir sollten noch heute besprechen, wie wir morgen vorgehen wollen.“ Boraccio wandte sich an Jacopo und die Condottiera: „Seht schon mal zu, daß Ihr einen anständigen Lagerplatz findet. Die Leute sollen sich nicht besaufen wie die Thorwaler, wir müssen früh los. Hm ... und stellt Wachen auf. So ganz mag ich dem Frieden hier nicht trauen. Und daß mir hier keiner irgendeine Händel anfängt! Die Ferkinas werden uns schon noch genug Schwierigkeiten machen.“ Er nahm seinen Helm ab und drückte ihn Jacopo in die Hand. „Und kümmer dich gut um Rosario, ja?“ Kurz überlegte er noch, die Plattenhandschuhe auszuziehen, entschied sich dann aber anderes. „Domna, so laßt uns nun gehen.“

Zu dritt schritten sie auf das genannte Haus zu. Die Fensterläden waren geschlossen, aber neben der Tür brannte eine Laterne. Richeza zog die Tür auf und trat in einen dunklen Vorraum. Die doppelflüglige Tür rechterhand stand einen Spalt offen. Mit grimmiger Mine schob die Edle sie weiter auf und betrat den dahinterliegenden Raum, eine Art Schankraum, wie sich herausstellte. Rechts erstreckte sich die Fensterfront zum Dorfplatz, an der entferntesten linken Wand öffnete sich die Decke zu einer Art Galerie, zu der eine Treppe hinaufführte. Mehrere Türen lagen im Schatten der Wand verborgen. Überall im Raum saßen Männer an Tischen und Fässern oder auf Hockern und kurzen Holzbänken zwischen den Türen. Geschlossene Laternen an Stützpfählen mitten im Raum und Kerzen in Bechern auf den Tischen sorgten für relativ helles Licht. Die schwitzenden Körper der Gäste heizten den Raum zusätzlich auf. Vier zierliche Mädchen in hellen Leinenkleidern, alle zwischen dreizehn und siebzehn Jahren, bedienten die Männer an den Tischen. Die riesigen Bierkrüge mußten sie teilweise mit beiden Händen tragen, zumindest, wenn sie voll waren.

Gegenüber des Eingangs erhob sich ein flaches Podest, auf dem einige verstreute Hocker standen. Auf einem derselben saß ein rothaariger Mann in halb geöffnetem Plattenharnisch, auf seinen Knien rittlings eine vierzigjährige Frau, die lachend die Hände in seinem Bart vergraben hatte, während der Söldner seine Hand die Rückseite ihres Beines hinaufwandern und unter ihren Rücken verschwinden ließ. Neben dem Paar stand der Junge, den die Torwache geschickt hatte, Eslameo, und redete offenbar auf die Frau ein, die ihn jedoch nicht beachtete.

Neben den Schankmaidens und der Frau auf dem Schoß des Söldners, befand sich nur eine weitere Frau im Raum. Nahe eines der Fenster saß sie auf einem Stuhl, den Kopf mit den beiden blonden Zöpfen an die Wand gelehnt, die Arme vor ihrem Harnisch verschränkt, neben sich an der Wand ein Schwert in seinem Gehänge. Müde, fast betrübt, starrte sie auf den Fußboden.

Alle anderen Gäste waren Männer. Gut zwei Dutzend hatten sich im Schankraum versammelt. Die jüngsten mochten um die vierzehn sein und starrten mit gewichtiger Miene über ihre Bierkrüge hinweg. Der älteste, gut siebzig Götterläufe, ein Bär von einem Mann, riß große Bissen aus einem Stück Fleisch. Das Fett troff ihm von den altersfleckigen Händen, die so gar nicht zu seinen kräftigen Oberarmen passen wollten. Das schneeweiße Haar hatte er im Nacken zusammengebunden, ein feiner Backenbart rahmte seine fleischigen Wangen, aus dem Ausschnitt seiner schlichten Tunika quoll weiß sein Brusthaar.

"Tür zu, es zieht!", brummte ein Söldner in der Nähe, der mit vom Wein fahrigten Händen Spielkarten auf dem Tisch sortierte. Dann sah er auf, und ein breites Grinsen legte sich über sein gerötetes Gesicht. "Hoho, schönes Mädchen, wo kommst du denn her? Dich hab ich ja noch nie gesehen, muß dich mir gleich mal näher angucken." Auffordernd winkte er mit der Hand und leckte sich über die Zähne.

Boraccio konnte hören, wie Richeza zitternd ausatmete. Ohne auf den Mann einzugehen, rief sie über den Lärm in der Schankstube hinweg:

"Ich bin Richeza Aldonaza von Scheffelstein. Im Namen des Vogtes, Eures Herrn, begehre ich Euren Hauptmann zu sprechen." Mehrere Köpfe wandten sich den neu Eingetretenen zu, einige Gespräche verstummten, hier und da aber waren leises Gelächter und Getuschel die Antwort.

"Ist nicht hier", erklärte der Söldner mit den Spielkarten feixend und hob seinen Krug. "Aber schön, Eure Bekanntschaft zu machen ... Eure ... Eure Wohl...?, Hoch...?, Eure Schöngeliebten."

Richeza machte zwei Schritte vor, holte aus und schlug dem Söldner mit der Rückseite ihrer Hand den Krug von den Lippen. Es gab ein unschönes Geräusch, als das irdene Gefäß an die Zähne stieß, dann flog es über den Tisch und zerschellte klirrend auf dem Boden, ein Spur Weinspritzer über die Hosen der Umsitzenden ziehend. Beide Fäuste auf den Tisch gestemmt, beugte sich die Edle zu dem verdutzten Söldner hinüber.

"Ihr werdet hier VERDAMMT NOCH MAL NICHT FÜRS SAUFEN BEZAHLT!", brüllte sie ihn an, dann stieß sie sich wieder vom Tisch ab. "WER HAT HIER DAS SAGEN?"

Nun waren die Gespräche in der Taverne wahrlich verstummt, wenngleich noch auf manchem Gesicht ein unsicheres Grinsen lag. Die blonde Söldnerin war aufgestanden.

"Der Hauptmann ist nicht hier, Euer Wohlgeborener", sagte sie. "Ich werde ihn holen."

"Ich bitte darum", knurrte Richeza, während die Söldnerin sich mit einer Entschuldigung an Lampanarez und dem Junker vorbei durch die Tür zwängte.

Die Frau auf dem Schoß des Rothhaarigen rutschte von den Knien des Mannes, schob seine nach ihr greifende Hand beiseite, strich ihre Röcke glatt und kam nun ebenfalls her. Aus der Nähe sah sie doch noch ein paar Jahre jünger aus als vierzig, auch wenn sie schon deutliche Falten in den Augenwinkeln hatte. Sie war ebensoviel größer als Richeza wie sie kleiner als Boraccio war. Ihr schwarzes Haar fiel in Wellen auf ihre bloßen Schultern herab, das nach Zahoriart freizügig geschnittene Mieder gewährte tiefe Einblicke auf ihren mächtigen Busen. Schön war sie nicht zu nennen, aber ihre braunen Augen versprühten vielversprechende Lebenslust und ihren durchaus muskulösen Körper bewegte sie mit der Eleganz einer Tänzerin. Die Nägel ihrer Zehen hatte sie angemalt, beim Gehen wippten ihre drei übereinanderliegenden Röcke und gaben den Blick auf kräftige, braune Beine frei.

"Euer Wohlgeborener", begrüßte sie Richeza mit einem Lächeln und machte einen Knicks auch vor Boraccio und dem jungen Soldaten. "Ich bin Zulhamin. Seid willkommen in meinem Haus und meine Gäste, solange es Euch beliebt." Ein interessierter Blick traf Boraccios Gesicht, wanderte über seine Narben, dann seine Schultern, seine Brust, seine Arme, inspizierte seinen Körper bis hinab bis zu den Füßen, blieb erneut an seinen Schultern haften – und war wieder bei Richeza, ehe es zu unhöflich erscheinen konnte.

"Doma, Ihr seht mitgenommen aus, wenn Ihr erlaubt, lasse ich Euch ein Bad richten. – Fadinha, sag deinen nichtsnutzigen Brüdern, sie sollen oben einen Zuber füllen," sagte sie lauter, ohne die Augen von Richeza zu nehmen.

Ein fünfzehnjähriges Schankmädchen wandte sich dem Tisch zu, an dem einige Jungen über ihren Bierkrügen saßen. Einer der Jungen, etwas jünger als das Mädchen, warf diesem einen Kußmund zu und schnitt ihm dann eine Fratze.

"Wenn Ihr nächtigen wollt, steht Euch mein Haus – Gonzalo, ich sehe alles! – gerne zur Verfügung."

Der Junge am Tisch verdrehte die Augen, stand auf und zog einen noch etwas jüngeren Burschen, der ihm recht ähnlich sah, aber schwächer war, am Ohr hoch. Gefolgt von zwei weiteren Knaben verließen die sich schubsenden Brüder die Schankstube durch eine der Türen.

In diesem Moment kehrte die blonde Söldnerin zurück, gefolgt von einem vierzigjährigen Mann in Hose und Stiefeln und einem Hemd, das er in der Eile wohl falsch herum angezogen hatte, denn seine Schnürung befand sich auf dem Rücken. Die grauen Stoppeln auf seinem Kopf waren nicht länger als die auf seinen Wangen. Der Mann war etwas kleiner als die Söldnerin, die beinahe Boraccios Größe hatte, und etwas größer als Zulhamin, neben der er stehen blieb.

Um Haltung bemüht, vollführte der Mann den rondrianischen Gruß. Rote Flecken zierten sein bleiches Gesicht, über eine Wange verlief eine Falte, so als habe er soeben noch auf ihr gelegen. Feine Schweißperlen bedeckten seine Stirn, und seine farblosen Lippen waren aufgesprungen. Mit glasigen Augen sah er von Riario Lampanarez zu Richeza zu Boraccio und wieder zurück. Schließlich legte er seine Rechte an seine Brust und neigte leicht schwankend den Kopf vor Boraccio. "Hauptmann Sandro Emmerdan", erklärte er schleppend. "Wie kann ich Euch dienen, Herr?"

Ein heruntergekommener Außenposten am Ende der Welt. Boraccio hatte schon genug von ihnen gesehen, es war immer dasselbe. Weit ab vom Schuß, keine Disziplin, und schon hielten der Suff und der Schlendrian Einzug. Dann kam der Feind und nutzte die Nachlässigkeit aus. Mühsam unterdrückte er seinen aufwallenden Zorn. Das hier war nicht seine Angelegenheit, sollte sich der Vogt um seine Leute kümmern. Seine Stimme klang freundlich, fast liebenswürdig, und nur wer ihn kannte, hörte den gefährlichen Unterton in ihr.

„Mein Name ist Boraccio Eslam D’Altea, Junker zu Aracena und Rittmeister a.D. der Ragather Schlachtreiter. Was nun mich angeht ... für das Erste könntet Ihr mir behilflich sein, eine Unterkunft für meine Leute zu finden. Entweder eine Scheune oder zumindest ein paar Zeltplanen. Und etwas Holz für Feuer und etwas Essen würden wir auch nicht ablehnen. Aber vielleicht solltet Ihr vorher lieber Ihre Wohlgeborene Domna Richeza Aldonaza von Scheffelstein, die Großtochter des Vogts, fragen, wie Ihr ihr behilflich sein könnt, mich deucht, sie war just auf dem Weg hierher, um mit Euch zu sprechen. Außerdem gehört es sich, einer Domna den Vortritt zu lassen.“ Sein Lächeln entblökte viel von seinen Zähnen und erinnerte ein wenig an eine Raubkatze.

„Ich werde mich um Eure Leute kümmern, Euer Wohlgeboren“, fiel Zulhamin ein, ehe der Hauptmann Gelegenheit zu einer Erwiderung hatte. „Rosandro, Thalio, geht nach draußen und schaut nach, wie viele Leute die Herrschaften mitgebracht haben. Macht den Heuboden über dem Stall bereit und schaut, wo ihr noch jemanden unterbringen könnt.“ Zwei Männer erhoben sich und verließen wortlos die Taverne. „Essalina, Fadinha“, befahl Zulhamin den Schankmädchen. „Sorgt dafür, daß unsere Gäste etwas zu Essen bekommen.“ Wieder wandte sich die Frau an den Junker. „Wenn auch Ihr ein Bad mögt oder ich sonst noch etwas für Euch tun kann ...“ Die bedeutungsvolle Pause wurde von einem Lächeln und dem Blitzen dunkler Augen ausgefüllt. „Dann laßt es mich wissen, Herr!“

Langsam hatte Boraccio seinen Zorn über den Zustand der Garnision wieder unter Kontrolle bekommen. Nein, kein Grund sich hier aufzuregen, das konnte die Scheffelsteinerin schon ganz gut selber, dessen war er sich mittlerweile sicher. Die Explosion, die sich bei ihm angekündigt hatte, blieb aus. Die Wirtin, ach ja. „Sechzehn Mann, nein siebzehn“, er hatte Lampanarez schon fast adoptiert, „sieben Pferde und eine Verwundete. Seht zu, daß die Capitana ein Bett bekommt, sie braucht noch viel Ruhe.“ Seine Stimme war kühl und befehlend. „Das Bad muß warten, bis wir hier fertig sind. Danach werden wir sehen, ob noch Zeit ist. Wir müssen morgen früh los. Laßt mir schon mal ein Bett bereiten.“ Wortlos ließ er die Wirtin stehen, er hatte seine Befehle gegeben.

Der Hauptmann hatte sich derweil mit einem knappen Nicken an Richeza gewandt. „Verzeiht, Domna, daß ich Euch nicht erkannt habe“, sagte er.

„Schon gut“, brummte die Edle. „Es gibt sicher einiges zu besprechen, aber nicht hier.“ Sie warf einen Blick durch den Schankraum und die neugierigen Gesichter, die sich ihnen zugewandt hatten. „Verschafft uns einen Raum, wo wir ungestört reden können.“

Sandro Emmerdan nickte und drehte sich zu der Söldnerin um, die noch immer hinter ihm stand. „Rinaya, geh Tsaiane am Tor ablösen, ich brauche sie hier.“

„Wenn Ihr mögt, mache ich Euch das Kaminzimmer bereit“, sagte Zulhamin in die Leere zwischen dem Hauptmann und den Adligen, der Söldnerin nachsehend. Wieder nickte der Hauptmann.

Die Wirtin delegierte einige weitere Dörfler und blickte Richeza an. „Wollt Ihr zunächst vielleicht ein Bad nehmen?“ Ihre Augen wanderten weiter zu Boraccio, während die Edle den Kopf schüttelte.

„Nein, das kann warten. Wir haben es eilig.“

„Wie Ihr wünscht“, erwiderte Zulhamin, die sich nun endlich vom Anblick des Junkers losreißen zu können schien. „Folgt mir!“

Sie führte die vier durch eine der Türen und einen Abstellraum in das von ihr so bezeichnete Kaminzimmer, eine quadratische Kammer mit niedriger Decke und einer gemauerten Feuerstelle in der Wand. Zwei Männer schoben einen wackligen Holztisch in die Mitte des Raumes, ein dritter schleppte Stühle aus dem Nachbarräum herbei, während eines der Schankmädchen die Wäsche abnahm, die an dünnen Stricken unter der Decke gehangen hatte, und auch die Leinen entfernte. Es war warm und stickig in der Kammer, die Luft erfüllt vom Geruch des nassen Stoffs und dem Rauch des flackernden Feuers. Zulhamin stieß eine Luke in der Wand auf und hakte den Fensterladen ein.

„Bitte, setzt Euch doch“, forderte sie die Adligen auf. Der Hauptmann hatte sich bereits am Tisch niedergelassen. Richeza rückte sich einen der Stühle zurecht, Lampanarez wartete, bis auch Boraccio sich gesetzt und die Edle ihm einen auffordernden Blick zugeworfen hatte. Die Tür ging auf, und die Torwächterin erschien im Durchgang. Sie mußte ein wenig den Kopf einziehen, um sich hindurchzuzwängen.

„Ihr habt mich rufen lassen, Capitan?“

„Setz dich, Tsaiane“, erwiderte der Hauptmann und machte eine unbestimmte Geste auf den einzigen noch freien Stuhl. Als sich die Söldnerin darauf niederließ, knackte das Holz bedenklich.

„Das ist Tsaiane Drakenstein, meine Weibelin“, sagte der Capitan. Obwohl er saß, sah er noch immer aus, als würde er gleich den Boden unter den Füßen verlieren.

Zulhamin nutzte die kurze Pause, um an den Tisch heranzutreten. „Wünschen meine Gäste Speis oder Trank?“, fragte sie.

„Ja, bringt mir etwas zu Essen“, sagte Richeza, deren Blick noch immer auf der Weibelin ruhte. „Bitte“, fügte sie hinzu, aber Zulhamin hatte ihre Aufmerksamkeit bereits dem Junker gewidmet. „Und Ihr, Herr? Welchen Wunsch darf ich Euch erfüllen?“ Das Licht des Feuers spiegelte sich in ihren Augen.

Boraccio wirkte müde, die schlechte Luft im Raum tat ihr übriges. Er hing seinen Gedanken nach, als er merkte daß die Wirtin eine Frage an ihn gerichtet hatte. Um was ging es noch gleich? Ach ja. Abwesend antwortete er „Ja, etwas zu Essen. Und ein wenig Wein wäre nicht schlecht.“ Dann wandte er seine Aufmerksamkeit Richeza und dem Hauptmann zu, ohne die Zahori weiter zu beachten. Sein Blick traf die Weibelin Drakenstein, und plötzlich fiel ihm ein, was er vergessen hatte. Laut rief er Zulhamin hinterher: „Wartet, eine Sache wäre da noch, die Ihr für mich tun könntet! Bitte seid doch so gut und schickt jemand zu meinen Leuten, der meinen Weibel Jacopo holen soll. Und die Condottiera Zafira soll auch gleich mitkommen.“ Zum ersten Mal schenkte er der Frau ein Lächeln, das aufgrund seiner Narbe ein wenig schief wirkte. Er wandte sich wieder Richeza und den beiden Söldnern zu. „Besser die beiden sind gleich mit dabei, dann wissen alle Bescheid und wir müssen nicht alles mühsam wiederholen.“

Er war wütend auf sich. Wie konnte er nur vergessen, seine beiden Unterführer zur Beratung mit hinzuzuziehen? Die letzten Tage waren einfach zu anstrengend gewesen, sie hatten alle nicht viel Schlaf bekommen. Er spürte, wie die Müdigkeit ihn langsam zu übermannen drohte. Kein Wunder, daß er Fehler machte. Träge massierte er seine Schläfen um die aufkommenden Kopfschmerzen zu unterdrücken. Hoffentlich dauerte die Besprechung nicht zu lange. Die Aussicht auf ein

Bad erschien ihm plötzlich sehr verlockend. Ja, ein warmes Bad, ein gutes Glas Yaquirtaler und ein weiches Bett. Was konnte es Schöneres geben im Leben?

Zornig schüttelte er seinen Kopf. Nein, jetzt galt es sich zusammenzureißen. Er schaute zur Scheffelsteinerin. „Domna Richeza, ich denke, wir sollten beginnen und von den Vorfällen berichten. Die beiden werden schon noch früh genug kommen. Und je eher wir hier fertig werden, um so eher kommen wir alle ins Bett.“

Richeza nickte, schob die Ärmel ihres blutverkrusteten Hemdes hoch und faltete die Hände auf dem Tisch. „Wie ich schon sagte“, wandte sie sich an den Hauptmann, der Söldnerin einen Seitenblick zuwerfend, „schickte mich ... der Vogt, um hier zusammen mit den Kaiserlichen mal wieder für Ordnung zu sorgen.“ Auch wenn sie sichtlich bemüht war, ihrer Stimme und Miene eine gewisse Strenge zu verleihen, wirkte sie doch zu erschöpft, als daß dieses Vorhaben besonders erfolgreich gewesen wäre. „Darüber, mit welcher Disziplin Ihr Eure Truppen führt, wird noch zu reden sein, Capitän.“ Sandro Emmerdan nahm den Tadel wortlos, ja reglos entgegen, statt einer Antwort blinzelte er, um seine zufallenden Augen offenzuhalten. Irritiert starrte die Edle ihn einen Moment lang an, wandte sich dann beim Weiterreden zunehmend an die Weibelin.

„Wir wurden etwa eine oder zwei Wegstunden von hier von einer Horde Ferkinas überrascht, die vor einigen Tagen bereits das Anwesen des Junkers“, sie nickte in dessen Richtung, „in Königlich Khahirios verheerten. Drei Kaiserliche wurden von den Barbaren getötet, die Capitana schwer verwundet. Seine Wohlgeboren verfolgte die Ferkinas bis nach Königlich Kornhammer hinein“, wieder ein kurzer Seitenblick, „und wir haben uns entschieden, die Ferkinas gemeinsam zur Strecke zu bringen. Möglicherweise handelt es sich um dieselbe Sippe, die die Gegend schon seit Jahren unsicher macht. Ist Euch irgendetwas über diese Sippe bekannt? Ist Euch irgendetwas aufgefallen in letzter Zeit?“

Tsaiane Drakenstein hob langsam die Schultern und ließ sie ebenso langsam wieder sinken. „Hier kommen immer wieder Ferkinas vorbei. Zum Handeln, meistens. Hier leben auch so einige, solange sie sich an unsere Regeln halten, spricht doch nichts dagegen, nicht wahr?“ Wieder zuckte sie mit den Schultern. „Nee, Überfälle hat es schon seit ner Weile nicht mehr gegeben. Die letzten zwei Jahre waren ruhig.“

„Gut“, sagte Richeza. „Dann sollten wir zunächst überlegen, wie wir vorgehen. Wie viele von Euch sind hier stationiert? Zehn?“ Ein Nicken der Söldnerin. Richeza nickte ebenfalls leicht und fuhr mit den Zähnen über ihre Unterlippe. Die Tür ging auf, ein Mann stellte zwei weitere Stühle in den Raum und verschwand wieder. „Wir werden morgen früh die Verfolgung der Ferkinas aufnehmen. Wahrscheinlich müssen wir uns zu Fuß auf den Weg machen. Ein Großteil unserer Leute sind ohnehin Infanteristen, und mit Pferden werden wir nicht sehr schnell vorankommen. Ein oder zwei berittene Späher können aber nicht schaden. Ich denke, es gibt genug Bergpferde hier, über die wir verfügen können.“

Abermals öffnete sich die Tür, und die Condottiera und der Weibel des Junkers traten ein.

„Setzt Euch, bitte“, forderte Richeza die beiden auf und deutete auf die Stühle. Nachdem die beiden diese an den Tisch herangezogen hatten, stellte sie noch einmal knapp alle Anwesenden vor, ehe sie unbeirrt in ihren Überlegungen fortfuhr. „Also, wo war ich? Ach ja: Späher. Seine Wohlgeboren“, wieder ein Nicken in dessen Richtung, „hat eine Späherin aus dem Elfenvolk dabei, aber ich denke, wir sollten auch jemanden mitnehmen, der sich hier in der Gegend auskennt und über Kenntnisse des Fährtenlesens verfügt. Gibt es so jemanden hier im Dorf?“

Der Hauptmann und seine Weibelin tauschten einen Blick aus, dann nickte Emmerdan. „Ja, Euer Wohlgeboren.“ Er wischte sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn. „Sie ...“

Aber Richeza ließ ihn nicht ausreden. Ungeduldig trommelte sie mit beiden Daumen auf den Tisch. „Also: Zwei Reiter, die Elfe, ein weiterer Späher. Die Söldner und Soldaten des Junkers, er selbst, ich, Lampanarez ...“ Ein Blick in dessen Richtung. „Wir brauchen Nahrung für die gesamte Truppe für mindestens drei Tage. Waffen wären nicht verkehrt. Und, ja: Vielleicht noch den einen oder anderen von Euren Leuten. Wie viele könnt Ihr entbehren? Die Hälfte? Sechs? Sieben?“

Sandro Emmerdan und Tsaiane Drakenstein sahen sich unentschlossen an. Die Tür öffnete sich, und Zulhamin kam mit einem Krug Wein und einigen Bechern herein, die sie vor den Anwesenden auf dem Tisch abstellte und reihum voll schenkte. Als sie hinter Richeza trat, hielt die Edle ihre Hand über den Becher und schüttelte leicht den Kopf. Wortlos ging die Wirtin weiter, um den nächsten Becher zu füllen. Zwei der Schankmädchen kamen herein und stellten eine Platte mit Brot, Trauben und Äpfeln und eine mit geschnittenem Fleisch auf den Tisch, dann ließ man die Gäste wieder allein.

Müde massierte Boraccio noch einmal seine Schläfen, aber es half nichts. Als der Becher mit Wein vor ihm stand, überlegte er kurz, schaute kurz zu Richeza rüber. „Wenn Ihr erlaubt, Domna?“ Als sie nicht massiv Protest zu erheben schien, nahm er den Becher und setzte zu einem mächtigen Schluck an. Dann stellte den Becher wieder ab, der entgegen der Erwartung immer noch recht voll war. Er wartete einen Augenblick, bis der Wein im Magen angekommen war und sich das wohlige Gefühl ein wenig ausgebreitet hatte. Anscheinend wollten die Söldner aus Fer Henna sich nicht zur Verstärkung äußern, also ergriff Boraccio das Wort. Dazu stand er auf und stützte beide Hände auf den Tisch. Er sprach bewußt lauter um der müden Stimmung im Raum etwas entgegen zu wirken. „Was wir vor allem gebrauchen können sind Schützen. In den Bergen kann es gut sein, daß wir nicht nahe genug an sie heran kommen. Oder vielleicht gelingt es uns, einen Hinterhalt zu legen. Am besten wäre es, wenn die Leute sich in den Bergen auskennen, dann können wir bei Bedarf mehrere Trupps bilden. Die Ferkinas werden hoffentlich nicht allzu schnell vorwärts kommen. Sie haben in Aracena dutzende Schafe und Ziegen gestohlen, das wird sie aufhalten. Und sie haben Gefangene.“ Bei den letzten Worten ballte er seine Hände zu Fäusten. „Wir müssen sie einholen, schon um der armen Mädchen willen.“ „Wir sollten aber nicht den Ort zu sehr entblößen, kann gut sein, daß die Bande auf die Idee kommt, uns zu umgehen und hier einen kleinen Besuch macht. Es sollen auch bis auf weiteres alle Hirten hier in den Schutz der Mauer kommen und sich niemand aus der Sichtweite des Ortes entfernen.“ Nun setzte er sich wieder und lehnte sich zurück. „Wir müssen uns eilen, deswegen schlage ich vor, daß wir morgen früh spätestens zur siebten Stunde aufbrechen.“

Seine Rede wurde durch ein lautes Knurren unterbrochen. Jacopo hielt sich verlegen seinen Bauch, der unter seinem Waffenrock gut zu erkennen war. Auf Boraccios Gesicht erschien ein breites Grinsen, und Zafira schaute auch schmunzelnd zu dem Weibel hinüber, der nun entschuldigend mit den Schultern zuckte. Boraccio fuhr fort. „Aber vielleicht sollten wir jetzt eine kleine Stärkung zu uns nehmen, damit wir morgen bei Kräften sind. Domna Richeza, vielleicht mögt Ihr anfangen?“

Richeza sah Boraccio einen Moment lang verständnislos an, dann nickte sie und griff nach Fleisch und Brot. „Was sagt Ihr?“, wandte sie sich an die Weibelin. „Könnt Ihr uns Schützen zur Verfügung stellen?“

Die Söldnerin wiegte den Kopf. „Nun ja, ein paar haben wir schon. Das wird sich machen lassen. Zur zweiten Tsastunde wollt Ihr aufbrechen? Hm, wir haben hier draußen keine Uhren und keinen Glockenturm, aber das wird so gegen Sonnenaufgang sein. Ich werde dafür sorgen, daß dann alles bereit ist.“

Richeza nickte, und einen Moment lang herrschte Schweigen, während die Reisenden sich an dem Essen gütlich taten.

„Dom, Boraccio“, meinte die Edle nach einem Moment nachdenklich. „Jetzt wo Ihr es noch einmal erwähntet ... Ich möchte meine Hand dafür nicht ins Feuer legen, aber ich kann mich an keine Gefangenen der Ferkinas erinnern. Und Vieh? Hm, ich weiß nicht ...“ Eine gewisse Besorgnis lag in ihrem Blick. „Seid Ihr ganz sicher, daß Ihr die richtigen Ferkinas verfolgt? Und könnt Ihr ausschließen, daß bereits ein Teil von ihnen zuvor vom Weg abgelenkt ist?“

Nachdem die Edle das Essen eröffnet hatte und so der Höflichkeit genüge getan war, bediente sich Boraccio an den Speisen. Er stellte fest, daß er sehr hungrig war, kein Wunder nach der anstrengenden Verfolgung. Sie hatten nicht viel Zeit für eine Rast gehabt, und ihre Vorräte hielten sich auch in Grenzen. Der Weibel und die Condottiera bedienten sich ebenfalls, nachdem die Adligen bereits am essen waren. Boraccio nahm grade einen tüchtigen Schluck Wein aus dem Becher, als Richeza sich an ihn wandte. Fast wollte er schon mit vollem Mund sprechen, besann sich aber dann eines Besseren und kaute zuerst und schluckte runter. Seine Miene verfinsterte sich ob der Frage.

„Nun ja, ich kann natürlich nicht beschwören, daß wir immer alle Spuren gefunden haben. Wir mußten uns sehr eilen, damit wir sie einzuholen vermochten und so konnte Simyane nicht immer die Sorgfalt walten lassen, die vielleicht wünschenswert gewesen wäre. Und der Regen geht schon den ganzen Tag lang, er mag auch Spuren verwischt haben.“ Er dachte kurz nach.

„Aber andererseits hatten wir sie ja schon fast eingeholt. Wären es nur berittene Krieger gewesen, so wäre uns das sicherlich nicht gelungen. Sie hatten gewiß einen halben Tag Vorsprung, als wir in Aracena aufbrachen und zumindest ist sicher, daß die Spur durchgehend von dort bis hier hin führt.“ Er schloß sein gesundes Auge und massierte mit Daumen und Zeigefinger die Nasenwurzel. Dann blickte er wieder auf. „Sollten sich einzelne Reiter vom Haupttrupp abgesetzt haben, so ist es gut möglich, daß dies uns entgangen ist, Gelegenheiten dafür gab es genug. Natürlich könnten diese sich wieder gesammelt haben. Was nun den Angriff auf Euch angeht ... warum sollten sie ihre Beute mitführen, wenn sie sich auf einen Kampf einlassen? Die Herden und die Gefangenen waren vielleicht irgendwo im Wald.“ Seine Hand fuhr gedankenverloren durch seinen Kinnbart. „Aber alles Raten hilft uns nicht weiter, wir müssen morgen als erstes die Spuren genau untersuchen. Als wir an die Stelle kamen, an der sie den Weg verlassen haben, war es schon dunkel, und auch wenn Simyane das Blut des schönen Volkes in ihren Adern hat, so ist sie doch zum Teil Mensch und ich weiß nicht, wie gut sie im Dunkeln zu sehen vermag.“

Zafira räusperte sich. „Verzeiht wenn ich Euch unterbreche, Dom Boraccio. Aber falls sie sich tatsächlich getrennt haben, dann treiben sich vielleicht noch welche von diesen Bastarden in Aracena rum.“

Boraccio wirkte angespannt. „Ja, damit müssen wir rechnen. Unter anderem deswegen habe ich ja die Landwehr an der Grenze zu Kornhammer wieder zurück geschickt.“ Er wandte sich an Jacopo. „Was sagst du, wie gut sind sie?“

Der Weibel zuckte die Schultern. „Wir konnten in letzter Zeit tatsächlich etwas mit ihnen üben, und die, die sich zu dumm angestellt haben, haben wir gleich nach Hause geschickt. Ein paar haben schon die neuen Waffen. Außerdem ist Juan bei ihnen und sie haben ja alle mit eigenen Augen gesehen, daß es ernst ist. Die Stadt und die Burg werden sie sicher halten können.“

„Es ist jetzt eh nicht mehr zu ändern“, brummte Boraccio. Dann wandte er sich an den Hauptmann aus Fer Henna. „Sagt, gibt es so etwas wie eine Karte von der Gegend? Oder könnt Ihr zumindest grob eine zeichnen? Wir müssen uns überlegen, wo sie wahrscheinlich hin wollen. Vielleicht können wir ihnen so den Weg abschneiden oder zumindest haben wir einen Anhaltspunkt, falls wir die Spur verlieren.“

Der Hauptmann strich sich über die Wange und schüttelte leicht den Kopf. „Nein, eine Karte gibt es hier nicht.“ Anders als seine Weibelin, hatte er sich nichts von dem Essen genommen. „Eine zeichnen? Hm ...“ Mit gerunzelter Stirn und halb offenen Augen starrte er auf den Tisch vor sich. Die Augenblicke verstrichen, ohne, daß er etwas sagte.

„Entschuldigt, Euer ... Capitan“, meldete Lampanarez sich in der Gesprächspause. „Aber ich glaube, Capitana Sandolorez besitzt eine Karte. Vielleicht hilft sie Euch weiter. Sie ist wahrlich nicht allzu genau, aber ganz grob sind darauf Kornhammer und die Berge verzeichnet.“

„Ja, Dom“, wandte sich auch Richeza an den Junker, „ich denke, eine allzu genaue Karte werdet Ihr nicht bekommen. Ich kann mich nicht erinnern, in den letzten zwanzig Jahren einen Landvermesser in der Vogtei gesehen zu haben.“

„Ihr solltet wirklich mal mit Sed reden“, brummte die Söldnerin. „Die wollt Ihr ja eh mitnehmen als Fährtenleserin. Man kann sagen, was man will von dem Mädchel, aber sie kennt sich in den Bergen aus wie keine zweite. Ich werd' dafür sorgen, daß sie bei Sonnenaufgang hier ist.“

„Nun ja“, erwiderte Boraccio, „eine genau Karte habe ich hier auch nicht erwartet. Aber zumindest hätte ich gerne einen groben Überblick. Wichtige Berge, Pässe, Waldstücke, Täler, Seen.“ Er sah zu Lampanarez rüber. „Sei doch so gut, Junge, lauf eben fix zu Capitana und schau, ob die Karte zu finden ist. Und finde raus, wie es ihr geht!“

An die anderen gewandt fuhr er fort „Eine Sache noch: ein zweites Packtier und Ausrüstung, im wesentlichen Zelte und Decken, brauchen wir dringend. Bei unserem Aufbruch haben wir kaum etwas mitnehmen können und für eine Expedition in die Berge sind wir schon gar nicht vorbereitet. Es konnte niemand ahnen, daß wir sie bis hierher verfolgen mußten.“

Boraccio gähnte ausgiebig. Die Müdigkeit pochte immer mehr auf ihr Recht. Er hoffte, daß er müde genug war, um die Nacht auch wirklich durchzuschlafen. Müde sprach er weiter. „Mehr fällt mir für heute nicht ein. Wenn niemand sonst noch etwas vorzubringen, hat schlage ich vor, daß wir noch eben warten, ob diese Karte aufzutreiben ist und wir ansonsten zu Bett gehen, spät genug ist es allemal. Alles andere kann wohl erst morgen früh geregelt werden.“

Es dauerte eine Weile, während derer überwiegend schweigend gegessen wurde, dann kehrte der junge Soldat tatsächlich mit einer Karte zurück und berichtete, die Capitana habe man in einer Hütte untergebracht und sie schlafe bereits. Die Karte zeigte die Vogtei mit ihren Ortschaften, die Straßen in die Nachbar-Baronien, einige Waldstücke, das Vorgebirge des Raschtulswalls und ganz grob auch einen Teil der Berge.

Richeza warf einen kurzen Blick auf die Karte und schob sie dann Boraccio hin. „Nehmt Ihr sie, ich kenne mich hier ohnehin aus, was auf der Karte steht, ist in meinem Kopf.“ Angesteckt von der Müdigkeit des Junkers, unterdrückte sie ein Gähnen. „Gut denn, ich denke, das reicht für heute, oder?“ Als niemand widersprach, nickte sie. „Ich erkläre diesen Rat damit für beendet. Ihr könnt gehen.“ Sie sah dabei von Lampanarez zu Hauptmann Emmerdan, dessen Kopf sich bereits gefährlich der Tischplatte zuneigte. Stirnrunzelnd wandte sie sich an Tsaiane Drakenstein. „Sorgt doch dafür, daß Euer Capitän in sein Bett zurück kommt. Wenn wir von unserer Mission zurück sind, will ich ein Wort mit ihm haben, und er soll wach genug sein, mir Rede und Antwort zu stehen. Euch möchte ich morgen dabei haben. Sucht ein paar brauchbare Leute heraus, Schützen wenn's geht, und sorgt dafür, daß in diesen Sauhaufen ein bißchen mehr Ordnung einkehrt.“

Die Weibelin schob ihre Zunge von einer Backetasche in die andere. „Mhm. Jawohl dann, Wohlgeboren“, sagte sie, erhob sich und zerrte den Hauptmann auf die Füße. Auch der Junker entließ seine Leute, Lampanarez hatte den Raum bereits verlassen.

„Also, dann gute Nacht, Euch, Dom Boraccio“, erklärte Richeza und wandte sich zur Tür.

„Domna Richeza!“

Die Edle drehte sich noch einmal um.

„Gestattet mir noch einmal das Wort.“

Richeza nickte nur müde, und als der Junker seinen Blick unmißverständlich zu ihren Platz wandern ließ, setzte sie sich wieder. „Was gibt es, Dom Boraccio?“

Ehe aber der Junker antworten konnte, öffnete sich die Tür, und Zulhamin deutete eine Verneigung in Richtung der edlen an. „Euer Wohlgeboren, ich möchte Euch nur Bescheid geben, daß Euer Bad bereit ist.“ Richeza bedankte sich knapp.

„Und Ihr?“, wandte sich die Wirtin an Boraccio. „Habt Ihr es Euch inzwischen anders überlegt?“

„Hm? Ja, ein Bad könnte nicht schaden“, erklärte der Junker beiläufig.

„Wünscht Ihr ein eigenes Bad oder ein gemeinsames?“, fragte Zulhamin mit feinem Lächeln. „Oder weitere Gesellschaft?“ Wieder blitzte es in ihren Augen.

Der Junker war im Gedanken noch bei der Karte und bei dem, was er Richeza sagen wollte, als ihn unerwartet die letzte Frage der Wirtin traf. Wie von einer Maraske gestochen, fuhr von seinem Stuhl hoch und funkelte die Zahori empört an. „WAS? Wie könnt Ihr es wa...“ Schwer atmend hielt er inne, bemüht, die Fassung wieder zu erlangen. Schließlich sprach er mühsam beherrscht weiter. „Nein, danke, wir werden unser Bad jeweils ALLEINE nehmen. Aber wenn Ihr Euch bemühen wollt, einen Krug Wein dazu zu stellen ...“ Kurz überlegte er. „Ich denke, ich gehe vorher noch kurz zu meinen Leuten, kümmert Euch zuerst um die Domna.“ Dann schien er Zulhamin nicht weiter zu beachten. Während die Wirtin das Zimmer verließ, setzte sich Boraccio wieder hin und goß sich einen weiteren Schluck Wein in seinen Becher, den er sofort wieder leerte. Er murmelte ein halblautes „Bitte um Entschuldigung, diese Person läßt es an Respekt vermissen.“ in Richezas Richtung, ohne sie dabei anzusehen. Anscheinend war ihm der kurze Ausbruch unangenehm.

Einen Becher Wein später wandte er sich direkt an Richeza und schien seine Fassung wiedererlangt zu haben. „Nun, wie ich sehe, teilt Ihr meine Einschätzung der Garnison hier. Der Capitän gehört rausgeworfen, seine Weibelin scheint mir brauchbar zu sein. So muß ich Euch fragen, wie sehr wir diesen Leuten hier vertrauen können? Bestenfalls herrscht hier der Schlendrian, schlimmstenfalls könnten sie gemeinsame Sache mit den Banditen machen. Ich glaube nämlich nicht, daß hier besonders viel Wert auf regelmäßige Patrouillen gelegt wird. Jedenfalls wundert es mich, daß hier niemand etwas von unseren Freunden bemerkt hat, und der Enthusiasmus, uns zu helfen, läßt teilweise auch ein wenig zu wünschen übrig. Und bedenken wir auch, daß die Ferkinas den weiten Weg bis nach Aracena gemacht haben, um zu plündern. Vielleicht weil sie hier ein Abkommen haben?“

Er dachte kurz nach.

„Jedenfalls werde ich unserer Verstärkung nur bedingt trauen. Und Euch rate ich zur Vorsicht, wenn Ihr nach unserer Rückkehr den Capitän zur Rede stellt. Ich fürchte, daß ich Euch nur bedingt zur Seite stehen kann. Eine Horde Räuber nach Kornhammer zu verfolgen ist eine Sache, die Leute des Vogts anzugehen eine ganz andere.“

Richeza nickte müde. „Wie ich schon sagte: Es ist immer dasselbe mit den Söldnern. Sobald man sie aus den Augen läßt, machen sie, was sie wollen. Aber ich denke nicht, daß sie auf Seiten der Räuber stehen. In wahren Notzeiten konnten wir uns auf Fer Henna immer verlassen. Es mangelt ihnen einfach nur an Disziplin. Ab und an ein paar neue Gesichter, das ist

das, was man hier braucht.“ Sie rieb sich die Augen. „Verzeiht, Dom, aber der Tag war anstrengend, laßt uns morgen weiterreden.“ Die Edle stand auf und ging zur Tür. „Wenn Ihr mich entschuldigen mögt? Gute Nacht, Dom Boraccio!“

Boraccio stand auf und verbeugte sich in Richezas Richtung. „Ich wünsche Euch ebenfalls eine gute Nacht, Domna Richeza!“ Dabei lächelte er freundlich. Als sie den Raum verließ, schaute er ihr eine Weile nach, dann setzte er sich wieder. Nachdenklich schenkte er sich den restlichen Wein ein und starrte gedankenverloren in den Becher.

Dann schüttelte er den Kopf, als ob er einen Gedanken verscheuchen wollte und trank aus. Er verließ den Schankraum, ohne die Gäste weiter zu beachten. Vor der Tür genoß er erst einmal die frische Abendluft, bevor er den Weg zum Tor lang schlenderte. Unterwegs traf er auf seine Leute, die grade Quartier bezogen. Jacopo bemerkte den Junker und ging zu ihm.

„Alles in Ordnung hier, Boraccio. Wir sind soweit gut untergebracht.“

„Ah, gut. Sind Wachen eingeteilt? Ich will, daß mindestens einer nach dem Rechten sieht.“

„Alles bereits organisiert. Du kannst beruhigt schlafen gehen. Oder nimm tatsächlich mal ein heißes Bad.“

„Und die Pferde? Ich schau doch besser mal nach Rosario.“

„Moment, ich zeige dir den Stall.“

Der Weibel ging voran zu dem Stall, in dem die Pferde untergekommen waren. Das Gebäude sah aus, als ob es schon bessere Tage gesehen hatte, aber wie Boraccio feststellen konnte, hatte man sich gut um die Tiere gekümmert. Er ging zu seinem Rappen und stellte befriedigt fest, daß man ihn gründlich gebürstet hatte. Der Yaquirtaler wieherte freudig, als er seinen Herrn erkannte. Boraccio liebte den stattlichen Hengst und fütterte ihn mit kleinen Leckereien, die er aus seiner Tasche hervorzauberte. „Ja, du freust dich immer, wenn dein häßlicher Rittmeister zu dir kommt. Auf dich kann man sich verlassen. Ein paar Karotten und du bist glücklich.“

Jacopo war noch an der offenen Stalltür stehen geblieben und hatte die letzten Worte mitbekommen. Nun rollte er mit den Augen und hob verzweifelt die Hände gen Himmel. Ging das etwa schon wieder los? Nicht jetzt, nicht wo sie am nächsten Tag in die Berge ziehen wollten! Oh großer Boron, sende ihm bald Schlaf, möglichst, bevor er zuviel Wein in den Fingern hatte! Traurig ließ er den Freund im Stall zurück, da konnte man nicht viel machen.

Nach einer Weile kam Boraccio wieder aus dem Stall. Schweigend ging er zurück zur Taverne und betrat den Schankraum. „Ist mein Wasser schon heiß?“

Zulhamin hatte noch immer das gleiche, hintergründige Lächeln auf dem Gesicht, so als hätte es die Zurechtweisung durch den Junker gar nicht gegeben. „Gewiß, Herr“, sagte sie und führte Boraccio in eine Kammer, die sich neben dem Kaminzimmer befinden mußte. Auch hier gab es eine gemauerte Feuerstelle, über der ein riesiger gußeiserner Kessel hing. Unten ragte eine gut anderthalb Schritt lange Eisenstange aus dem Kessel, kurz vor an deren Ende ein Kegel mit einem Holzgriff eingelassen war, der das Wasser offenbar am Herausfließen hinderte. Unter dem Ende der Stange verlief eine Holzrinne bis zu einem großen Bottich in der Mitte des Raumes, der zu drei Vierteln mit Wasser gefüllt war. Die Holzrinne ragte durch eine Mulde in der Wand des Zubers. Auf einem Brett, das quer über den Bottich gelegt worden war, standen ein Krug und ein Becher.

„Wünscht Ihr Hilfe, Herr, oder wollt Ihr allein gelassen werden?“, fragte die Wirtin.

Boraccio überlegte kurz. „Hm, wo Ihr schon mal da seid ... Aber wir sollten dazu kurz auf mein Zimmer gehen.“ Schweigend folgte er der Zahori in einen Raum. Auf das Bett hatte jemand seine Satteltaschen abgelegt. Er drehte sich zu der wartenden Zulhamin um. „Ihr könntet mir helfen die Schnallen an der Rüstung zu lösen, hier unter dem Oberarm und am Körper.“ Es kostete die Wirtin ein wenig Kraft die festsitzenden Schnallen zu öffnen. „Danke, das genügt schon.“ Er zwängte seinen Kopf durch den eisernen Kragen und warf ihn samt der daran hängenden Schultern scheppernd zu Boden. Er löste die Riemen an den Beinen und nahm den Torso-Panzer mit den Schienen für die Oberschenkel ab. Zuletzt nahm er dann die Metallschienen an den Unterarmen ab. Zur Enttäuschung der Zahori trug er darunter einen dick gepolsterten grünweißen Gambeson mit langen Armen, so daß seine Gestalt nach wie vor verhüllt war. „Habt Dank, ich komme jetzt alleine zurecht. Ich will nur noch die Stiefel ausziehen und dann werde ich mich in die Wanne setzen.“ Ohne die Wirtin weiter zu beachten, setzte er sich auf das Bett und begann die Stiefel auszuziehen. Als sie das Zimmer bereits verlassen hatte, zog er auch den Gambeson aus und streifte sich ein Hemd über, das er aus den Satteltaschen hervorgeholt hatte. So angezogen begab er sich wieder zum Bottich, wo er sich dann ganz entkleidete und in das warme Wasser stieg. Er fühlte wie sich die Wärme wohlig ausbreitete und sich die Muskeln entspannten. Eine Weile lag er so da, dann genehmigte er sich einen Schluck aus dem Weinkrug.

Der Alptraum

Die Kammer, in welche die Schankmaid Richeza geführt hatte, war eng, besonders, da die Dachbalken nur in einem kleinen Teil des Raumes aufrechtes Stehen erlaubten und dieser Teil fast vollständig vom Waschzuber ausgefüllt wurde. Unter der Dachschräge befand sich eine schmale Liege, auf der man ihr mit Decken ein Lager bereitet hatte, auf einer Kommode brannte ein Talglicht. Richeza hatte die Magd fortgeschickt, um während des Bades allein zu sein. Jetzt, da sie Staub, Schmutz und Blut abgewaschen hatte, machte sich eine wohlige Müdigkeit breit. Nur ihr Rücken hatte zu schmerzen begonnen, dort wo sie nach dem Sturz vom Pferd auf den Boden aufgeschlagen war. Stirnrunzelnd betrachtete die Edle die Kleider, die man ihr hingelegt hatte, eine schlichte Tunika und einen Rock, die offenbar einer Magd gehörten. Nun ja, ihre

alten Kleider konnte sie wahrlich nicht mehr anziehen, das Hemd war zerrissen und starr vom getrockneten Blut, die Hose klamm und schlammgespritzt. Morgen würde sie nach anderen Kleidern verlangen, in diesen konnte sie unmöglich reiten, und wie eine Edle sah sie darin noch weniger aus als sonst. Müde schlüpfte Richeza in Rock und Hemd und überlegte kurz, ob sie die Magd bitten sollte, den Zuber zu entfernen, aber dann überlegte sie es sich anders. Es würde zu lange dauern, und alles, was sie jetzt wollte, war Schlaf. Und so begnügte sich die Edle damit, den Zuber ein wenig zur Seite zu schieben und die Tür zu verriegeln. Sollten doch die Mägde morgen aufräumen, wenn sie abgereist waren. Gähnend drückte Richeza die Kerze aus, dann ließ sie sich auf die Decken fallen. Die Bilder des Tages zogen an ihr vorbei und geleiteten sie in eine Traumwelt ...

Nachdem der Weinkrug leer und das Wasser kalt war, begab sich Boraccio wieder auf sein Zimmer. Sein Gang wirkte schon leicht angeschlagen vom vielen Wein, den er seit ihrer Ankunft in Fer Henna getrunken hatte. Schwer fiel er auf das Bett. Er gab noch ein kurzes „Oh Boron, gib, daß ich diese Nacht durchschlafe!“ von sich, dann übermannten ihn Müdigkeit und Alkohol. Bilder des Tages tanzten durch seinen Kopf. Er sah Richeza vor sich, wie sie zum ersten Male vor ihm stand, naß, verdreckt, blutig, unbewaffnet und ihn doch furchtlos anfunkelnd. Er sah die Toten kaiserlichen Gardisten in ihren Wappenröcken, die er nur zur gut kannte und selbst lange Jahre getragen hatte. Er sah die toten Pferde, er sah die Toten ...

... wie sie in einer Formation auf die Reste seiner Schwadron zumarschierten. Tobrische Bauern mit Knüppeln und Sensen in ihren verfaulenden Händen, Soldaten, die noch vor Tagen auf ihrer Seite gekämpft hatten, in ihren Rüstungen und entstellt durch die Wunden, die sie getötet hatten, und doch wankend, humpelnd, kriechend auf sie zukamen. Er sah Gerippe mit Resten von faulem Fleisch, die schon Jahre in der Erde gelegen haben mußten, Leichen, die fast noch lebend wirkten, ja sogar die Kadaver von Tieren entdeckte er in diesem verrottenden Heerhaufen.

Die Stimme seiner Weibelin hörte er wie aus der Ferne, als ob sein Kopf unter einem Kissen steckte. „Leutnant, was sollen wir tun?“ Sein Pferd, ein massiges Schlachtroß, wieherte laut und tänzelte nervös. Was sollten sie tun? Woher sollte er das wissen? Als sie aus Ragath abmarschiert waren ins ferne Tobrien, da war er nur ein junger Fähnrich gewesen. Die Rittmeisterin wußte immer was zu tun war, ihr Leutnant hatte immer ein beruhigendes Wort gefunden. Nun waren sie beide tot, gefallen auf den vallusanischen Weiden und man hatte ihn zum Leutnant befördert. Nun führte er die Schwadron oder das, was noch von ihr übrig war. Jetzt schauten die Leute auf ihn, jetzt mußte er sie beruhigen. Hier an der Trollpforte wollte der König den Bethanier aufhalten. Aber der König war tot, durch finstere Magie gefällt. Er konnte sich noch an das Bankett erinnern. Der König hatte dem Regiment die Ehre erwiesen und zusammen mit den Offizieren gespeist. Er sah wie der Commandante, der Baron von Cres, mit dem Reichsbehüter anstieß ...

„Leutnant?“ drang es durch das Kissen zu ihm. Er schüttelte die Gedanken ab. „Rückzug!“ befahl er „Wir ziehen uns zurück und formieren uns neu!“ Aber er hatte zu lange gezögert, die Toten waren schon vor ihm. Er lies sein Roß steigen, die Hufe des Grauschimmels trafen den Kopf eines Kadavers. Der Schädel flog weg in die faulende Masse der geschundenen Leiber, doch der Körper marschierte weiter. Er zwang sein Pferd langsam rückwärts, die Masse der Toten immer im Blick behaltend. Sein Säbel hieb immer wieder auf die Leichname ein. Dann: ein Schmerz im linken Bein. Eine rostige Hellebarde hatte ihn getroffen, sein Schild war schon heute morgen geborsten und die Reste taugten bestenfalls noch als Buckler. Grade wollte er sein Pferd zur Flucht wenden, als der Schatten am Himmel auftauchte.

Zuerst sah man nur, wie einzelne Sterne von der Finsternis verdeckt wurden, dann konnte man gegen die Scheibe des Madamals deutlich die Silhouette des schwarzen Drachen erkennen, man sah die Löcher in seinen vermoderten Schwingen. Und er stieß auf sie herab. Das Rauschen seiner Flügel war deutlich zu vernehmen über den Schlachtenlärm.

Sein Herz füllte sich mit Furcht. Wo konnte er sich nur verstecken vor dem Drachen, der bereits tot war und doch über sie kam? Sein Pferd verfiel in Panik und gebärdete sich wie toll. Nur mühsam hielt er es unter Kontrolle, ein weniger begabter Reiter wäre gar schon längst abgeworfen worden. Das Schlachtroß bäumte sich auf ... ein Pike bohrte sich in den Unterleib des Trallopers ... röchelnd kippte es auf die linke Seite und begrub ihn fast unter sich. Hilflos versuchte er sich unter dem Tier hervorzarbeiten, sein linkes Bein war gebrochen, der Schmerz zog durch den ganzen Körper. Dann waren die Kadaver über ihm. Gegen den dunklen Himmel konnte er den schwarzen Drachen über sich erkennen. Ein Säbel sauste in Richtung seines Kopfes ...

Richeza wurde aus ihren Träumen gerissen von einem Schrei aus dem Nebenzimmer.

Benommen stützte sich die Edle auf ihre Hände, verharrte halb sitzend in der Dunkelheit. Hatte da jemand geschrien oder hatte sie nur geträumt? Sie lauschte, aber es war still, kein Laut zu hören. Langsam ließ sich Richeza zurück auf die Decken sinken und drehte sich wieder auf die Seite. Wovon hatte sie nur geträumt? Sie konnte sich an nichts erinnern. Aber das war auch mal nicht schlecht, zur Abwechslung. Gähnend schloß sie die Augen. Die Müdigkeit steckte ihr in allen Knochen, und ihr Rücken schmerzte beträchtlich.

Ein leises Knarren drang durch die Bretterwand. Und wenn doch jemand geschrien hatte? Wieder setzte Richeza sich auf. Es war eine Männerstimme gewesen. Wer auch immer sich im Nachbarzimmer befinden mochte. Vielleicht nur einer der Söldner, der sich mit der Wirtin vergnügte. So, wie sie sich gegeben hatte, schien sie da ja etwas wahllos zu sein ... Und wenn es der Junker war? Aber wieso sollte er schreien? Vor Richezas Augen erschien erneut die Wirtin, und deutlich sah die Edle die Blicke, welche die Frau ihrem Reisebegleiter zugeworfen hatte. Richeza drehte sich auf die andere Seite und zog die

Decke über die Schultern. Das ging sie nichts an. Sie versuchte, wieder einzuschlafen, aber sie war hellwach. Das feinste Knarren und Knacken im Gebälk erregte ihre Aufmerksamkeit.

Was, wenn Boraccio doch recht hatte und den Söldnern nicht zu trauen war. Der Wirtin jedenfalls traute sie nicht. Wie still es war seit dem Schrei. Zu still – oder? Leise schälte sich die Edle aus den Decken, tastete auf dem Boden nach ihrem Degen und zog die Waffe blank. Die Müdigkeit ließ sie frösteln. Vorsichtig schritt sie zur Tür. Hier und da war der Boden noch feucht vom verspritzten Wasser. Behutsam schob Richeza den Riegel zurück. Die Tür knarrte ein wenig, als die Edle sie aufzog, gerade weit genug, um auf die Gallerie zu schlüpfen.

Draußen war es kaum heller als in der Kammer, auch aus dem Schankraum drang kein Licht mehr herauf. Barfuß schlich Richeza zur Tür des Nachbarrumes. Irgendwo klapperte ein Fensterladen, ansonsten war es still. Totenstill. Ein Schauer überlief den Rücken der Frau, die den Griff um den Degen verstärkte. Warum hatte sie nicht den Dolch mitgenommen? Mit der langen Klinge war sie auf der engen Gallerie nicht schnell genug. Die Waffe gesenkt, legte Richeza das Ohr an die Tür.

Hinter der Tür war eine Stimme zu hören. Einzelne Worte konnte sie nicht unterscheiden, aber sie meinte, daß es sich dabei um die Stimme des Junkers handelte. Es schien, als ob er gedämpft sprach, aber niemand schien ihm zu antworten.

Noch eine Weile lauschte Richeza an der Tür. Mit wem sprach er nur? Es hörte sich zumindest nicht an, als sei er in Gefahr, die Stimme klang ruhig. Ob er betete? Aber wer hatte geschrien, wenn nicht er? Und wieso hätte er schreien sollen, wenn er alleine war? Nun ja, es würde schon alles in Ordnung sein. Die Dielen unter ihren Füßen knarrten leise, als die Edle sich aufrichtete.

Die Stimme wurde plötzlich lauter, klang panisch. „ZURÜCK SIMANCA! Wir müssen uns zurückziehen! Er hat umgedreht, er kommt wieder auf uns zu!“ Ein Rumpeln war hinter der Tür zu hören, dann ein Scheppern von Metall. Irgend etwas Schweres fiel zu Boden.

Befremdet und durch das plötzliche Schreien erschreckt, wich die Edle einen Schritt zurück. Was zur ... Was machte er da? „Dom?“, fragte sie, allerdings gewiß zu leise. Entschlossen klopfte Richeza an die Tür.

Durch die geschlossene Tür war wieder die Stimme des Junkers zu vernehmen „SIMANCA? Weibelin? Wo sind denn alle hin?“ Es polterte und schepperte wieder, ein kurzes Fluchen war zu vernehmen.

Mit gerunzelter Stirn startete Richeza die Tür an. Was schrie der Mann nur so herum? War er von Sinnen? Hatte sie es am Ende mit einem Verrückten zu tun? Sicher, die Tür verriegelt vorzufinden, drückte die Edle gegen das Holz. Die Tür schwang auf.

Im schwachen Schein einer nahezu runtergebrannten Kerze konnte sie einen Teil des Zimmers erkennen. Das Bett war zerwühlt, die Decke lag halb auf dem Boden. Vor dem Bett lag ein umgekippter Weinkrug. Über den Boden verteilt lagen Teile der Rüstung, die der Junker getragen hatte und mittendrin Boraccio selbst, der sich wohl grade eben inmitten der herumliegenden Metallteile mühsam aufgerichtet hatte. Er trug ein Hemd, das völlig durchnäßt war vom Schweiß. Ebenso waren seine Haare naß, und der Schweiß stand auf seiner Stirn und rann in kleinen Bächen an Wangen und Hals herunter. Sein Blick war auf einen Punkt an der Decke gerichtet, an dem aber nichts besonderes zu erkennen war. Als er Richeza bemerkte, drehte er sich blitzschnell zu ihr um, ergriff ihre freie Hand und blickte sie angsterfüllt an. Leise, so als ob er keine Aufmerksamkeit erregen wollte, flüsterte er mit furchterfüllter Stimme „Simanca, da seid Ihr ja! Wir müssen hier weg, der schwarze Drache kommt wieder.“

Richeza zuckte ein wenig zurück, als Boraccio nach ihrer Hand griff und faßte ihren Degen fester, auch wenn er ihr nun nichts mehr nützen würde, der Junker war zu nah und hatte ihr Handgelenk fest umschlossen. Mißtrauisch ließ sie den Blick über den verschwitzten Mann wandern, unschlüssig, ob sie sich abgestoßen fühlen oder gar fürchten sollte. Er war verrückt! Kein Zweifel! Götter, auf was hatte sie sich da nur eingelassen? Ob er besessen war? Und ihm sollte sie ihr Leben und das der Söldner anvertrauen? Wer mochte wissen, wohin er sie führen würde und was er wirklich vorhatte?

Vergeblich versuchte die Edle, die Hand zurückzuziehen. „Ich weiß nicht, von welchem Drachen Ihr redet, Dom Boraccio“, sagte sie und warf noch einmal einen mißbilligenden Blick auf ihre umklammerte Hand. „Aber in Kornhammer hat es schon seit einigen Jahrhunderten keinen Drachen mehr gegeben, soviel ist sicher. Würdet Ihr mich vielleicht bitte loslassen? Wer auch immer Eure Simanca sein mag, ich bin es jedenfalls nicht, und ich denke, Ihr solltet lieber ins Bett gehen, es wird nicht mehr allzu lange hin sein bis Sonnenaufgang.“

Boraccios Blick war seltsam starr und schien durch Richeza durchzugehen. Als er ihre Worte vernahm, fixierten seine Augen ihr Gesicht. Die Angst in seinem Gesicht wich langsam der Verwunderung. Verwirrt sah er sich um, so als ob er eben erst erwacht wäre. Als er bemerkte, daß er die Hand der Edlen umfaßt hatte, ließ er sie schnell los und trat einen Schritt zurück. „Domna Richeza? Wo? Ich ... Oh!“ Betreten sah er zu Boden. „Ich ... also ich meine ...“ Offensichtlich war ihm die Angelegenheit unangenehm. „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, es lag mitnichten in meiner Absicht, Euch in irgendeiner Weise zu nahe zu treten. Sollte ich etwas getan haben, daß Euch irgendwie beleidigt oder verletzt hat, so bitte ich aufrichtig um Verzeihung.“ Er atmete schwer aus und ein, als ob eine große Last auf seiner Brust läge. „Ich muß wohl einen schlechten Traum gehabt haben ...“ Leise fuhr er fort „... wie so oft nach dem Krieg.“ Er schluckte schwer. „Simanca

war meine Weibelin . Sie ist gefallen, damals, an der Trollpforte ... wie all die anderen ... die Toten heute ...“ Seine Stimme versagte, sein Gesicht zeigte eine tiefe Traurigkeit. Hilflos sah er Richeza an.

„Schon gut“, brummte Richeza und drehte leicht ihr linkes Handgelenk. „Ich hatte Schreie gehört, und die Tür war offen.“ Unschlüssig zuckte sie die Schultern. „Alles in Ordnung? Dann gehe ich besser mal wieder.“

Der Junker war immer noch durcheinander und versuchte wieder vollends die Orientierung zu finden. Leicht verwirrt antwortete er „Äh, ja, Ihr geht wohl besser wieder schlafen. Es ist nichts, worüber man besorgt sein müßte. Morgen wartet ein langer Tag auf uns.“ Sein Gesichtsausdruck ließ an diesen Worten zweifeln. Verlegen vermied er es, Richeza anzusehen.

Richeza musterte den Mann noch einen Moment lang, nickte dann und begab sich wieder auf ihr Zimmer – nicht ohne die Tür zu verriegeln.

Sed

29. EFF 1030 BF

Hinter den Bergen war die Sonne bereits aufgegangen und tauchte die Gipfel in ein gelbliches Licht. Rosa Wolken schwebten am allmählich heller werdenden Himmel, als hätte es das Unwetter des vergangenen Tages nicht gegeben. Ungeduldig blickte Richeza über die Schulter auf das Gasthaus. Wo blieb der Junker nur? Ob er noch schlief? Richeza hatte das Frühstück schon vor beinahe einer halben Stunde beendet, und auch die Soldaten und Söldner schienen bereit zu sein.

„Was ist nun mit der Führerin, die Ihr uns versprochen habt?“, wandte sich Richeza an Tsaiane Drakenstein.

„Kommt gleich“, antwortete die Söldnerin mit einem Schulterzucken. „Ich hab’ Tercio geschickt, sie zu holen. Sie wohnt nicht hier im Dorf, sondern draußen im Wald. Aber sie werden gewiss bald hier sein.“

„Gut.“ Richeza nickte. „Ich komme gleich zurück. Und sagt Eurem Hauptmann, er kann sich gleich wieder ins Bett legen. Jemanden, der das Fieber hat, können wir nicht gebrauchen. Er soll zusehen, daß er die Festung auf Vordermann bringt, verstanden?“

Doch sie wartete eine Antwort gar nicht erst ab, sondern schritt auf die Taverne zu.

Alpträume! Götter, sie wußte, was Alpträume waren, aber der Junker hatte in dieser Nacht ausgesehen, als sei er aus dem Totenreich selbst zurückgekehrt.

Die Edle hatte fast die Tür zur Gaststätte erreicht als diese sich öffnete. Heraus trat Boraccio „Guten Morgen, Domna Richeza, ich hoffe Ihr konntet noch ein wenig Schlaf finden.“ Sein Anblick erstaunte Richeza. Der Junker war bereits in voller Rüstung, Kleidung und Wappenrock saßen tadellos, soweit dies bei den von der anstrengenden Verfolgungsjagd mitgenommen Kleidungsstücken überhaupt möglich war. Seine Haltung war aufrecht und wirkte sehr diszipliniert. Er war sogar frisch rasiert und akkurat gekämmt! Nur die tiefen, dunklen Ringe unter seinen Augen verrieten, was in der Nacht vorgefallen war. „Ich hoffe, ich bin nicht allzu spät. Die Nacht war nicht besonders erholsam, und als der Herr Boron mir endlich seine Gnade schenkte, da wollte er mich wohl nicht so schnell gehen lassen.“ Sein Lächeln wirkte ein wenig verunglückt und gequält. Aus der Nähe bemerkte Richeza, wieviel Anstrengung es ihn kostete, diese Haltung zu bewahren. „Nun, sind die Leute bereit und vor allem: ist diese ominöse Führerin schon aufgetaucht?“

Wie wenig man einem Menschen doch ansah, was sich hinter der Maske seines Gesichts abspielte. Hätte sie nicht gewußt, was sich in der Nacht ereignet hatte, hätte sie den Junker allenfalls für nach dem langen Ritt erschöpft gehalten.

„Guten Morgen“, erwiderte Richeza den Gruß, und ihre Augen verweilten einen Moment auf Boraccios Gesicht. Was, wenn all seine Nächte so aussahen wie die vergangene? Menschen, die zu wenig schliefen, waren nicht anders als Menschen, die zuviel tranken. Sie wurden unberechenbar, gewalttätig, handelten unüberlegt ...

Die Edle wandte den Blick ab und schob ihre Sorgen beiseite. „Die Weibelin sagte, man habe nach der Führerin geschickt, sie sei ...“

„Herrin!“ Der Ruf des Jungen unterbrach Richeza. Atemlos kam der Bursche angerannt, dem sie bei ihrer Ankunft am gestrigen Abend im Tortum begegnet waren. Eslameo?

„Was gibt es?“

„Herrin, Tsaiane schickt mich, sie haben Sed geholt,“ japste der Junge.

„Sed?“ Verständnislos blickte Richeza von Eslameo zu Boraccio und zurück.

„Ja“, sagte der Junge. „Sie soll Euch führen.“

Richezas Gesicht klarte auf. „Verstehe“, nickte sie. „Kommt“, wandte sie sich dann an Boraccio, „wollen wir doch einmal sehen, was diese Frau uns zu bieten hat.“

Eslameo führte die beiden Adligen zwischen den Hütten hindurch zum jenseitigen Teil des Dorfes. Vor der geöffneten Tür des zweiten Turmes standen Tsaiane Drakenstein und der Torwächter vom Vorabend, Tercio. Sie sprachen mit einem Mädchen, das ein Kleinkind an der Hand hatte. Richeza runzelte die Stirn.

„Wo ist sie?“, wandte sie sich an die Weibelin. „Unsere Führerin?“

Die Söldnerin verzog entschuldigend den Mund und nickte seitlich auf das Mädchen.

Die Falten auf Richezas Stirn vertieften sich. Das sollte eine Spurenleserin sein? Wollte man sie zum Narren halten? Abschätzig musterte sie das Mädchen. Es mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein, war aber bereits einige Halbfinger größer als Richeza. Das verfilzte, blonde Haar stand in wirren Strähnen von seinem Kopf ab, an seinem Hals fanden sich blutige Kratzspuren. Das tulamidisch anmutende Gesicht war sonnengebräunt, die Nase von zahlreichen Sommersprossen bedeckt. Zwei ungleiche Augen blickten die Adligen furchtlos an: Das rechte dunkelbraun, das linke heller mit einem grünen Kranz um die Iris. Der magere Körper steckte in einem viel zu großen Hemd, das mancherorts notdürftig geflickt war. Durch die Risse waren des Mädchens eben erst knospenden Brüste zu sehen. Auch die knielange, weite Hose schien nur durch den Strick zusammengehalten zu werden, den das Mädchen sich mehrfach um den Leib gebunden hatte und an dem mehrere Beutelchen und ein kleines Messer in einer Lederscheide hingen. Im Hosenbund steckte eine Steinschleuder, um die Schulter hatte sich das Mädchen ein Seil geschlungen, in der Linken hielt es einen schmutzigen Tuchbeutel. Schuhe trug es keine. An seine rechten Hand klammerte sich ein vierjähriger Knabe, der die Fremden furchtsam aus braunen Augen anblickte. Seinem Aussehen nach war er ein Ferkina. Er trug nichts als eine zerschlissene Tunika, die von einem geflochtenen Gürtel zusammengehalten wurde.

„Du bist also eine Fährtenleserin?“ fragte Richeza das Mädchen skeptisch. „Wie heißt du?“

„Sed.“ Als es den Mund aufmachte, wurden die zerkaute Reste eines Blattes zwischen seinen Zähnen sichtbar.

Der Söldner Tercio, nicht größer als Sed selbst, versetzte dem Mädchen einen derben Rippenstoß.

„Sedlana Esperanca.“ Das Mädchen spie einen Strahl grünlichen Saftes durch eine Zahnlücke.

„Und du kennst dich in den Wäldern aus?“

Das Mädchen nickte schulterzuckend.

„Kannst du die Fährte von einem ... Hund von der von einem ... Fuchs unterscheiden?“

„Sicher.“ Wieder zuckte Sedlana mit den Schultern.

„Wir verfolgen Ferkinas durch den Wald. Wir brauchen jemanden, der noch die kleinste Spur ihrer Bergpferde ausfindig macht. Im Regen, im Staub und meinerwegen noch auf blankem Felsen. Ich denke nicht, daß du das kannst ...“

Richeza wandte sich Boraccio zu, aber das Mädchen fiel ihr ins Wort.

„Pferde hinterlassen keine Hufabdrücke auf nacktem Fels. Aber andere Zeichen. Ich kenne sie. Es gibt keinen in Fer Henna, der sich im Wald besser auskennt als ich. Ich wohne da. Ich bin kein ...“ Sie sagte ein Wort, das sich tulamidisch anhörte. Nein, es mußte der Ferkina-Dialekt sein. Hieß es Dörfler? Richeza war sich nicht sicher.

Mühsam versuchte Boraccio sich aufrecht zu halten. Die letzte Nacht stecke tief in seinen Knochen, aber es galt, sich nichts anmerken zu lassen. Gleich würde er das Kommando über eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Truppe haben, Zeichen der Schwäche konnte er sich da nicht leisten. Der Landedlen würde er damit allerdings nichts vormachen können, sie hatte ihn gesehen in der Nacht und würde sich ihren Teil denken können. Nun ja, die Zeiten, da er meinte, junge Domnas beeindrucken zu müssen, waren sowieso schon lange vorbei.

Interessiert begutachtete er ihre Führerin, vermutlich ein Ferkina-Bastard. Wenn sie auch nur etwas vom Blut ihrer wilden Vorfahren in sich hatte, dann würde sie eine gute Führerin abgeben. Er mußte an Karim denken, seinen Blutsbruder. Er hatte Boraccio damals immer wieder erstaunt, wenn er auf dem unmöglichsten Untergrund noch Spuren zu entdecken vermochte. Dafür war Boraccio immer der bessere Reiter gewesen. Es mochte jetzt bestimmt sieben Jahre her sein, seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Er war damals schwer verwundet aus dem Krieg heimgekehrt und hielt sich zur Erholung auf Burg Altea bei seiner Familie auf, als Karim mit einigen Kriegerern seines Stammes nach Aracena kam, um Opale und Halbedelsteine gegen Salz und Werkzeuge aus Stahl zu tauschen. Ob sie sich nun wieder treffen würden?

Boraccio beugte sich zu dem Mädchen runter und sah ihr fest in die Augen. „Hör zu Sed! Diese Sippe hat mein Vieh gestohlen und meine Leute getötet. Nun ist es an mir, die Blutschuld bei ihnen einzufordern. Ich brauche jemand, der die Berge kennt wie seine Westentasche, der mir jeden Pfad zeigen kann, jeden Paß, jede Höhle. Jemanden, der mir zeigt, wo ich diese Hunde aufstöbern kann. Willst du mir dabei helfen?“

Das Mädchen betrachtete Boraccio mit unbewegtem Gesicht, so eingehend, als wolle es sich jede Narbe einprägen, und doch irgendwie gleichgültig. „Ich will einen Dolch“, sagte Sedlana dann. „Und dreißig Silberstücke, wenn wir zurück sind.“

Boraccio zog seinen Dolch aus der Scheide. Die Waffe hatte eine lange Klinge für einen Dolch, die in Parierstangen endete. Verzierungen waren keine zu erkennen, aber der Stahl schien von guter Qualität zu sein. Er reichte Sed den Dolch. „Nimm ihn. Wenn wir sie aufstöbern, soll das Silber dir gehören, machen wir Beute, bekommst du zusätzlich deinen Anteil.“ Er schaute sie abwartend an.

Sedlana nahm den Dolch entgegen, ohne ihren Beutel loszulassen und schob ein wenig das Kinn vor. Einen Moment lang schien sie zu zögern, dann sagte sie: „Es liegt nicht an mir, wenn ihr eure Räuber nicht findet. Gebt mir zehn, wenn ihr aufgebt, ich brauch' Kleider für mich und Rohvanho. Und wenn ihr sie findet oder besiegt, dann soll's so sein, wie du sagst.“ Sie steckte den Dolch zu der Schleuder hinter ihren Gürtel.

Der Junker überlegte kurz. „Also gut, zehn Silber in jedem Falle, das heißt, wenn du uns gut führst. Weitere zwanzig wenn wir sie finden, einen Anteil wenn wir sie besiegen. Du kannst dir sogar ein Schaf oder eine Ziege aussuchen, wenn wir es schaffen sie wieder zurück zu bekommen. Also streng dich an, je erfolgreicher wir sind, desto mehr für dich!“

Er schaute von Sedlana zur Scheffelsteinerin. „Hat noch jemand Einwände?“

Richeza zuckte mit den Schultern, warf dem Mädchen noch einen kritischen Blick zu und schüttelte dann den Kopf.

„Dann kann's ja losgehen“, grinste Tsaiane Drakenstein und klopfte ihrem Kameraden auf die Schulter, der unter der Wucht des Schlages beinahe in die Knie ging. Wortlos marschierten die Söldner Richtung Stall, von wo bereits das Rufen und Grölen ihrer Kameraden zu vernehmen war.

„Euer Wohlgeboren“, trat Lampanarez an Richeza heran, als sie den Stall erreichten. „Ich habe mich um Proviant und Ausrüstung gekümmert.“ Er deutete auf einige Ferkina-Ponys, denen man allerhand Gepäck aufgebürdet hatte. „Wir sind bereit zur Weiterreise.“

„Sehr gut, danke“, nickte Richeza, und der junge Soldat wandte sich an Boraccio. „Und hier ist die Karte der Capitana, Eu... Capitan. Sie ist, wie gesagt, nicht allzu genau, aber vielleicht hilft sie Euch, Euch einen ersten Überblick zu verschaffen. Sie ...“ Richeza unterbrach seine Erläuterungen, als sie zwischen ihm und dem Junker hindurch auf Sedlana zuschritt, die sich an den Stamm eines Baumes lehnte und gelangweilt die Reste des Blattes zwischen ihren Zähnen hervorpolte. Den kleinen Jungen hatte sie noch immer an der Hand.

„Du hast aber nicht wirklich vor, den Bengel mitzunehmen, oder?“, fragte die Edle sichtbar ungehalten. „Wir können wirklich nicht noch ... wirklich kein Kind bei unserer Suche gebrauchen!“

Sedlana schob trotzig ihren Unterkiefer vor. „Ich werde Rohvanho mitnehmen, ich kann ihn schlecht allein im Wald zurücklassen.“ Der Junge klammerte sich mit seiner freien Hand an das Hosenbein des Mädchens. „Ich bleib' nicht hier, Sed, ich komm mit!“, sagte er, Richeza dabei einen vorsichtigen Blick zuwerfend.

Die schüttelte nur den Kopf und verdrehte die Augen. „Zum Namenlosen, wir verfolgen eine Sippe blutrünstiger Ferkinas, das ist kein Spiel, wie du es vielleicht mit deinen Freunden im Wald spielen magst.“

„Ich lasse meinen Bruder nicht hier.“ Finster kniff Sed die Augen zusammen. „Entweder, ich nehme ihn mit oder ich bleibe auch hier. Dann könnt ihr sehen, wie ihr zurechtkommt.“

Einen Moment lang sah es so aus, als wolle die Edle das Mädchen anschreien, doch dann schloß sie den Mund und strich sich mit zwei Fingern über die Nasenwurzel. „Hör zu“, seufzte sie. „Niemand sagt, daß du den Jungen allein im Wald lassen sollst. Wir werden jemanden finden, der sich hier im Dorf um ihn kümmert. Aber du willst doch nicht, daß ihm etwas passiert, oder?“

„Ich kann sehr gut auf Ro aufpassen und ...“

„Ja, ja.“ Richeza war sichtlich um Geduld bemüht. „Ich glaube es dir. Aber siehst du: Wir wollen nicht, daß ihm etwas passiert, und wenn wir uns Sorgen um ihn machen müssen, können wir nicht so vorgehen, wie wir es geplant haben. Im Zweifelsfall steht sein Leben gegen das von unseren Männern und Frauen, das wäre in jedem Fall ein hoher Preis. Glaub mir, hier im Dorf ist er in Sicherheit.“

Das Mädchen zögerte, während ihr Bruder immer wieder leise quengelte, er wolle nicht hierbleiben.

„Und wo soll er bleiben?“, fragte Sedlana schließlich.

Boraccio war erleichtert, daß Richeza den Punkt mit dem Jungen in die Hand genommen hatte. Er hatte nur wenig Lust gehabt das Thema anzuschneiden, außerdem stand er so als der Gute da, was vielleicht noch von Vorteil sein mochte. Er setzte ein möglichst freundliches Gesicht auf als er sich an Sedlana wandte. „Domna Richeza hat Recht, Dein Bruder würde uns behindern und wäre in Gefahr, wenn wir kämpfen müssen. Und bei Boron, das werden wir müssen!“ Er rieb sich die Stirn, um nachzudenken und um die Kopfschmerzen zu vertreiben. „Die Wirtin hat Kinder und kann bestimmt noch eines unterbringen. Balbo!“ Während der junge Soldat herbeieilte zählte Boraccio Münzen in einen Beutel ab.

„Ja, Capitan?“

Boraccio gab ihm den Beutel mit dem Geld und zeigte auf den Jungen. „Nimm den Kleinen und geh zu der Wirtin. Sag Ihr, wenn sie ihn bei sich behält so lange wir in den Bergen sind, dann soll es ihr Schaden nicht sein.“

„Verstehe.“ Balbo beugte sich runter zu dem Jungen und hielt ihm seine Hand hin. „Komm, wir gehen zur Tante in dem großen Haus. Die hat bestimmt was Leckeres für dich.“

Aber Sedlana legte den Arm um den Jungen und drückte ihn an sich. Böse funkelte sie Balbo an. „Faß ihn nicht an!“, fauchte sie, als habe sie Angst, der Bursche werde ihr ihren Bruder wegnehmen. Dann startete sie an dem betroffenen Soldaten vorbei in Boraccios gesundes Auge. „Ro wird nicht in dieses Haus gehen!“, rief sie aus. „Nicht zu dieser Hure! Da ist er alles andere als in Sicherheit, sie ist eine Hexe, das weiß jeder!“

Einige der Söldner drehten sich ob der erhobenen Stimme des Mädchens um, tauschten einige Worte aus und grinsten böse. „Halt dein Schandmaul, Kleine“, zischte einer der Männer sichtlich gereizt, „oder wir zeigen dir, was eine Hure ist!“

Sedlana machte einen winzigen Schritt zurück, den Jungen noch immer an sich gedrückt, und strauchelte, als ihr Fuß an einer Baumwurzel hängen blieb. Sofort fing sie sich wieder, aber die Söldner lachten. Sedlana machte ein finsternes Gesicht.

Balbo schaute hilflos in die Richtung des Junkers. Dieser verdrehte sein gesundes Auge und massierte die Nasenwurzel. Die Kopfschmerzen meldeten sich vehement zu Wort und nun dieser Aufstand wegen einem verlausten Kind!

„RUHE, alle zusammen!“ donnerte er. Jacopo schlängelte sich durch die Umstehenden durch und stellte sich demonstrativ an der Seite seines Herrn auf. Sichtlich gereizt wandte Boraccio sich an Sedlana

„Also gut, habt ihr sonst Verwandte hier oder Bekannte, bei denen du ihn abgeben kannst? Irgendwen hier wirst du ja wohl kennen, der keine kleinen Kinder frißt?“

„Verwandte? Die?“, brummte einer der Söldner, ehe das Mädchen antworten konnte. „Der ganze Wald ist voll mit den Bastarden des alten Elborn, da wett ich meinen Arsch drauf! Hat die Berghuren eine nach der anderen durchgenommen. Aber was erwartet man schon von nem Garetier? Der schert sich nicht um reines Blut und Ehre.“ Der Söldner spuckte aus und bückte sich nach dem Schwertgehänge, das vor ihm auf dem Boden lag.

Sedlana sagte gar nichts, hielt nur den Jungen an ihren Bauch gedrückt und starrte Boraccio trotzig an.

Richezas Augen hafteten auf dem Gesicht des Mädchens. Ungeduldig schnalzte sie mit der Zunge. Einige Augenblicke unangenehmen Schweigens verstrichen, dann drehte die Edle sich um, machte ein paar Schritte auf die nächste Tür zu, die sich jedoch öffnete, ehe Richeza sie erreicht hatte. Ein Mann stolperte heraus, der trotz seiner almadanischen Kleidung eindeutig als Ferkina zu erkennen war.

„Verdammtes Miststück!“, fluchte er, als er sich nach einem Handschuh bückte, der ihm hinterhergefliegen kam. „Wäre ich mal in den Bergen geblieben, in meiner Sippe hättest du dir das nicht erlauben können! Da wissen die Weiber noch, wo sie hingehören, und wenn sie nicht ...“ Er unterbrach sich fluchend, als ein Handbeil zitternd vor ihm in der Erde stecken blieb. Eine massige Frau erschien im Eingang, sicher einen Kopf größer als der Mann und so breit, daß sie den gesamten Türrahmen ausfüllte. Ihr schweißnasses Gesicht war gerötet, und unter dem schmutzigen Kleid wölbte sich ihr Bauch hervor, den sie mit der Linken festhielt, während sie dem Mann mit der Rechten einen Tuchbeutel hinhielt.

„Bist du aber nicht“, sagte sie. „Und jetzt sieh zu, daß du in den Wald kommst, du wirst nicht fürs Saufen bezahlt!“

Der Mann riß ihr den Beutel aus der Hand und hob das Beil auf. Erst jetzt bemerkte er Richeza, die neben ihm getreten war. Er unterzog sie einer abschätzigen Musterung, dann straffte er sich und schüttelte die Faust mit dem Beutel in Richtung der Frau. „Warte nur, bis ich nach Hause komme, wir sprechen uns noch!“, rief er im Rückwärtsgang. „Warte nur!“

„Sicher warte ich“, seufzte die Frau. „Und schrei nicht, du weckst noch die Kleinen auf.“

Flüche und halbblaue Drohungen aussprechend, verschwand der Mann zwischen den Hütten. Richeza trat auf die Frau zu, die noch im Durchgang stand.

„Im Namen des Vogtes“, sprach sie vernehmlich, „gebe ich den Jungen da“, sie wies mit dem Daumen über die Schulter, „in deine Obhut. Paß auf ihn auf, bis wir aus den Bergen zurück sind, es soll dein Schaden nicht sein.“ Sie begegnete dem Blick der Frau und kniff die Lippen zusammen. „Ich bin Richeza von Scheffelstein, Großtochter des Vogtes, und wir sind auf der Jagd nach Ferkinas, die kaiserliche Soldaten getötet haben. Wir können dabei kein Kind gebrauchen. Also wirst du auf ihn aufpassen, bis wir wieder da sein, verstanden?“ Sie kramte in ihrer Gürteltasche und zog einige Münzen daraus hervor, die sie der Frau hinhielt. Zögernd nahm diese sie entgegen.

Richeza drehte sich um und stampfte auf Sedlana zu, die Rohvanho umklammert hielt. Die Edle umfaßte den Oberarm des Jungen und blickte Sedlana an. Das Mädchen verzog das Gesicht, ließ den Bruder jedoch nicht los. Eine Weile starrten Sedlana und Richeza einander in die Augen. Eine Falte legte sich über die Stirn der Edlen, ihre Brauen senkten sich, die Lippen öffneten sich einen winzigen Spalt, und ihr Griff um den Arm des wimmernden Jungen verstärkte sich sichtbar. Sedlanas Lippen zitterten, Trotz sprach aus ihren Augen. Richeza neigte unmerklich den Kopf, ihre Schultern strafften sich. Sedlana ließ den Jungen los, der zu schreien begann, als die Edle ihn von der Schwester fortzog. Unbarmherzig zerterte Richeza das sich sträubende Kind hinter sich her auf die Hütte zu, in der die Frau mit gerunzelter Stirn das Geschehen verfolgt hatte. Richeza bückte sich und faßte den strampelnden Knaben an den Schultern.

„Hör auf zu heulen und schau mich an!“, befahl sie, bis der Junge ihr sein verweintes Gesicht zuwandte. „Du wirst deine Schwester wiedersehen, ihr wird nichts geschehen und dir auch nicht. Die Frau da wird auf dich aufpassen.“ Richezas Lächeln erreichte ihre Augen nicht. Sie richtete sich auf und schob das Kind auf die Frau zu. „Gib auf ihn acht, ich will, daß er unverehrt zu seiner Schwester zurückkehrt.“

„Ja, Herrin“, erwiderte die Frau und legte ihre Hand auf den Kopf des Jungen. „Na, komm schon“, seufzte sie dann und schob den weinenden Jungen mit sanftem Druck in die Hütte.

Richeza wandte sich ab und kehrte zurück zu den Söldnern.

Boraccio hatte das Schauspiel interessiert verfolgt. Langsam fragte er sich, ob es wirklich so gut war, das Mädchen mitzunehmen. Was die Spuren anging, so waren die Sinne Halbelfe sicherlich noch besser als die von der widerspenstigen Göre, aber sie kannte sich nun mal besser im Gelände aus.

Als Richeza wieder zurückkehrte empfing er sie mit einem „Danke, Domna Richeza!“ An die gesamte Truppe gewandt fuhr er fort „So, nachdem dies jetzt geklärt wäre, können wir ja endlich zu den wichtigen Dingen kommen.“ Dabei warf er einen leicht finsternen Blick in Richtung Sedlana.

„Jacopo, Simyane, Zafira, Tsaiane, Sedlana, kommt alle mal hierher zur Besprechung.“ Während er auf die Angesprochenen wartete breitete er bereits die Karte auf einem kleinen Mauersims aus und studierte sie interessiert. Nachdem sich alle um ihn versammelt hatten und ebenfalls auf die Karte starrten fragte er „So, wo werden diese Bastarde jetzt vermutlich lang gezogen sein? Weibelin Tsaine? Sedlana? Irgendwelche Ideen?“

Die Söldnerin kratzte sich am Kopf und starrte auf die Karte der Vogtei, auf der zwar einige Ortschaften, Edlengüter, Waldstücke und Bäche verzeichnet waren, die allerdings wirklich keinen Aufschluß über kleinere Pfade erlaubte.

„Tja“, sagte sie nach einer Weile. „Es gibt sicher mehrere Wege, die nach Osten führen. Ich glaube kaum, daß sie weiter nach Süden in die Vogtei reingeritten sind. Wenn, dann müßten sie nach Südwesten geritten sein, direkt auf Kornhammer zu, denn im Süden über die Felsen, das schaffen die nicht, die Hänge sind zu steil. Nachdem, was Eure Leute sagen, scheinen sie den Weg nach Fer Henna Richtung Osten verlassen zu haben, auf die Berge zu. Aber wo genau sie langgeritten sind?“ Die Frau zuckte mit den Schultern.

„Wo sind sie vom Weg runter?“, fragte Sedlana, die noch immer ein finsternes Gesicht machte. „Da müssen wir nach Spuren suchen, dann wissen wir ja, wo sie lang sind.“

Alle blickten den Junker an, als erwarteten sie eine Entscheidung.

Der Junker seufzte „Also gut, dann wird es wohl nichts damit sie abzufangen und wir müssen weiter hinter ihnen herhetzen. Und laufen Gefahr, daß sie uns Hinterhalte legen. Wir beginnen mit der Suche an der Stelle, wo die Spur vom Weg abgeht.“

Wenn alle soweit fertig sind, dann sammeln wir uns am Tor, sagen wir im vierten Teil einer Stunde.“ Er schaute kurz in die Runde und als sich kein Protest regte begab er sich zum Stall.

Der Aufbruch

Zur festgelegten Zeit hatte sich vor dem Tor ein kleiner Heerzug versammelt. Vorne standen die Leute des Junkers, jetzt zu Fuß. Zwei hatten Bögen dabei, einer trug eine Armbrust. Dahinter kam die Schar Söldner aus Fer Henna, gefolgt von den Mercenariis Zafiras. Den Schluß bildeten die Packpferde. Als Boraccio an ihnen vorbei kam runzelte er die Stirn. Die Tiere waren schwer beladen, zu schwer für seinen Geschmack. Aber das würde sich bald schon ändern. Er ging weiter an die Spitze des Zuges und musterte dabei noch einmal alle. Vorne angekommen wandte er sich noch einmal an die versammelte Truppe „Alle mal herhören! Die meisten wissen ja, um was es geht. Für die neu Hinzugestoßenen stelle ich mich noch kurz einmal vor: Mein Name ist Boraccio Eslam D’Altea, Junker zu Aracena. Ich verfolge mit meinen Leuten diese Bande Ferkinas schon nunmehr 3 Tagen, nachdem sie bei uns geplündert, gemordet und Leute entführt haben. Nachdem diese Bande nun gestern einen Zusammenstoß mit Doma Richeza von Scheffelstein und ihren Kaiserlichen hatte haben wir beschlossen sie mit vereinten Kräften zu verfolgen und ihnen die Gefangenen und die Beute wieder zu entreißen. Wie alle wohl schon mitbekommen haben geht es vermutlich in die Berge. Das Gesindel kennt sich da oben gut aus, es ist also ständig mit Hinterhalten zu rechnen. Jeder hält seine Augen offen und meldet, wenn er was sieht. Besonders die Schützen sehen zu, daß sie ihre Waffen so schnell als möglich klar kriegen. Ich will daß mindestens immer zwei Bögen bereit sind. Mehr sehen wir dann, wenn wir ihre Spuren gefunden haben und wissen wo sie lang gezogen sind.“
Er sah zu Richeza rüber „Domna Richeza, möchtet Ihr noch etwas sagen? Sonst ziehen wir jetzt los.“

Nachdem die Edle knapp, aber nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, daß man sich noch immer auf Königlichem Land befinde und sich entsprechend zu verhalten habe, brachen die Bewaffneten auf. Die Halbfelie Simyane erinnerte sich noch genau an die Stelle, an der sie den Spuren der Ferkinas in den Wald hinein gefolgt waren. Anfangs war es nicht schwer, ihnen zu folgen: Niedergetrampeltes Gras, abgeknickte Zweige und Hufabdrücke im Schlamm ließen keinen Zweifel offen, daß man noch auf dem richtigen Weg war. Bald aber wurde der Wald etwas lichter, Laub bedeckte den Boden, und immer seltener waren die Spuren der Pferde auszumachen. Simyane und Sedlana schienen ihres Weges jedoch sicher. Leichtfüßig sprangen sie voran, während die schwer bewaffneten Söldner fluchend und schnaufend ihren Weg durch Brombeeranken und Springkraut bahnten. Der Boden war vielerorts noch feucht vom Regen des Vortags, das welche laut rutschig, und in dem hügeligen Gelände kamen die Bewaffneten nur langsam voran.

An einem kleinen Bach lies Boraccio anhalten. „So, kurze Pause. Ein Posten den Bachlauf hoch, einer nach unten. Und sorgt dafür, daß sie abgelöst werden!“

Während es sich die meisten der Soldaten bequem machten und gierig vom kühlen Wasser tranken und es sich ins Gesicht spritzten, schickten die Weibel die Posten aus, die sich nur murrend entfernten.

Stirnrunzelnd betrachtete der Junker das unübersichtliche Gelände. Er ging zu der Elfe. „Simyane, ich möchte, daß du gleich die Vorhut machst. In dem Gestrüpp hier kann man ja eine halbe Armee verstecken ohne daß wir was davon mitbekommen. Abstand nicht zu groß, nicht daß wir uns verlieren.“ Simayna nickte nur kurz.

Danach wandte er sich an Sedlana. „Kannst du mir sagen, wo wir hier rauskommen werden? Die grobe Richtung, in die die Ferkinas gezogen sind, dürfte ja jetzt deutlicher sein.“

Das Mädchen kaute an seinem Fingernagel. „Rauskommen? Rauskommen aus dem Wald tun wir gar nicht, wenn wir nicht nach Süden gehen. Hier geht der Wald hoch bis zu den Bergen. Aber die sind zu weit weg, da kommen wir heute nicht hin.“

Am Lagerfeuer

Am Nachmittag zogen von Efferd her Wolken auf, die alsbald neuen Regen brachten. Unaufhörlich prasselten die dicken Tropfen herab, und der Wind steigerte sich langsam zum Sturm. Der Blick vermochte die Regenschleier, die der Wind voranpeitschte, kaum zu durchdringen. Selbst unter den Bäumen war kein Schutz vor dem allgegenwärtigen nassen Element zu finden. Von den Hängen schoß das Wasser in reißenden Bächen herunter, die sich quasi aus dem Nichts gebildet hatten. Selbst der Pfad, dem sie seit Stunden folgten, begann sich in einen kleinen Fluß zu verwandeln.

Mißmutig stemmte Boraccio sich gegen den Wind, der die Tropfen schmerzhaft in sein Gesicht trieb. Sein Umhang war schon lange bis auf die letzte Faser durchnäßt. Fast hätte er im Tosen der Elemente den Tumult hinter sich überhört. Fragend sah er nach hinten, um die Ursache festzustellen. Quer über den Weg lag ein großer Baumriese, der dem Sturm nicht mehr standgehalten hatte. Einer der Söldner stand kreidebleich und zitternd direkt neben dem hölzernen Ungetüm, das ihn nur um Haaresbreite verfehlt hatte. Boraccio konnte grade noch erkennen, wie seine Kameraden ihm eine Flasche reichten.

Fluchend ging er zusammen mit Jacopo zur Unglücksstelle. „Los, haltet hier kein Maulaffenfeil, wir müssen weiter! Alle Mann anpacken, wir schieben das Ding zu Seite!“ Doch auch mit vereinten Kräften war der hölzerne Riese nicht vom Pfad wegzubewegen. Notgedrungen hackten die Söldner einen Weg um den Baum herum für die Ponys frei.

Simayane, die immer noch die Vorhut gebildet hatte, kam den Pfad zurück. „Ich kann die Spur nicht mehr erkennen! Wenn sie vom Pfad abweichen, werden wir es nicht merken!“ Alle Augen richteten sich fragend auf Boraccio. „Es hat heute keinen

Sinn mehr“, entschied er und wandte sich an Sedlana „Kennst du hier irgendeine Stelle in der Nähe, wo wir heute Nacht unterkommen können?“ Das Mädchen überlegte kurz, dann nickte sie. „Ja, noch etwas den Pfad hoch, dann kommt ein Überhang, da können wir uns unterstellen.“ „Also dann, warum stehen wir hier noch rum?“ polterte der Junker.

Sedlana bildete die Spitze des Zuges. Es schien bei dem Wetter eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis sie endlich anhielt. Suchend schaute sie sich um, dann hellte sich ihre Miene auf und sie deutete nach links. Angestrengt versuchte Boraccio etwas in dieser Richtung zu erkennen, doch außer Wald konnte er nichts ausmachen. „In Ordnung, Ihr wartet hier! Simyane, wir sehen uns das mal an.“ Sedlana war inzwischen schon im Wald verschwunden und Boraccio folgte einfach der Halbfelle. Das Gelände stieg an, je weiter sie kamen, und bald standen sie vor einer Felswand, die sich zwischen den Bäumen erhob. Die Oberkante stand über, so daß direkt am Fuß der Wand ein halbwegs geschützter Platz war, wenn auch nicht ausreichend für alle. „Simyane, schau dich doch mal ein wenig um, ich habe wenig Lust auf Besuch heute Abend. Und du,“, er schaute auf Sedlana, „hol den Rest her!“ Müde setzte er sich auf einen Stein. Die kurze Nacht und die anstrengende Wanderung zehrten an seinen Kräften. Hier am Fuß der Felswand war der Wind kaum noch zu spüren, und er träumte davon, sich einfach hinzulegen und zu schlafen, mindestens eine Woche lang.

Bald tauchten die ersten Leute zwischen den Bäumen auf. Müde rappelte sich der Junker wieder auf. Um ihn herum versammelten sich die Anführer der Trupps. Boraccio drehte sich in Richtung der Felswand und deutete auf bestimmte Punkte. „Wir spannen Zeltplanen auf, von dort drüben nach hier rüber. Genug Äste hat’s hier ja. Die Pferde können wir da hinten halbwegs unterstellen. Wenn wir noch genug Planen über haben, spannen wir ihnen auch noch was auf. Ich denke wir stellen zwei Wachen direkt hier auf, eine dort auf dem Felsen und noch eine runter in Richtung des Pfades. Bei dem Sauwetter wird spätestens jede Stunde gewechselt.“ Dann fiel sein Blick auf Richeza. „Oh! Äh, und ...“ Suchend schweifete sein Blick am Fuß des Felsüberhangs lang, dann deutete er auf ein Stelle etwas abseits von ihrem geplanten Quartier. „Und, äh, dort drüben kommt ein Zelt für Domna Richeza hin!“

Während die Söldner sich daran machten, die Zeltplanen aufzuspannen, begann Sedlana einige Zweige zusammenzusuchen, die sie unter dem Spott einiger der Männer und Frauen zu einem Haufen aufschichtete. "Das wird doch nichts, Mädchen", sagte einer der Soldaten, aber Sedlana beachtete ihn nicht. Hartnäckig trug sie Zweige zusammen, befreite einige von ihrer Rinde und stellte sie zu einem Kreis zusammen, ehe sie weitere in einigem Abstand von diesem inneren Kreis wie einen Zaun außenherum in die Erde steckte.

In ihren Umhang gehüllt und mit dem Rücken an die Felswand gelehnt, beobachtete Richeza, wie das Mädchen ein Stück Birkenrinde auf einen flachen Stein am Rand der Feuerstelle legte und gräuliche Kügelchen aus einem Beutel auf der Rinde verteilte. Mit Feuerstein und Stahl schlug Sedlana einige Funken, und eine brutzelnde Flamme blitzte auf, sobald die Funken auf die Kügelchen übersprangen. Mit bloßen Fingern faßte das Mädchen die brennende Rinde und steckte sie zwischen die Äste. Einige davon fing sofort Feuer, andere begannen zu qualmen. Wasserblasen zerplatzten auf dem feuchten Holz, Funken spritzten zur Seite, aber das Feuer gewann an Kraft, wenngleich es stark rußte und der Wind den beißenden Rauch gegen die Felswand trieb.

Richeza stieß sich von der Wand ab und machte einen Schritt auf das Mädchen zu. "Woher hast du das Zauberpulver?", fragte sie. "Von den Hexen im Wald?"

Sedlana musterte die Edle mit unbewegtem Gesicht. "Es ist kein Zauberpulver", sagte sie schlicht und stocherte mit einem Stock im Feuer, ohne die Frau weiter zu beachten.

"Was ist es dann?", fragte Richeza nach einem Moment.

"Samen", erwiderte Sedlana. "Man braucht sie nicht, aber es ist einfacher, wenn man sie benutzt." Ohne weitere Fragen abzuwarten, verschwand das Mädchen im Regen zwischen den Bäumen.

Erstaunt hatte Boraccio die Szene verfolgt. So langsam verflogen die Zweifel, die er immer noch ob des Mädchens hegte. Dann wandte er sich an die Söldner. „Na los, staunt hier keine Löcher in die Luft! Geht und sammelt Holz! Wenn wir schon ein Feuer haben, dann will ich heute Nacht auch nicht frieren!“ Prompt schwärmten einige der Soldaten aus und begannen im Wald Äste zu suchen.

Mittlerweile hatte man einige Äste als Stangen aufgestellt und Zeltplanen drüber gespannt. Unter dem nun trockenen Bereich begannen sich die Leute zu drängen. Nasse Umhänge wurden auf eilig gespannte Leinen gehängt, Gepäck wurde im Trockenen verstaut, die ersten Nachtlager wurden bereitet. Nachdem das Zelt für Richeza errichtet war stellte man fest, daß nicht genügend Planen für die Pferde übrig waren, die man deshalb im Regen stehen lies. Das Feuer brannte langsam höher und man begann Holz zum trocken drum herum zu stapeln. Dreibein und Kessel standen zum Kochen bereit, sobald die Glut gut durch war. Mit brennenden Ästen begann man ein zweites Feuer zu entfachen. Nahrungsmittel wurden ausgepackt und unter vielerlei scherzhaften Kommentaren über das Essen begann man mit dem Kochen.

Boraccio sammelte derweil alle Anführer zu einer Besprechung zusammen.

„Also gut, für heute ist der Tag gelaufen. Morgen haben wir hoffentlich wieder Sonne und können die Spuren noch verfolgen. Wir müssen für die Wache noch jeweils einen Wachhabenden einteilen, der die Aufsicht führt. Domna Richeza, welche Wache wärt Ihr bereit zu übernehmen?“

Richeza zögerte einen Moment lang und hob dann die Schultern. „Wäre es nicht sinnvoll, mehrere Wachen zugleich einzuteilen? Wenn Ihr nichts dagegen habt, würde ich mich sodann der ersten Wache anschließen.“

„Es geht ja nur darum, daß bei jeder Wache ein Verantwortlicher mit eingeteilt ist. Und besser keine langen Schichten, wenn es nicht nötig ist, wir werden wohl noch lange genug wach bleiben müssen. Ich gönne mir dann heute die letzte Wache, ich kann nicht behaupten, daß ich die letzte Nacht viel Schlaf bekommen hätte.“

Der Duft von Essen breitete sich langsam im Lager aus und alle drängten sich um die Kochtöpfe. Der Eintopf schien sogar Anklang zu finden, immerhin hockten alle zufrieden kauend über ihren Schüsseln. Die Zeltplane ließ nur wenig Raum, so daß die Söldner nur eng beieinander lagern und sich nicht in Gruppen aufteilen konnten. Der Sturm schien mittlerweile abgeflaut zu sein, aber der Regen fiel noch immer reichlich vom Himmel, so daß niemand die Lust verspürte, seinen Platz unter den Planen zu verlassen, und die ersten Wachen bezogen nur unter viel Murren ihre Posten. Die dichten Wolken verschluckten das Licht der Abenddämmerung, und schon bald schien außerhalb des Lichtes der Lagerfeuer alles von der Dunkelheit verschluckt zu sein. Unter den Söldlingen wurden neugierig Fragen ausgetauscht, wo man denn schon gedient habe, und so begannen die Ersten ihre Geschichten zum besten zu geben und von ihren Heldentaten zu prahlen.

Schmunzelnd lauschte Boraccio den großspurigen Ausführungen Jacopos, wie sie damals eine Goblin-Bande verfolgt hatten. Seiner Erzählung nach hätte man die Goblins mindestens für Orks, wenn nicht sogar Oger halten können, dabei hatten die Rotpelze angesichts der kaiserlichen Soldaten schleunigst das Hasenpanier ergriffen. Der Blick des Junkers fiel auf die Edle. „Und, Domna Richeza, wart Ihr auch schon im Krieg? Soweit ich gehört habe, sollt Ihr ja flinke Klinge führen.“

Richeza starrte ins Feuer und antwortete nicht gleich. "Im Krieg?", fragte die Edle, als Boraccio schon glaubte, sie habe ihn nicht gehört. Sie schnaubte und hob die Schultern. "Ich war in Omlad, als es belagert wurde. Meine Klinge schien man aber nicht zu wollen." Mit dem Fingernagel zeichnete sie Linien in den feuchten Boden. "Nein, ich war wohl nicht im Krieg. Nicht in einem Krieg, den Ihr wohl so nennen würdet. Nicht auf den Silkwiesen, da war ich noch jung, nicht an der Trollpforte. Nicht vor Wehrheim", fügte sie leiser hinzu. Eine Windbö trieb den Regen ins Feuer. Knisternd stoben Funken auf. Unter dem Gelächter der Kameraden rückten einige der Söldner fluchend zurück, die zu nahe am Feuer gesessen hatten. "Ich habe immer geglaubt, der Krieg sei etwas Ehrenhaftes", fuhr Richeza fort. "Brächte Ruhm und Anerkennung und einen glorreichen Sieg, wenn man nur tapfer genug föchte." Seufzend wischte sich die Frau eine nasse Haarsträhne aus dem Gesicht, eine Schmutzspur auf ihrer Schläfe hinterlassend. "Aber wer erntet Anerkennung, wenn er stirbt? Der Ruhm ist rasch vergangen, noch der Tapferste bald vergessen, wenn er nicht König ist." Sie hob einen Stein auf und wog ihn in der Hand. "Nein, Dom Boraccio, ich war nicht im Krieg, und es gibt auch nichts mehr," sie schnippte den Stein ins Feuer, "wofür ich kämpfen würde."

Boraccio lachte verbittert. „Da sprecht Ihr ein wahres Wort. Nein, Krieg bringt keine Ehre. Ruhm vielleicht ... für die Fürsten.“ Er stocherte mit einem Ast im Feuer. „Und wer ehrenhaft kämpft geht vielleicht in Rondras Hallen ein.“ Er nahm den Ast in beide Hände. „Und das schon sehr bald. Und damit läßt er seine Kameraden im Stich und die, für die er kämpft.“ Mit einem lauten Knacken brach der Ast. Beiläufig starrte Boraccio auf seine Hände, die krampfhaft die beiden Hälften des Astes umschlossen. Schulterzuckend warf er die Aststücke ins Feuer. „Nein, auf dem Schlachtfeld ist kein Platz für Rondra, nur für Boron. Und Phex, wenn er denn gewillt ist, Euch beizustehen.“ Er schnaubte verächtlich. „Wer im Salon sitzt, kann groß von Ehre schwadronieren und hin und wieder den Degen schwingen wegen einer Nichtigkeit, in den kühlen Morgenstunden bei einem Glas Yaquirtaler, Hanglage, leicht gekühlt. Wer dagegen im Feld steht, muß sehen, wie er seine Leute heil wieder nach Hause bekommt und auch, daß dieses zu Hause noch steht, wenn sie es denn lebend zurück schaffen.“

Für einen Augenblick herrschte Stille, denn jeder hatte die letzten Worte des Araceners vernommen. Einige Köpfe nickten, beifälliges Gemurmel war zu hören. Dann tauchte ein Beutel Wein auf und machte die Runde. Schnell waren wieder die derben Scherze und Flüche der Mercenarios zu hören.

Boraccio hatte sich wieder entspannt und schaute zu Richeza. „Verzeiht mir, wenn ich frage, aber Ihr sagtet, daß Ihr für nichts mehr kämpfen würdet. Es muß doch noch jemanden geben, den Ihr zu verteidigen bereit wärt? Eltern, Geschwister, andere Verwandte oder gar Mann und Kinder?“

Richeza drehte den Kopf und blickte den Junker über ihre Schulter hinweg an, eine tiefe Falte auf der Stirn, die Lippen zusammengepreßt. Schließlich schlug sie die Augen nieder und starrte auf Boraccios Stiefel. "Meine Eltern sind tot", sagte sie kühl. "Sie starben, als ich fünf Jahre alt war. Ebenso mein Bruder. Novadis." Sie hob die Schultern. "Viele meiner Verwandten starben. Zuletzt vor Wehrheim." Eine längere Pause trat ein, gefolgt von einem neuerlichen Achselzucken. "Mein Großvater, der Vogt. Ja, ihn würde ich wohl verteidigen, wenn ich könnte. Aber ... es mag böse klingen, aber er ist ein alter Mann. Und wie Ihr vielleicht wißt," ergänzte Richeza mit einem kurzen Seitenblick auf den Junker, "bin ich nicht verheiratet. Und Kinder ..." Scharf sog die Edle die Luft ein. "Ich habe keine Kinder."

Für einen Moment starrte der Junker in die Flammen. „Ich verstehe, was Ihr meint“, sagte er dann. „Seit mein Bruder tot ist und mein Vater aus Gram darüber ebenfalls zu Boron gegangen ist, da sitzt meine Mutter nur noch in ihren Gemächern. Man kann ihr förmlich dabei zusehen, wie die Lebensgeister sie verlassen ... ihr Lebenswille ...“ Er schluckte schwer, schwieg einen Augenblick. Dann wischte er sich eine Träne aus dem Auge. „Nun ja, zumindest hatte ich meine Zeit mit meinen Eltern.“

Suchend griff er hinter sich und angelte nach seinem Trinkbeutel, aus dem er einen großen Schluck nahm. Der Inhalt mußte seine Laune gebessert haben, denn um seine Mundwinkel spielte wieder ein verschmitztes Lächeln, als er Richeza anblickte. „Nun, Domna Richeza, was Eure Hochzeitspläne angeht, muß ich gestehen, daß ich da vermutlich nicht auf dem neusten Stand bin. Es kommt einem doch das eine oder andere Gerücht zu Ohren, wo ich immer nicht so recht glauben mag, was ich da vernehme. Man hat ja doch schnell einen Ruf weg, sei es mit Recht oder unbegründet.“ Boraccio nahm einen weiteren Schluck aus dem Schlauch. „Das letzte was ich aufschnappte, war, so glaube ich, daß Ihr gegenüber jedem Verehrer, der sich Euch in entsprechenden Absichten nähert, eine Forderung ausspricht und nur den zu ehelichen bereit

seid, der sich Euch mit der Klinge als überlegen erweist. Eine nette Räubergeschichte für die Taverne, wie ich finde. Oder steckt dort gar ein Körnchen Wahrheit drin?“

Die Edle warf dem Junker einen finsternen Blick zu. "Wer hat Euch denn das erzählt?", fragte sie mit einem unwirschen Kopfschütteln. "Das erzählt man sich also in den Tabernas, ja? Und Ihr glaubt das auch noch? Natürlich habe ich manches Duell geschlagen. Und bislang keines verloren. Nun ja ... fast keines oder zumindest nicht wirklich verloren. Aber wie wahllos wäre ich, den erstbesten zu ehelichen, der mir ebenbürtig wäre? Und wie dumm? Ich kenne meine Klinge, aber ich weiß, daß sie nicht die einzig gute in diesem Lande ist, ja, wahrscheinlich auch nicht die beste." Eine Weile starrte Richeza ins Feuer. Es rußte noch immer stark, aber die Hitze rötete die Gesichter der Umsitzenden. "Es ist ein Fluch, Mundilla zu sein, Junker, glaubt mir das. Es ..." Sie brach ab und wandte den Kopf ab. Boraccio wartete eine Weile, aber es kam nichts mehr. Die Frau blickte mit düsterem Gesicht in die Dunkelheit und schwieg.

Boraccio ergriff wieder das Wort „Kein Grund, gleich so finster dreinzublicken! Ich höre so einiges Geschwätz, auf das ich nichts gebe. Es geht eben nichts über die eigene Aufklärung, um nicht falschen Gerüchten aufzusitzen. Ich möchte gar nicht wissen, was man sich so über mich er...“ Er hustete als ein Windstoß den Rauch des Feuers in seine Richtung trieb. „Verflixt!“ Mühsam rieb er sich die Tränen aus dem gesunden Auge. Finster starrte er nun in Richezas Richtung „Im übrigen weiß ich sehr gut, was es bedeutet, Erbe der Familie zu sein. Mein Bruder Fernando war immer der, dem einmal alle Titel und Würden zufallen sollten. Ständig waren die Augen und die Hoffnung aller Mitglieder der Famiglia auf ihn gerichtet, man bemühte sich, ihn gewissenhaft auf seine Aufgaben vorzubereiten. Aber er wollte es nie, er hat es geradezu gehaßt. Als sie ihn auch noch verheiraten wollten, da war es ihm schließlich zuviel. Er trieb sich in Tavernen rum, trank zu viel, begann zu spielen. Und das sollte ihn letzten Endes das Leben kosten.“ Der Junker starrte nun grimmig drein und wühlte in seiner Tasche. Er zauberte das kleine, flache Metallfläschchen hervor und trank einen Schluck daraus, bevor er fortfuhr „Fernando beneidete mich immer darum, daß ich zur kaiserlichen Armee gehen konnte. Ruhm und Ehre sammeln, heiße Duelle im Morgengrauen, hübschen Domnas den Hof machen,... das war das Leben, wie er es sich vorstellte, ohne Verantwortung tragen zu müssen. Der Narr! Wir müssen immer die Verantwortung tragen, das ist der Fluch unseres Standes. Sogar der Kaiser kann sich seine Verlobte nicht aussuchen.“ Wieder nahm er einen Schluck und hielt Richeza wortlos die Flasche hin.

Richeza, die dem Junker ihr Gesicht wieder zugewandt hatte, als er über seinen Bruder zu sprechen begann, lehnte die Flasche mit einem Kopfschütteln ab. Schweigend betrachtete sie das Gesicht des Mannes, die Augenklappe, die Narben, den Bart, das nasse Haar, das in seine Stirn hing.

"Glaubt Ihr", fragte sie nach einer Weile, "daß das, was mit uns geschieht, geschieht... ich meine: was immer wir auch tun? Glaubt Ihr, es macht einen Unterschied, wie wir handeln? Oder glaubt Ihr, daß unser Leben vorherbestimmt ist, daß irgendwas oder irgendwer schon alles... entschieden hat. Oder wenigstens vieles. So wie... ein Geschichtenerzähler vielleicht entscheidet, was mit den Figuren in seiner Geschichte passiert. Dieser da wird sterben. Dieser da wird leben. Diese wird leiden. Diese wird glücklich. Die werden geliebt, die werden herrschen, die kriegen nichts?"

Der Junker starrte eine Weile ins Feuer. Fast mochte man meinen, er habe die Frage gar nicht gehört, doch dann sah er wieder die Edle an. „Wer vermag das schon zu wissen? Aber nein, ich glaube nicht daran. Oder zumindest möchte ich nicht daran glauben. Denn dann wäre unser Streben sinnlos, da wir doch nichts zu ändern vermögen. Jede Hoffnung wäre dahin, wenn die Anstrengung nichts auszurichten vermag. Wer will noch in die Schlacht ziehen, wenn der Ausgang vorherbestimmt ist und sein Opfer damit sinnlos? Nein, wenn wir morgen oder übermorgen diese Ferkinas stellen, dann liegt es an uns und unserem Geschick, den Sieg zu erringen.“ Kurz entschlossen nahm er noch einen Schluck und packte dann die Flasche wieder weg. „Aber was ist mit Euch? Hängt Ihr solch trübsinnigen Gedanken nach? Und warum? Sollten wir nicht lieber versuchen, uns den schönen Dingen zuzuwenden? Die schlimmen kommen schon noch früh genug.“

"Den schönen Dingen?", fragte die Edle mit einem leichten Stirnrunzeln. "Was meint Ihr nun?"

„Wir sitzen hier am Feuer, irgendwo im Wald. Morgen schon kann uns ein vergifteter Pfeil dahinraffen. Wer will sich da schon mit düsteren Gedanken quälen?“ Boraccio zeigte rüber zu den Söldnern, wo eine Frau grade ein Lied angestimmt hatte und die Umsitzenden unbeholfen aber beherzt den Refrain mitsangen. „Seht Ihr, so hält man es beim Kriegsvolk. Die Freuden genießen, solange man kann.“ Verschmitzt sah er die Edle an. „Oder zumindest könntet Ihr mir verraten, warum Ihr nicht alle Eure Duelle gewonnen habt. Natürlich nur wenn es eine gute Geschichte ist.“

Richeza zuckte nur mit den Schultern. "Manchmal endet ein Duell auch mit einem Unentschieden. Und einmal ... Nun, der Darpate kämpfte nicht mit der Waffe, die ich bevorzugt hätte." Wieder zuckte sie mit den Achseln, offenbar nicht gewillt, mehr zu dem Thema zu sagen.

Die Söldnerin hatte ihr Lied beendet und erntete den Beifall ihrer Kameraden. Einige der Mercenarios hatten sich bereits zur Ruhe gelegt, teilweise gerade dort, wo sie waren, einige von ihnen halb im Regen, nur einen Ledermantel über dem Körper ausgebreitet oder den Hut tiefer ins Gesicht gezogen.

"Was ist mit dir, Kamerad, warst du an der Trollpforte?", wandte sich Zafira an Tercio, den kleinen Torwächter aus Fer Henna. Der nickte mit düsterem Gesicht. "Ja, aber bei der Endschlacht lag ich verwundet im Lazarett. War wohl mein Glück, denk' ich heute." Er kratzte sich am Kopf. "Aber Wehrheim – das war schlimmer, glaub mir! Da ging's gegen die eigenen Leute ..."

"Dom Boraccio", wandte sich die Edle wieder an den Junker. "Das gestern nacht ..." Sie senkte die Stimme. "... das war nur ein Alptraum, oder?"

Das Gesicht des Junkers verfinsterte sich schlagartig. Richeza mußte sich anstrengen, um über das Prasseln des Feuers hinweg die Antwort zu verstehen. „Ja, gewiß, ein Alptraum ...“ Abwesend starrte er eine Weile in die Flammen. Fast mochte man meinen, das zuckende Spiel der Funken hätte ihn hypnotisiert. Doch dann sprach er weiter. „Der gleichen Traum, wieder und wieder, seit damals, seit wir gegen den verfluchten Bethanier gekämpft haben ... und gegen den Schwarzen Drachen.“

Er unterbrach seine Rede und holte wieder die Flasche hervor, die erst vor wenigen Augenblicken weggepackt hatte. Als er sie wieder öffnete und zum Trinken ansetzen wollte, zitterte seine Hand, so daß er die Flasche wieder absetzen mußte. Er legte seine linke Hand über die rechte und hielt sie fest, bis das Zittern aufhörte, danach trank er hastig einen Schluck, so als ob er Angst hätte, das Zittern könnte wieder anfangen. Mit dem Getränk schien sich sein Körper zu entspannen, jedenfalls erzählte er weiter: „Nachdem Haffax uns durch ganz Tobrien getrieben hatte und uns fast auf den vallusanischen Weiden den Garaus gemacht hätte, da waren von den Schlachtreitern nicht mehr allzu viele übrig. Schon in Tobrien wurde ich zum Leutnant befördert und nun hatte ich den Befehl über die ganze Schwadron, oder das, was von ihr übrig war. Schon den ganzen Tag hatte das Heer versucht, den Wall zu durchbrechen, und nun wurde es dunkel, und mit der Finsternis kamen die Toten, die aus ihren Kammern hervorkrochen. Der Commandante, also der Baron von Cres, hatte den Befehl gegeben, zu einem dieser Löcher durchzubrechen. Wir sollten den Weg freimachen für einige Boronis, Al'Anfaner, die in die verfluchten Gänge hinabsteigen wollten und im Namen des Herrn Boron seinen Segen über die wandelnden Leichname bringen wollten. Ihre Speerspitze waren einige Gardisten vom Orden des Schwarzen Raben. Auf ihren schwarzen Wappenröcken prangte das Bild des gekrönten Raben. Und in ihren Gesichtern konnte man sehen, daß sie bereit waren, schon bald vor ihren Herrn zu treten.“ Während er sprach, griff seine Hand an seinen Hals und schien etwas zu umfassen, das dort hing. Als er wieder zur Flasche griff, um einen Schluck zu nehmen, konnte Richeza sehen, daß er unter seinem Hemd einen Anhänger hervorgeholt hatte. Auf einer silbernen Scheibe war ein schwarzer Rabe zu erkennen, der eine goldene Krone trug, das Zeichen des al'anfaner Boronkultes.

Mit zitternder Stimme fuhr Boraccio fort. „Wir stürmten also vor, doch wir waren zu spät. Die Kadaver strömten bereits aus ihren Löchern und bildeten einen Heerhaufen aus ihren toten Leibern. Unschlüssig was zu tun sei, verharrten wir vor ihnen, dann befahl ich den Rückzug, um uns neu zu formieren. Aber ich hatte zu lange gezögert, die Untoten waren schon an uns heran gekommen und drohten, mich zu umzingeln. Ich wollte den Ausbruch wagen, doch dann ... der Himmel wurde an einer Stelle noch schwärzer, erst klein und weit weg, dann näher, und dann konnte man vor der bleichen Scheibe des Madamals die zerfetzte Silhouette des Schwarzen Drachen erkennen. Rhazzazor, der untote Drache, der Herr über den endlosen Heerwurm, war gekommen um seine Legionen anzuführen! Das Rauschen seiner Flügel war zu hören, als er über uns hinweg flog. Mein Roß scheute, nur mühsam konnte ich es im Zaum halten. Dann durchbohrte eine Pike den Unterleib des Trallopers, er kippte auf die linke Seite und begrub mein Bein unter seinem massigen Körper. Hilflös lag ich da, als die Kadaver auf mich zu wankten. Am Himmel konnte ich noch den zerfetzten Leib des Drachen erkennen, dann ein Säbel, der auf meinen Kopf hinab sauste ...“

Schmerzhaft verzog er sein Gesicht, so als ob er den Hieb erneut empfangen würde. Wieder ergriff er das Amulett um seinen Hals. „Als ich aufwachte, erblickte ich das Gesicht eines Boroni, der meine Verbände wechselte. Ich hatte wohl lange im Fieber gelegen und nicht mitbekommen, was weiter geschehen war. Die Al'Anfaner waren wohl mit Gesängen an den Herrn auf den Lippen furchtlos gegen die wandelnden Toten gezogen und unter den heiligen Worten zu Boron wurde ihnen nun die ewige Ruhe zuteil. Die Rabengardisten fanden mich unter meinem Pferd begraben und man wollte mich schon zur ewigen Ruhe betten, als man noch Leben in meinem geschundenen Leib fand.“

Unvermittelt starrte der Junker Richeza an und zeigte auf seine Augenklappe und die lange Narbe über sein Gesicht. „Das hier habe ich als Andenken behalten. Das hier und die Träume.“ Er schnaubte kurz. „Als ich hörte, daß Rhazzazor erschlagen wurde, da reiste ich nach Punin und brachte dem Herrn Boron ein Opfer dar. Ich hatte schon gehofft, daß damit die Träume endlich weg seien, doch als ich gestern die Toten dort im Wald im kaiserlichen Rock liegen sah ...“

Wortlos startete er ins Feuer, das Symbol des Totengottes fest umschlossen.

Auch die Edle schwieg, abermals die Narben des Mannes betrachtend, dann zog sie ihre Beine an den Körper heran, als fröre sie, und legte das Kinn auf die Arme, die ihre Knie umfassten. Es war nun vollständig dunkel, aber noch immer prasselte der Regen herab, und die Äste der Bäume knackten im Wind. Einige der Soldaten waren eingeschlafen, einige weitere berichteten von vergangenen Kriegen und Heldentaten.

"Was glaubst du, wie es war, meinen Bruder bei denen zu sehen?", fragte Tercio Zafira. "Und nicht bei den Toten, nein: Bei denen, die noch genau wussten, was sie machen, als sie sich dem Hexer angeschlossen haben. All die Jahre hab' ich versucht, so wie mein Bruder zu sein, hab ihn vergöttert, ihm vertraut. Und dann das! Die Untoten, der Drache, das ganze Dämonenpack, das ist alles schlimm genug. Aber als ich ihn da sah, wie er auf unsere Leute losging, da ist was in mir zerbrochen. Er hat mich gesehen, hat mich schreien hören, ich wollte wissen, warum, konnte es nicht glauben. Aber er lachte nur. Ich fühlte mich verraten. Alles, woran ich geglaubt hatte, schien Lüge. In dem Moment hab ich die Götter gehasst, dass sie so etwas zulassen. Ich hab' meinen Bruder gehasst, obwohl ich ihn noch immer liebte. Aber ich konnte mich nicht rächen. Ich konnte ihn nicht fragen, warum er das getan hatte. Ich konnte ihn gar nichts mehr fragen. Er ist mir die Antwort schuldig geblieben, denn er starb vor meinen Augen, und ich wusste nicht, ob ich mich freuen sollte oder verzweifeln. Aber seitdem ist nichts mehr wie vorher gewesen. Ich hab überlebt, aber etwas in mir ist gestorben an dem Tag."

Der kleine Söldner verfiel in Schweigen, und einen Moment lang war nur das Lied einer etwas entfernt sitzenden Söldnerin zu hören, das vom Wind zerrissen herüber geweht wurde.

Richeza hob den Kopf und neigte ihn leicht zur Seite. "Wenn ich Geschichten höre wie die Eure", sagte sie leise zu Boraccio, den Blick auf den feuchten Boden gerichtet, "dann fühle ich mich ... schuldig. Ich war auch an der Trollpfote – aber lange, nachdem die Schlacht geschlagen war. Das, was noch von damals zu sehen war, ließ kaum erahnen, wie der Krieg selbst gewesen sein mag. Ein paar Untote, verwüstetes, trostloses Land. Es berührte mich nicht. Von den Schrecken, die Ihr beschreibt, habe ich keine Ahnung." Sie nagte an ihrer Unterlippe und rieb sich die Stirn. "Ich habe immer geglaubt, selbst genug Schreckliches erfahren zu haben. Ich ...", fuhr sie zögernd, mit einem Blick auf Boraccios Amulett fort, "glaubte, genug Grund zu haben ... die Götter zu ... zu hassen? Zu verachten? Oder mich betrogen zu fühlen."

Seufzend lehnte sie sich zurück, Zefira und Tercio beobachtend, die sich schweigend eine Feldflasche hin und her reichten. "Aber vielleicht ...", sagte sie widerstrebend, "sollte ich ihnen lieber danken, dass sie mir anderes erspart haben, was ich ... vielleicht nicht verkraftet hätte."

Boraccio starrte die Edle unvermittelt an. Der strenge Tonfall in seiner Stimme duldeten keinen Widerspruch. „Ich weiß nicht, was Euch widerfahren ist, daß Ihr meint, mit den Göttern hadern zu müssen. Aber wenn Euch das Grauen des Krieges und die Schrecken der Niederhöhlen bis jetzt erspart geblieben sind, dann solltet Ihr den Göttern dafür danken!“ Er wandte den Blick wieder von Richeza ab und angelte nach einem getrockneten Stück Holz, um es ins Feuer zu werfen. Versöhnlicher fuhr er fort: „Als kleiner Junge haderte ich mit den Göttern, weil ich das Pferd nicht bekam, daß ich mir so sehr gewünscht hatte. Als junger Kadett schimpfte ich auf Rahja, weil meine Angebetete mein Werben nicht erhören mochte. Aber all das erscheint mir heute lächerlich, kleine Wünsche eines dummen Kindes.“ Erneut schaute er in ihre Richtung. „Daß Ihr beim Anblick eines alten Schlachtfeldes nichts empfindet, sollte Euch nicht betrüben. Vermutlich wissen nur die etwas mit diesen Orten anzufangen, die auch dabei waren. Ich habe selbst einmal das Schlachtfeld von Brig-Lo besucht. Und obwohl ich das verzweifelte Ringen dort nur zu gut vorstellen kann, fühlte ich dort nichts. Eine Begutachtung der alten Stellungen, im Geiste die Vorstellung des Schlachtverlaufs, so wie wir es an der Akademie durchgesprochen haben, ein paar Überlegungen, was man vielleicht besser gemacht hätte. Aber nichts von dem Grauen, das dort geherrscht haben muß.“ Er ergriff einen weiteren Ast und brach ihn in der Mitte durch. „Nur die feinen Domnas, die sich von ihren Verehrern über das Schlachtfeld führen ließen, ihre Zofe mit dem Picknickkorb im Gefolge, die störten ein wenig ...“

Richezas nachdenkliches Gesicht verfinsterte sich, als Boraccio von seinen Kindheitssorgen zu sprechen begann, und einen Augenblick lang funkelte Zorn – oder waren es Tränen? – in ihren Augen. Doch die Edle sagte nichts, blickte mit grimmigem Lächeln an Boraccio vorbei ins Feuer und erhob sich schließlich. "Es ist spät", sagte sie. "Ihr solltet besser schlafen, Ihr seid gewiß müde nach der letzten Nacht." Sie nickte auf die Söldner, die etwas abseits des Lagers Posten bezogen hatten. "Ich Sorge dafür, daß man Euch weckt, wenn Eure Zeit gekommen ist. Nach mir und Lampanarez ist Euer Weibel dran, er wird Euch Bescheid geben." Damit wandte die Edle sich um und hielt auf die Wachen zu.

Nachdenklich starrte der Aracener hinter der Edlen her. Mehr zu sich selbst als zu jemand bestimmten bemerkte er „Jetzt haben wir ja doch nur über die unerfreulichen Dinge des Lebens gesprochen!“ Und fuhr etwas leiser fort „Tja, Boraccio, wie immer beweist du große Kunstfertigkeit darin, eine Domna gekonnt zu unterhalten. Bist schon ein echter Lebemann!“ Ein schiefes Grinsen lag dabei auf seinen Lippen. Der Blick in seinem Auge strafte es Lügen.

Kurz schaute er in Richtung der Wachen, um sich dann zu den bereits Schlafenden zu legen. Bevor er sich endgültig zudeckte und die Augen schloß, murmelte er noch ein paar Worte. Wer genau hinhörte konnte noch ein „Boron“ heraushören.

Das Mädchen

30. EFF 1030 BF

Erstmals an diesem Tag war die Wolkendecke aufgerissen, aber die Sonne wollte nicht so recht hindurchkommen und im Westen drohte bereits die nächste Regenfront. Wortkarg stapften die Soldaten durch das dichte Unterholz. Der Marsch begann an den Kräften zu zehren. Das Gelände war hügelig, steile Kletterabschnitte folgten auf nicht minder gefährliche Rutschpartien bergab, und mancher der Männer des Junkers äußerte halblaut seine Zweifel daran, daß Sedlana noch der richtigen Fährte folgte, während mehrere der Fer Hennaer Söldner noch leiser mutmaßten, der Halbfelb Simyane sei ebenso wenig zu trauen wie einem reinen Spitzohr und sie werde sie noch alle ins Verderben führen.

"Hey, du da!", brach am frühen Nachmittag einer von Zafir's Leuten das Schweigen. "Hey, Mädchen!" rief er erneut, als Sedlana sich nicht umwandte, und er stolperte nach vorne und drehte das Mädchen grob an der Schulter herum, bis es ihn anblickte. "Kannst du mir vielleicht mal erklären, wie hier Reiter lang geritten sein sollen? Hier ist weit und breit kein götterverdammter Weg, und zu Fuß kommt man schon kaum weiter!"

"Sie können nirgendwo anders lang geritten sein", erwiderte Sedlana und wand sich aus seinem Griff.

"Sie können nicht?", fragte der Söldner, als das Mädchen sich wieder umdrehte und geduckt weiter den Hang hinauf kletterte. "Was soll das heißen? Soll das heißen, du weißt gar nicht sicher, wo sie lang sind? Du findest keine Spuren mehr? Hey!"

Aber Sedlana antwortete nicht, und bald war sie im dichten Unterholz auf der Kuppe des Hügels verschwunden.

Boraccio bahnte sich einen Weg nach vorne. „Was ist hier los?“ Verwirrt sah er dem verschwindenden Mädchen nach. „Hey! Bleib hier! Verflucht noch eins!“ Der Söldner sah den Junker an. „Capitan, das verfluchte Biest weiß doch gar nicht, wo sie uns hier hinführt! Spuren sind doch hier keine, und eine Herde Gäule ist hier bestimmt auch nicht lang.“ Nachdenklich starrte Boraccio zu Boden. „Hmm,“ brummte er. „Spuren sehe ich hier allerdings auch keine.“ Ratlos kratzte er sich am Kopf und starrte den Hügel hinauf. Dann wandte er sich wieder um in Richtung des Zuges. „Weibelin Tsaiane!“ Die Söldnerin mühte sich an der Kolonne vorbei, um zu dem Junker an der Spitze zu gelangen. „Ja, Euer Wohlgeboren?“ Boraccio sah die Weibelin mit versteinertes Mine an. „Dies Kind, das uns hier führt, könnt Ihr Euch für sie verbürgen? Ich würde nur ungern an die Ferkinas verkauft werden!“

Die bullige Weibelin kratzte sich an der Narbe, die ihr stoppeliges Haar teilte. „Tja...“, sagte sie. „Schon, Herr. Sie ist gut im Wald, soviel weiß ich. Und wen Besseres hättet Ihr in Fer Henna nicht kriegen können.“

„Sie ist ein Ferkina-Bastard, also kann man ihr nicht trauen, das hab' ich schon immer gesagt!“, brummte ein anderer der Fer Hennaer Söldner.

Tsaiane Drakenstein zuckte mit den Schultern. „Ich glaub nicht, daß sie was mit den Ferkinas zu tun hat. Die Ba... Kinder vom alten Elborn leben für sich im Wald. Der Alte hatte nix mit den Ferkinas am Hut. Na, mit den Weibern halt, das ja, aber sonst waren die Wilden nicht gut auf ihn zu sprechen und er nicht auf sie.“

„Soso, mit Ferkinafrauen“, brummte Boraccio. „Ich frage mich, wo er die her hat. Kein Ferkina würde sein Weib ... aber lassen wir das.“ Suchend sah er sich um. „Wo ist den Simyane eigentlich?“

„Streunt wieder vorneweg im Busch rum“, antwortete Jacopo, der sich mittlerweile auch zu der Gruppe gesellt hatte. „Ich frag mich sowieso, wie sie hier so einfach durch's Gestrüpp ... da kommt sie ja!“

Aus dem Unterholz war unvermittelt die schlanke Gestalt der Elfe aufgetaucht. Hätte sie sich nicht bewegt, wäre sie gegen die Büsche nicht zu erkennen gewesen.

Boraccio wurde sich wieder der Fremdartigkeit des Schönen Volkes bewußt, auch wenn die Frau vor ihm zum Teil menschliches Blut in den Adern hatte. Er schüttelte sich kaum merklich, wie um die Gedanken abzuschütteln. „Was kannst du uns berichten?“

Die Halbfelfe zuckte leicht mit den Schultern. „Der Regen hat alles an Spuren verwischt. Einen Weg gibt es hier auch nicht. Zumindest nicht für Ros... Menschen mit Pferden.“

Der Junker ballte die Hände zu Fäusten. „Na prima, das hat uns ja noch gefehlt. Wenn wir hier auf's Gradewohl rummarschieren, dann können wir ewig suchen oder auch gleich umkehren.“

„Das Mädchen kennt einen Weg. Folgt mir!“ Ohne weiter auf die Menschen zu warten verschwand Simyane wieder im Unterholz.

Resignierend drehte Boraccio sich um. „Also gut, genug rumgestanden! Es geht weiter!“ Sehr viel leiser flüsterte er seinem Weibel zu: „Wenn das Gör uns verrät, dann verpaß ihr einen Bolzen mit deiner Armbrust.“

Keuchend und fluchend kämpften sich die Soldaten den Hang hinauf. Von Sedlana war weit und breit nichts zu sehen, aber die Halbfelfe wartete in einiger Entfernung, um den erschöpften Männern und Frauen den Weg zu weisen. Nach einer Weile lichtete sich das Unterholz etwas, und alle atmeten erleichtert auf, als es endlich wieder bergab ging. Am Fuß des Hügels öffnete sich der Wald zu einer größeren Lichtung, an deren gegenüberliegendem Rand Sedlana vornüber gebeugt neben einem umgestürzten Baumstamm stand und zu Boden starrte.

Erschöpft musterte Boraccio die Lichtung. Der Platz bot anscheinend die seit längerer Zeit beste Möglichkeit zum Lagern. Ein Blick nach hinten auf die Soldaten, die mindestens genauso erschöpft aussahen, wie er sich fühlte, bestärkte ihn in der Entscheidung hier eine Rast einzulegen. Er gab entsprechende Anweisungen an die Weibel. Danach winkte er Simyane zu sich und begab sich zu dem Mädchen. „Also gut, was könnt Ihr mir berichten? Habt Ihr schon etwas entdeckt? Wir werden hier eine Weile Rast machen, Zeit genug, um Spuren wiederzufinden.“

Sedlana hob den Blick, der bislang aufmerksam über den Boden geschweift war und sah Boraccio furchtlos, aber doch zögernd an. Schließlich zuckte sie leicht mit den Schultern. „Vielleicht sind sie nicht hier entlang geritten“, sagte sie. „Dann haben sie die andere Schlucht genommen, weiter im Osten.“ Sie wies in eine Richtung. „So oder so werden sie zur Furt geritten sein, sonst kommen sie nicht weiter nach Osten oder Süden. Und dass sie nach Norden sind, glaube ich nicht.“ Noch einmal hob sie die Schultern. „Wenn wir nicht zu lange rasten, haben wir durch die Abkürzung trotzdem ein paar Stunden gespart.“ Sie bückte sich erneut und bog ein wenig das Gras zur Seite, schüttelte dann aber den Kopf.

Dem Junker war deutlich anzusehen, wie ihm die Zornesröte ins Gesicht stieg. Er öffnete den Mund, anscheinend, um zu einer Tirade anzusetzen, schloß ihn aber wieder und holte tief Luft. Sichtlich um Beherrschung bemüht, sprach er dann doch: „Die andere Schlucht, wie? Findet die Spuren! Wir rasten hier eine halbe Stunde, dann brechen wir auf zu dieser Furt. Bis dahin will ich eine Fährte sehen!“ Ohne sie weiter zu beachten, ging Boraccio wieder zu seinen Leuten. Jacopo sah den Ausdruck in seinem Gesicht und redete beruhigend auf ihn ein.

Sowohl Sedlana als auch die Halbfelfe Simyane verschwanden im Wald, während die Söldner in der Mitte der Lichtung ihr Lager aufschlugen. Die Stimmung unter den Männern und Frauen war gereizt. Selbst die Fer Hennaer, welche sich bislang in Verdächtigungen der Elfe ergangen hatten, waren zunehmend schlechter auf das Mädchen zu sprechen. Mit unbewegtem

Gesicht verfolgte die Edle von Scheffelstein den Ausführungen der Mercenarios, was man man dem Mädchen anstellen werde, wenn es nicht bald die Spur wiederfände.

"Es reicht jetzt!", fuhr sie schließlich einen der Söldner an. "Sie wird die Spur finden oder auch nicht. Wir werden die Fährte der Ferkinas schon wieder aufnehmen, soviel ist sicher. Und wenn es an jemandem ist, eine Strafe für das Vergehen eines Mitglieds unserer Truppe auszusprechen, so ist es an mir oder dem Junker, verstanden? Streit ist das Letzte, was wir jetzt gebrauchen können, und das Kind steht als Bewohnerin Kornhammers ebenso unter dem Schutz des Vogtes wie jeder andere auch und jeder von Euch, solange Ihr Euch auf seinem Land befindet und in seinem und meinem Namen und dem des Junkers wider die Wilden streitet."

Widerwillig ließen die Söldner von ihrem Gesprächsthema ab, doch nach Gesang und Geschichten wie am vergangenen Abend war keinem so recht zumute, schon gar nicht, als eine halbe Stunde, ja bald eine Stunde verging, ohne daß die Halbfelbe oder das Mädchen zurückkehrten.

Plötzlich waren Schritte zu vernehmen, immer wieder knackte es im Gebüsch. Es schienen nicht viele zu sein, die sich da näherten, aber einige der Söldner griffen zu ihren Waffen. Es war Sedlana, die aus dem Unterholz trat, aber sie war nicht allein. Hinter ihr stolperte ein anderes Mädchen auf die Lichtung. Es mochte etwa gleich alt oder ein wenig älter als Sedlana sein, doch während diese einen wilden, zähen Eindruck machte, erschien das andere Mädchen hilflos und verletztlich. Rock und Hemd waren beinahe ebenso schmutzig wie Sedlanas Kleider, aber das lange, dunkle Haar zu einem ordentlichen Zopf geflochten. Auf dem kindlichen Gesicht waren Tränenspuren zu sehen, Wangen und Augen waren gerötet. Als es der vielen Bewaffneten ansichtig wurde, blieb das Mädchen verunsichert stehen, aber Sedlana griff nach seiner Hand und zerrte es über das Gras auf das Lager zu. Vor dem Junker blieb sie stehen.

"Die sagt, die kommt da her, wo du herkommst. Die Ferkinas haben sie verschleppt, aber sie ist weggelaufen."

Boraccio sah das Mädchen verwundert an, fast so als konnte er nicht glauben, daß sie vor ihm stand. „Wie heißt du, mein Kind?“

„A... A... Aldea, E... E... Euer Wohlgeboren“, brachte sie mit erstickter Stimme hervor. Tränen kullerten ihre Wangen herunter. Sie sank auf ihre Knie und umfaßte die Beine des Junkers. Ein Zittern durchfuhr ihren Körper und sie begann laut zu schluchzen. „Sie haben uns mitgenommen ... es war so ...“

„Pscht, ruhig. Alles wird gut. Du bist in Sicherheit.“ Er legte seine Hand auf ihren Kopf.

Balbo trat zu den beiden hin. „Ich kenne sie, das ist die Tochter vom alten Tolak.“ Sanft nahm er sie bei den Schultern.

„Komm mit, du hast doch bestimmt Hunger.“

Boraccio sah den beiden nach, dann wandte er sich an Sedlana „Ist ihr jemand gefolgt? Habt Ihr Ferkinas gesehen?“

Sedlana schüttelte den Kopf. "Keine Ferkinas. Sie sagt, sie ist schon vor drei Tagen weggelaufen. Wir haben sie im Wald gefunden. Ihr Glück, sie wär' bestimmt bald verhungert." Das Mädchen zuckte die Schultern. "Das Sp... äh ... die ... Elfe ist los, um bei der anderen Schlucht zu gucken. Wir sollten dorthin gehen, ich glaub' nicht, daß wir hier Spuren finden. Wenn wir bald aufbrechen, haben wir immer noch aufgeholt."

„Also gut“, brummte der Junker. „Jedenfalls müssen sie ja irgendwo hier stecken. Was machen wir mit dem Mädchen? Alleine zurückschicken können wir sie nicht, entbehren können wir auch keinen. Muß sie wohl mitkommen.“ Er ging zu Balbo und dem Hirtenmädchen. „Hör zu, Al... äh...“

„Aldea“ half Balbo aus.

„Hör zu, Aldea! Wir sind hier mitten in diesem von allen Zwölfen verlassenen Wald und brauchen jeden Arm, wenn wir die Ferkinas stellen wollen. Deswegen kommst du mit uns mit, wir passen schon auf dich auf. Außerdem kannst du uns vielleicht dabei helfen, die anderen auch zu befreien.“ An Balbo gewandt fuhr er fort „Sieh zu, daß sie bald fertig wird.“ Dann trat er vor die Truppe „So, Schluß mit dem Faulenzen! Macht Euch langsam abmarschbereit, wir brechen gleich auf. Marschordnung wie gehabt. Aber haltet die Augen auf, diese Bastarde könnten hinter ihr her sein!“

Etwa eine halbe Stunde führte Sedlana die Soldaten in südöstlicher Richtung durch den Wald. Endlich erreichten sie einen Steilhang zu ihrer Rechten, der sich nach einer Weile zu einer Schlucht öffnete.

"Hier ist es", sagte Sedlana und deutete nach Westen in die Schlucht hinein. "Hier müssen sie rausgekommen sein." Ohne eien Antwort abzuwarten, lief sie gebückt in die Schlucht hinein, um sich auf dem Boden nach Spuren umzusehen. Von Simyane war weit und breit nichts zu sehen.

Boraccio ließ den Zug anhalten. „Ein paar Mann links und rechts ausschwärmen, ich lasse mich ungern überraschen! Aber bleibt aus der Schlucht raus, damit Ihr keine Spuren zertrampelt.“ Er setzte den Helm ab und fuhr durch die schweißverklebten Haare. „Balbo, bring doch mal das Mädchen her!“ Er betrachtete das Hirtenmädchen. Sie hatte sich wieder beruhigt und schien in der Gesellschaft der Aracener neuen Mut zu fassen. „Aldea, kannst du dich erinnern ob ihr hier lang gekommen seid?“

Das Mädchen betrachtete den Eingang der Schlucht und schüttelte schließlich zögernd den Kopf. "Nein, Herr, ich glaube nicht. Aber es war dunkel, als ich weggelaufen bin."

Nach einer Weile kam Sedlana zurück und nickte dem Junker zu. "Hier ist es! Hier sind sie lang. Wie ich gesagt hab'. Ich hab' Hufspuren gesehen. Wir sollten zur Furt weiter, da sind sie lang."

„Nun gut“, brummte der Junker. Er griff zu seinem Wasserbeutel, nahm einen kräftigen Schluck und ließ ein wenig Wasser in den Nacken laufen. Dann wandte er sich an die Soldaten. „Wir ziehen weiter zur Furt. Haltet weiter die Augen auf, sie waren hier und sind vielleicht noch am Fluß. Bespannt abwechselnd die Bögen, damit immer jemand schußbereit ist. Es bleibt jeder in der Ordnung, damit keine Spuren zertrampelt werden. Am Fluß machen wir die nächste kurze Rast und füllen unser Wasser auf.“

Schweigend setzte sich der Zug in Bewegung. Es sei nicht weit bis zum Fluß, sagte Sedlana. Noch bevor sie diesen jedoch erreichten, kam ihnen Simyane entgegen. Lautlos trat sie aus dem Schatten der Bäume, was einige der Söldner erst erschrocken zusammenfahren und dann verhalten fluchen ließ. Ja, auch sie habe Spuren gesehen, die zum Wasser und auf der anderen Seite weiter führten. Bald darauf erreichten sie den Bach. Er war kaum mehr als drei Schritt breit, aber weiter stromabwärts, das sahen sie, schien er tief und wild zu werden. Direkt vor ihnen aber war er breiter und lief er über eine Art Sandbank, die bequem zu passieren schien.

Die Sonne brach durch die Wolken, und nicht mehr allzu mißgestimmt, ließen sich die Soldaten am Ufer nieder, um zu rasten, während Simyane und Sedlana erneut vorgingen, um auf der anderen Seite des Baches die Spur weiter zu verfolgen.

Der Hinterhalt

Nach einer kurzen Rast ließ Boraccio die Kolonne wieder aufbrechen. Von den Spähern war zwar noch keiner zurück gekehrt, aber sie hatten eine sichtbare Spur hinterlassen, der die Hauptmacht leicht zu folgen vermochte. Der Weg führte sie schließlich an ein enges Tal, dessen Seiten rasch steil anstiegen. Dichtes Gestrüpp wucherte an den Hängen und ließ nur einen schmalen Pfad frei, so daß sie nur einzeln hintereinander gehen konnten. Der Eingang zum Tal wurde von zwei Felsen flankiert, die fast ein Tor zu bilden schienen. Die beiden Kundschafterinnen warteten am Eingang.

Die Halbfelie wies in das Tal. „Hier sind sie lang.“

Sedlana nickte. „Zum Ende hin steigt der Pfad nur flach an und man kommt schließlich auf eine Ebene.“

Boraccio starrte mit finsterem Blick auf den schmalen Pfad, der vom Gestrüpp überwuchert zu werden drohte. „Das gefällt mir gar nicht, hier können wir nur einzeln lang und uns praktisch überhaupt nicht formieren, wenn wir angegriffen werden. Gibt es keinen andern Weg hoch auf die Ebene?“

Sedlana schüttelte den Kopf. „Nein, nicht wenn wir nicht einen ganzen Tag verlieren wollen.“

Auf des Junkers Stirn zeichneten sich tiefe Sorgenfalten ab. Jacopo war inzwischen vorgekommen und betrachtete die Schlucht ebenfalls mit grimmiger Miene. „Da kann sich ja ein ganzer Stamm von diesen Wilden direkt neben dem Weg verstecken, und wir würden sie nicht sehen!“

„Also gut, wir machen es wie folgt.“ Boraccio erhob seine Stimme, so daß alle mitbekamen, was er sagte. „Schildträger an die Spitze, die können hier noch am ehesten kämpfen und sich zur Not decken. Ich will, daß auf den Bögen und den Armbrüsten jeweils ein Pfeil bereit liegt. Achtet besonders auf die Hügel links und rechts und ob wir von dort beschossen werden. Die Leute mit den Stangenwaffen machen ihre Seitenwaffen bereit, die langen Dinger könnt ihr in dem Gebüsch da vergessen. Simyane, Sedlana, ihr geht an der Spitze mit und haltet die Augen offen. Wenn es Ärger gibt, dann seht zu, daß ihr nach hinten verschwindet, ich brauche Euch zum Spurenlesen, zum Kämpfen sind die anderen da. Noch Fragen?“

Niemand antwortete.

„Dann los! Bei Phex, seid auf der Hut!“

Nur langsam kamen sie vorwärts. Bei jedem Schritt starteten sie angestrengt in die Büsche. Boraccio, der mit an der Spitze gegangen war, gab die Führung an Zafira ab, da mittlerweile die Zweige vor seinen Augen verschwammen und er sich nicht mehr konzentrieren konnte. Er nutzte eine etwas breitere Stelle auf dem Pfad um sich zu Richeza zurückfallen zu lassen. „Nun, Domna Richeza, habt schon einmal so einen Kriegszug in einem solchen Gelände mitgemacht? Beim blutigen Kor, das hier ist der schlimmste Busch in dem ich bis je...“

Von vorne hörte man das Einschlagen von Pfeilen und anderen Geschossen auf Schilde. Gleichzeitig erhob sich von den Seiten ein schrilles Geschrei aus den Büschen, und man hörte von allen Seiten Leute durch die Äste brechen.“

„Verfluchter Mist! Bildet da vorne einen Schildwall! Ihr da hinten, achtet auf die Flanken!“

Boraccio wollte gerade losstürmen, als ihn von links ein fast nackter Mann mit einem Steinbeil in der einen und einem Metalldolch in der anderen Hand wie ein Raubtier ansprang. Er schaffte es noch reflexartig, seinen Schild hochzureißen, so daß der Ferkina mit seinen Waffen dagegen prallte, aber die Wucht riß ihn von den Beinen, so daß Boraccio zu Boden fiel unter den Schild, der Angreifer obenauf.

Von überall her brachen die Ferkinas fast gleichzeitig durch die Sträucher. Richeza hatte kaum Zeit, ihre Waffe zu ziehen, als ihr bereits einer der Wilden entgegen sprang. Umständlich zerrte sie ihren Degen unter dem Umhang hervor, während sie rückwärts stolperte, um dem ersten Schlag des Angreifers zu entgehen, und wieder einmal verfluchte sie die Tatsache, keine andere Waffe mitgenommen zu haben. Zwar führte sie einen klassischen almadanischen Raufedegen, schnell, federnd und doch belastbarer als die schlanken Waffen der Horasier, fast ein Rapier schon, dennoch erschien er ihr hier im Gebüsch zu unhandlich. Zumal viele der Angreifer mit Äxten, Speeren oder kurzen Klingengewaffen kämpften. Brüllend und dabei zwei Reihen spitzer Zähne bleckend, hob der Mann vor ihr sein Beil, schneller als die Edle den Degen parat hatte, fluchend strachelte sie zur Seite, sah sich schon mit zertrümmerter Schulter zu Boden gehen, als ein Schwert seitlich an ihr vorbei dem Angreifer in die Brust stieß. Keuchend fiel Richeza in die Äste des Weißdorns neben ihr, als der Sterbende ihre linke Schulter prellte. Ihr Blick traf den des jungen Lampanarez, der mit blutiger Klinge herumwibelte, um nach einem Angreifer in seinem Rücken zu schlagen.

Flinker Difar, dachte sie, schon das zweite Mal, daß er mir das Leben rettet, das wird langsam peinlich. Aber jetzt war keine Zeit, dem Gedanken weiter nachzugehen. Wild versuchte Richeza, wieder auf die Beine zu kommen. Zweige zerkratzten ihr Gesicht, Dornen rissen an ihren Kleidern, und ein heftiger Schmerz durchfuhr sie, als die Wunde an ihre Stirn erneut aufgerissen wurde.

Hinter ihr versperrte der ihr den Rücken zukehrende Lampanarez den Weg, vor ihr wälzte sich der Junker auf dem Boden, der es zwar mit einem deutlich kleineren und augenscheinlich weniger kräftigen Angreifer zu tun hatte, dieser jedoch wurde durch keinerlei Rüstung behindert und zog soeben ein scharfes Messer aus einer Lederscheide an seinem Bein.

Von Schreck und eigenem Schmerz aufgewühlt, stürzte Richeza sich schreiend vorwärts auf den Ferkina, der bereits mit der Klinge ausholte, um sie unter dem Schild hindurchzustoßen. Von Richezas Schrei abgelenkt, hob er den Kopf, noch immer auf Boraccios Schild liegend, und der auf seine Schulter gezielte Degen fuhr ihm mitten ins Gesicht, tief in die Augenhöhle, die Klinge versank immer weiter in seinem Schädel, ehe sie gegen Widerstand stieß und steckenblieb. Erschrocken zerrte die Edle die Waffe zurück, während der Mann irre schreiend seine Hände vor das blutüberströmte Gesicht schlug.

Das wollte ich nicht, dachte Richeza, während sie merkte, wie ihre Knie weich wurden. Das wollte ich nicht, dachte sie immer wieder, während der Mann halb vom Schild des Junkers rutschte. Zitternd starrte sie auf das Blut, das in Bächen unter den Fingern des schreienden Mannes hervorschoß, unfähig, sich zu rühren.

Der Angriff der Edlen verschaffte Boraccio genügend Luft, um seinen Gegner vom Schild zu rollen und über ihn zu kommen. Er holte mit aller Kraft zum Schlag aus und hieb mit seiner gepanzerten rechten Faust gegen die Schläfe des Ferkinas. Deutlich war das Krachen von splitternden Knochen zu vernehmen, als der stählerne Handschuh auf den Schädel traf. Die Schreie des Mannes erstarben.

Trotz seiner Rüstung kam der Junker erstaunlich schnell wieder auf die Beine und zog grade seinen Säbel, als schon ein neuer Angreifer von der Seite kam und mit seinem Beil auf die Schulter des Junkers einhieb. Der steinerne Axtkopf zersplitterte am gehärteten Stahl der Rüstung, und Boraccio drehte sich in Richtung seines Gegners. Er nutzte den Schwung der Bewegung aus und ließ die stahlverstärkte Oberkante seines Schildes in das Gesicht seines Gegenüber krachen. Dieser wurde einen Schritt zurück geschleudert und hielt sich mit einer Hand seine zertrümmerte Nase. Boraccio nutzte die Atempause, um sich mit dem Schild voran in Position zu bringen. Er hob den Säbel über den Kopf, offenbar um einen Hieb von oben anzubringen. Sein Gegner reagierte und hielt seine Axt hoch, um den kommenden Schlag abzuwehren. Der Junker jedoch senkte überraschend seinen Schild und hieb mit dem Säbel in einer seitlichen Bewegung dort entlang, wo eben noch der Rand des Schildes war. Damit traf er seinen überraschten Feind an dessen erhobenen Waffenarm. Die scharfe Klinge aus bestem Taladurer Stahl schnitt tief in das Fleisch, und als sie den Körper wieder verließ, da fiel der Arm leblos herab, und ein kräftiger Strahl Blut schoß aus der Wunde. Ungläubig starrte der Ferkina auf seinen halb abgetrennten Arm, und so sah er die tödliche Klinge nicht mehr kommen, die seine Kehle durchtrennte.

Schnaufend schaute Boraccio sich um. Als er die regungslos dastehende Edle erblickte, rannte er zu ihr, packte sie am Arm und schüttelte sie. „Richeza! Hört Ihr mich? Seid Ihr verletzt?“ Ohne auf eine Antwort zu warten, rief er: „Lampanarez, hierher! Du weichst der Domna nicht von der Seite, hörst du?“

Richeza starrte auf das zerschmetterte Gesicht des Ferkinas, das unter all dem Blut kaum noch zu erkennen war. Ihr war ein bißchen übel, sie wußte auch nicht genau, warum. Das war doch nicht der Erste, der ihrer Klinge zum Opfer fiel, was war nur los? Aber das Gefühl, als ihre Klinge fast widerstandslos in sein Auge fuhr, dann steckenblieb, das Krachen, als die Faust des Junkers ...

„... verletzt?“ Boraccio versperrte ihr den Blick auf den Toten, schüttelte sie. Ja, ja, was sollte denn das? Ob sie verletzt war? Benommen schüttelte Richeza den Kopf, da schob der Junker sie auch bereits auf Lampanarez zu. Wenn er noch fester zufaßt mit seinen Handschuhen, zerquetscht er mir den Arm, dachte Richeza, aber da hatte der Mann sie bereits losgelassen und rannte, so rasch seine Rüstung es zuließ, den Weg weiter hinauf. Wie ein Tanzbär, kam es Richeza in den Sinn, und das lenkte sie von der Übelkeit ab.

„Domna!“ Wieder eine Hand, die nach ihr griff. „Domna, rasch!“ Lampanarez faßte sie am Arm und zog sie in die andere Richtung, dorthin, wo sie hergekommen waren. „Kommt, schnell, da hinten sind nicht mehr viele, da seid Ihr in Sicherheit!“ „Wieso in Sicherheit?“, fragte Richeza. „He!“ Was sollte das nun wieder? Sie merkte, wie sie wütend wurde. Da paßte sie zwei Herzschläge lang nicht auf, und schon wurde sie wieder wie ein Kind behandelt!

„Verdammt, was soll das?“, fluchte sie, während sie hinter dem Soldaten, der sie noch immer zog, über die Leichen einiger Ferkinas und einiger Söldner hinwegstolperte. „Lampanarez, verdammt!“ Er war viel zu schnell, sie würde noch hinfallen. „Wenn hier keiner mehr ist ...“ keuchte sie, „... laßt uns ... umkehren, da vorne wird ... gekämpft.“

„Da hoch!“, rief Lampanarez, ließ sie endlich los und zeigte auf eine Lücke zwischen den Büschen. Etwas weiter den Weg hinunter schlugen drei Söldnerinnen auf zwei der Ferkinas ein. „Da können wir uns verstecken.“

„Ich will mich nicht ... Achtu...!“ Gerade da kam aus der Lücke, auf die Lampanarez gewiesen hatte, ein Speer geflogen und durchschlug die linke Schulter des Soldaten. Mit einem erschrockenen Aufschrei stürzte der junge Mann zu Boden. Richeza sprang rasch zur Seite, um nicht umgerissen zu werden.

Ein Ferkina mit Brandnarben am Hals sprang aus den Büschen, in der Hand einen langen Knochen, aus dessen Ende Steinsplitter ragten. Rücksichtslos auf den am Boden liegenden Soldaten tretend, hieb er nach Richeza, die kaum Platz zum Ausweichen hatte. Ganz knapp verfehlte die Knochenkeule ihren Arm, und die Steinsplitter rissen durch den Stoff ihres Hemdes. Richeza hieb nach dem Ferkina, traf ihn aber nur mit der Breitseite ihrer Waffe.

Es ist viel zu eng hier, dachte sie verzweifelt, ich bin viel zu nah dran!

Wie um ihre Befürchtungen zu bestätigen, schnellte der Ferkina vor, umfaßte ihr Handgelenk und zog sie zu sich heran. Richeza konnte nichts machen, er blockierte ihre Waffenhand.

Er wird mir das Gesicht zerschmettern, dachte sie panisch, als die Knochenkeule sich näherte, aber er schlug nicht zu, griff stattdessen mit der Waffenhand in ihr Haar, ohne die Keule loszulassen und zog schmerzhaft ihren Kopf zurück. Aus den Augenwinkeln sah Richeza, wie er sein Gebiß entblößte, auch er hatte seine Zähne angefeilt, und jetzt näherten sie sich ihrem Hals.

"Laß mich los, du Verrückter!", kreischte die Edle. "Loslassen!", rief sie dann auf Tulamidisch und griff dem lachenden Mann mit der freien Hand ins Gesicht. Ein wildes Gerangel entstand, mehrmals ritzten die spitzen Zähne Richezas Finger, schließlich bekam sie ihre Waffenhand frei, fiel aber durch den eigenen Schwung rückwärts über Lampanarez Beine, der wimmernd, mit blutigen Händen den Schaft des Speeres umfaßt hatte, der noch immer in seiner Schulter steckte.

Rasch krabbelte Richeza rückwärts, um sich aus der Reichweite der Knochenkeule zu bringen und sich aufzurichten, aber der Ferkina war so schnell wieder über ihr, daß sie keine Gelegenheit hatte, aufzustehen. Wütend riß die Edle den Fuß hoch und trat dem Mann zwischen die Beine. Das gab ihr Zeit, weiter zurück zu kriechen und sich endlich aufzurappeln, um ihm mit der Waffe gegenüberzutreten.

"Hierher! Hierher!", brüllte sie den Söldnerinnen zu, als sie dem Ferkina den Degenknauf gegen die Schläfe rammte, aber die Mercenarias waren noch immer im Gefecht mit den Wilden, und dabei trat schon der nächste Ferkina aus den Sträuchern. Und was für einer!

Fast zwei Schritt groß war der Mann, und unter dem roten Fetzen, der um seinen Kopf gewickelt war, ragten die Enden eines mit Tierknochen gespickten Bartes hervor. Sein Oberkörper war von unzähligen Narben bedeckt, und die Beinkleider, aus Hunderten von Lederstücken zusammengefleckt, glänzten feucht von frischem Blut. In der Linken hielt er eine kurze Axt mit ornamentverziertem Blatt aus Metall.

Grinsend stieg er über Lampanarez hinweg auf den Weg, so langsam, als hätte er alle Zeit der Welt, und blickte hinab auf das tränenüberströmte, bleiche Gesicht des Soldaten, der noch immer den Speer umklammert hielt. Lachend sagte er etwas, das Richeza nicht verstand, dann griff er mit einer Hand den Speer und zog ihn ruckartig aus Lampanarez Schulter. Der junge Soldat bäumte sich auf vor Schmerzen und schrie, bis ein Fußtritt des Ferkinas ihn zum Schweigen brachte. Scheinbar gelangweilt, hob der Wilde den Speer, um ihn zurück in den Leib des Mannes zu stoßen.

"Heeey!", rief Richeza und sprang vorwärts. "Heeey, neecin!" Amüsiert blickte der Ferkina auf, er schien sie zuvor nicht als Bedrohung wahrgenommen zu haben, aber immerhin ließ er den Speer fallen. Die Klinge voran, stürzte die Frau sich auf ihn, traf auch den Waffenarm, und einen Augenblick lang betrachtete der Ferkina irritiert den blutigen Schnitt an seinem Ellenbogen, dann griff er mit der anderen Hand in die Klinge der zurückweichenden Frau, ohne sich daran zu stören, daß er geschnitten wurde, riß an der Waffe, bis er diese Richeza samt Handschuh aus der Hand gerissen hatte und schleuderte sie achtlos beiseite.

Scheiße, dachte Richeza, drehte sich um und wollte losrennen, aber der Mann machte nur einen Schritt, dann griff seine blutige Hand um ihre Brust und zerrte sie zurück. "Laß mich los!", brüllte Richeza auf Tulamidisch, aber der Mann lachte nur. Warum lachen sie immer alle?, dachte Richeza, das ist nicht witzig, und dann war sie gezwungen dem Mann ins Gesicht zu sehen, aber viel sehen konnte sie nicht, nur seine Augen, den Rest verdeckte der Schleier. Der Ferkina sagte etwas zu ihr, das sie nicht verstand, und dann brüllte er lachend etwas in die Sträucher am Wegesrand, das sie genausowenig verstand, nur das Wort "Frau", das glaubte sie zu verstehen, weil es so ähnlich war wie im Tulamidischen.

"Yalla!", knurrte der Mann und stieß sie in die Lücke zwischen den Büschen. "Yalla, yalla!", sagte er noch einmal und stieß sie vorwärts, ihren Rücken immer wieder mit der stumpfen Seite der Axt stoßend.

Auf der anderen Seite des Busches lichtete sich das Gehölz etwas, aber die Sträucher waren so hoch, daß man nicht sehen konnte, ob das lange so blieb.

"Laß sie in Ruhe!", rief jemand von hinten, und Richeza drehte sich um und bekam so den Axtknauf genau gegen die Brust und stolperte rückwärts. Da stand Lampanarez, blutüberströmte, das Gesicht fahl wie der Tod, in der zitternden Hand sein Schwert und trat dem Ferkina entgegen. Mut hat er ja, dachte Richeza, das muß man ihm lassen!

Der Ferkina brummte etwas, es klang ungehalten, und hob die Axt. Lampanarez führte einen Schlag aus, den der Wilde mühelos parierte, und hatte einen sichtbar schweren Stand, sich seinerseits der Hiebe des Riesen zu erwehren.

Richeza machte einen Satz vorwärts, um dem Ferkina in den Waffenarm zu fallen, doch der schüttelte sie ab wie ein lästiges Insekt. Immerhin reichte die Ablenkung, um seine Parade zu verzögern, und Lampanarez Schwert zeichnete einen langen Schnitt über die Brust des Wilden, der daraufhin ausholte und mit der Axt den linken Arm des Jungen zerschmetterte.

Der Dolch!, fuhr es Richeza durch den Kopf, sie fingerte nach der Waffe in ihrem Stiefel, und gerade, als der Riese zum nächsten Schlag gegen den wankenden Soldaten ausholte, rammte sie die Klinge durch die Lederflickenhose in die Kniekehle des Mannes. Brüllend knickte der Ferkina ein, stolperte gegen Lampanarez, der dadurch aus dem Gleichgewicht geriet und stürzte, dann drehte er sich um und riß Richeza, ohne die Axt loszulassen, an den Haaren empor, bog ihr den Arm um, bis sie die Waffe fallen ließ und schlug ihr mit der Rückseite der Hand ins Gesicht. Der Schmerz raubte der Frau fast die Besinnung. Benommen sah sie, wie mehrere Ferkinas herbeigerannt kamen. Der Riese brüllte etwas, einige der Ferkinas lachten, der Riese brüllte noch mehr, dann rannten die Wilden an ihm vorbei auf den Weg zu. Noch einmal traf Richeza die Hand des Mannes im Gesicht, ihr Schädel dröhnte, dann riß er wieder an ihren Haaren, zerrte sie, schleifte sie hinkend an den Haaren hinter sich her, während sie stöhnend nach seiner Hand griff, versuchte, sich festzuhalten, um den Schmerz zu lindern. Sie sah, wie Lampanarez sich aufrappelte, dann verschwand er aus ihrem Blickfeld, Zweige peitschten durch ihr Gesicht, Ranken zerrissen ihre Hose und zogen zusätzlich an ihren Haaren.

"Laß sie in Ruhe!" Lampanarez brach hinter ihnen durch den Farn, in der Rechten Richezas Dolch, der linke Arm baumelte nutzlos und irgendwie verdreht an seiner Seite. Der Ferkina ließ Richeza los und drehte sich nach dem Soldaten um, der sich ihm mit dem Dolch entgegenwarf. Abermals verpaßte Lampanarez dem Riesen einen Schnitt an der Brust und wich gerade noch aus, ehe die Axt neben ihm niedersauste. Wütend begann der Wilde auf den Jungen einzuschlagen, der hastig zurückwich, schließlich unter dem Arm des Riesen durchtauchte und ihn mit dem Kopf rammte. Der Ferkina ließ nun die

Axt los, umfaßte beide Arme des Soldaten und verpaßte ihm ebenfalls einen Kopfstoß. Blut spritzte über beide Gesichter, ein leises Sirren, dann spritzte es auch aus dem Hals des Riesen, aus dem jetzt ein Pfeil ragte. Lampanarez sackte in sich zusammen, der Ferkina fiel neben ihm nieder.

Richeza drehte sich auf den Bauch und kroch auf die beiden zu. Der Ferkina war tot, aber Lampanarez sah auch nicht viel besser aus. Eine Hälfte seines Gesichts war blutüberströmt, die andere war weiß, so schrecklich weiß, und die Lippen schon ganz blau. Richeza drehte ihn auf den Rücken. Der Mann stöhnte. Alles war voll Blut. Sein Kettenhemd, der Wappenrock, sein Arm, seine Handschuhe, seine Beinkleider.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Richeza eine Bewegung und schreckte auf. Die Halbfelge des Junkers trat aus den Büschen, in der Hand einen Bogen. Sie zog einen Pfeil aus dem Köcher auf ihrem Rücken und sah herüber.

"Helft mir!", bat Richeza. "Helft mir, er stirbt sonst." Die Elfe blickte sie an, aus ihren großen, seltsam schrägen Augen. Einige Herzschläge lang schien die Zeit stillzustehen. Richeza hörte den rasselnden Atem des Jungen neben ihr, den fernen Kampflärm. "Bitte!", flehte Richeza. Simyane senkte den Bogen. Das Geschrei auf dem Weg wurde lauter, die Edle meinte, die Stimme des Junkers herauszuhören, aber was er brüllte, war nicht zu verstehen. Die Elfe drehte den Kopf, als horche sie, dann rannte sie los.

"Simyane!", rief Richeza, da schlugen die Zweige schon hinter der Elfe zusammen.

"... nicht ... von der Seite", flüsterte Lampanarez. Richeza sah ihn an.

"Was?"

"Der Capitan ..." Ein Husten unterbrach den jungen Soldaten. Blutiger Schaum flog über seine blauen Lippen. "... hat gesagt ..."

"Pscht!", machte Richeza.

"... ich soll nicht..."

"Pscht!"

"... von Eurer Seite ..." Er hustete wieder.

"Pscht, sprecht nicht."

Die Lippen des Soldaten zitterten. Behutsam zog Richeza ihm die Kettenhaube vom Kopf. Blutverkrustetes Haar fiel darunter hervor. Er hat wirklich hübsche Augen, dachte Richeza, denn die waren das einzige, was an seinem Gesicht noch heil zu sein schienen. Helle, blaue Augen, fast wie der Himmel an einem Rahjatag, dachte sie, dann schüttelte sie ärgerlich den Kopf. Noch ein paar Jahre jünger, und er könnte mein Sohn sein! Etwas krampfte sich in ihr zusammen bei dem Gedanken. Sie spürte wieder diese Unruhe, die sie seit einigen Jahren nicht losließ.

"Scht", machte sie erneut, denn der Junge weinte jetzt.

"... hab's versucht", schluchzte er heiser. "Ich hab nicht ... nicht versagt, oder?" Tränen zeichneten eine rosa Spur in das trocknende Blut auf seinem Gesicht.

"Pscht, nein", sagte Richeza und griff hilflos nach seiner Hand. "Ihr habt nicht versagt!" Wieder mußte Lampanarez husten, als er damit fertig war, brodelte etwas in seinem Hals, es hört sich fast wie Schnarchen an, dachte Richeza und drückte die Hand des Jungen, weil sie nicht wußte, was sie sonst tun sollte. Das war doch alles Wahnsinn! Das hatte nichts von den anderen Kämpfen, die sie bisher bestritten hatte. Nichts Ehrenhaftes, das hat nichts mit einem Duell zu tun, dachte sie, das ist nichts Ehrenhaftes. Und es war auch nicht wie damals in der Hütte, als sie mit den horasischen Adligen und dieser seltsamen Echse von Novadyas überfallen worden waren. Es war ein schneller Kampf gewesen, schnell und effizient, und sie hatten es den verdammten Wüstenschweinen gezeigt! Aber jetzt, das war anders! Das war auch nicht wie damals, als sie mit dem Imraher und dem Al'Mukturer an der Trollpforte gewesen waren. Die hier, die waren keine Untoten, die hier waren Menschen. Bestien, dachte sie! Das sind Bestien!

"Ihr habt nicht versagt", murmelte sie und strich Lampanarez die verklebten Locken aus der Stirn. "Ihr habt mir das Leben gerettet!"

Und auch nicht wie damals, als sie die Frau des Al'Mukturers gegen diese Räuber aus dem Wald verteidigt hatte. Was waren das überhaupt noch für Leute gewesen, das mußten welche gewesen sein, die was gegen Moderados hatten, schließlich waren die anderen alles Moderados gewesen, mit denen sie gereist war, der Al'Mukturer und seine Frau, der Creser, der Imraher.

"Ich hab's versucht", flüsterte Lampanarez.

"Ja, Ihr habt's versucht", sagte Richeza. Warum hatte sie überhaupt mit Moderados reisen müssen? Hätte ihr Großvater nicht drauf bestanden, dann wäre das alles nicht passiert, mit den Räufern. Nein, Räuber waren das nicht, das mußten Attentäter gewesen sein, schließlich trugen sie Rüstungen. "Ihr habt mir das Leben gerettet", beteuerte Richeza. Aber das hier ist anders, dachte sie, das hier ist Wahnsinn! Ich werde hier noch verrückt, dachte sie, das hat doch nichts mehr mit einem ehrenhaften Kampf zu tun, das ist doch alles nur sinnloses Gemetzel, das hier in den Büschen.

"Ja", sagte Lampanarez. Er lächelte jetzt, während sein Blut in die Erde sickerte und die Farnblätter mit kleinen Perlen benetzte.

Er könnte mein Sohn sein, dachte Richeza, und einen Moment lang wurde sie wütend, und dann merkte sie, daß sie weinte, während Lampanarez noch immer lächelte, und sie strich ihm das Blut von der Wange.

"Danke", sagte sie. "Ihr wart sehr tapfer! Ihr habt mir das Leben gerettet!" Und sie küßte ihn auf die andere Wange, dorthin, wo kein Blut war, und er lächelte ein bißchen mehr und schloß die Augen.

Das ist doch alles sinnlos, dachte Richeza, das hat doch nichts mehr mit Ehre zu tun, das ist doch sinnloses Gemetzel! Ihr war gar nicht mehr nach Weinen, ihr war nach Lachen, das war alles verrückt, da saß sie hier im Wald zwischen einem toten Ferkina, der sie hatte entführen wollen und einem fast toten Jungen – Und wenn er mein Sohn wäre?, dachte sie – der sie hatte retten wollen, und irgendwo kämpften die Elfe, die sie gerettet hatte, und der Junker, wenn er nicht schon tot war, und die Söldner, denen der ganze Wahnsinn wahrscheinlich auch noch Spaß machte.

Lampanarez lächelte noch immer, auch wenn er jetzt die Augen geschlossen hatte und nicht mehr atmete, und noch immer hielt er die Hand der Edlen, die jetzt zu lachen begann und lachte und lachte, weil es das einzige war, das sie vom Weinen abhielt und das einzige, das die Leere ausfüllte, die sich schon wieder auszubreiten begann.

Streit

Boraccio drückte die Edle dem herbeieilenden Lampanarez in die Arme und stürmte zur Spitze der Kolonne. Unterwegs kam ihm Sedlana mit weitaufgerissenen Augen entgegen gerannt. Er fing das Mädchen ab „Versteck dich in den Büschen und komm erst wieder raus, wenn du hörst, daß wir gewonnen haben. Wenn die Ferkinas siegen, dann geh nach Fer Henna und erzähl was hier passiert ist. Hast du mich verstanden?“ Stumm nickte sie und verschwand im Gebüsch.

Er eilte weiter und kam hinter zwei Ferkinas, die gegen den jungen Balbo kämpften. Der Junge hatte sich erstaunlich gut gehalten. Zwar war sein Wappenrock zerrissen und zerschnitten, aber die primitiven Waffen der Wilden hatten es bis jetzt nicht geschafft, Kettenhemd und Gambeson zu durchdringen. Auch verstand er es, Säbel und Schild geschickt zu führen und seine beiden Gegner auf Distanz zu halten. Für einen Augenblick überkam Boraccio ein wenig Stolz ob seines gelehrigen Schülers. Dann hob er seinen Säbel und hieb nach dem Hals eines der immer noch ahnungslosen Barbaren. Der Ferkina stand in diesem Augenblick still und so traf der Schlag präzise sein vorgesehene Ziel. Die Klinge durchschnitt das rote Tuch, das um Kopf und Hals gewickelt war und fuhr in die Kehle. Boraccio spürte, daß die Schneide genau zwischen zwei Wirbel gelangt war und zog weiter durch. Als er den Stahl wieder herauszog, klappte der Kopf des Ferkina zur Seite und fiel auf die Schulter, nur noch an wenigen Muskelsträngen hängend. Der Körper sackte leblos in sich zusammen.

Der zweite Ferkina bemerkte den plötzlichen Tod seines Gefährten und drehte sich mit weit aufgerissenen Augen herum. Keinen Augenblick zu früh, denn der Reitersäbel sauste in seine Richtung, und nur mit Mühe schaffte er es, den Stiel seiner Handaxt zwischen sich und die tödliche Klinge zu bringen. Der Schlag war abgewehrt, aber der Axtstiel war nun angebrochen. Trotzdem hieb er verzweifelt nach dem Junker, doch der ging mit dem Schild in den Schlag, und der steinerne Kopf der Axt brach endgültig ab. Zeit zum Bedauern blieb ihm nicht viel, denn Balbos Säbel drang tief in die Schulter seines Waffenarms. Benommen torkelte der Ferkina, bis ihn ein wuchtiger Hieb des Junkers am Oberschenkel traf und er auf die Knie sackte.

„Los Balbo! Gib ihm den Rest!“ Boraccio wußte, daß jetzt der Punkt gekommen war, an dem der Junge zum ersten Mal töten mußte. Besser jetzt in der Hitze des Gefechts, wo er seinem Feind echten Haß entgegenbrachte, das hielt nachher die Schuldgefühle in Grenzen. Doch Balbo zögerte noch, starrte auf den bereits halbtoten Ferkina. „BALBO! JETZT!“ Die Stimme seines Herrn riß den Jungen aus seiner Starre, und er stieß seinen Säbel in den Rücken des Barbaren. Röchelnd fiel dieser ganz zu Boden, aus seinem Mund ergoß sich ein Schwall dunkles Blut. Aber noch zuckte der Körper. „Noch mal!“ Mit zitternder Hand setzte Balbo die Spitze seines Säbels auf die Kehle des am Boden Liegenden. Unsicher suchten seinen Augen die des Junkers. Dieser nickte. Balbo schloß die Augen und stieß zu. Eine Hand legte sich auf seine Schulter. „Komm, mein Junge. Die anderen brauchen uns.“

Gemeinsam eilten die beiden weiter an die Spitze des Zuges. Dort hatte Zafira bereits die Söldner halbwegs in Formation gebracht, und zusammen mit den beiden Neuankömmlingen befanden sich die Almadaner in der Überzahl. „Los, hier anschließen, wir bilden einen Schildwall. Niemand verläßt die Formation!“ Die Stimme des Junkers tönte über den Schlachtenlärm. Im Kampfgetümmel war bereits eine Fläche niedergetrampelt worden, über deren Breite sich jetzt die Soldaten Schild an Schild formierten. Die Ferkinas standen der Formation zunächst ratlos und unschlüssig gegenüber. Dann rief Boraccio in ihrer harten Sprache zu ihnen rüber: „Was ist, ihr Weiber? Sind Eure Arme schon so schlaff wie Eure Schwänze?“ Vor Wut heulten die Barbaren auf und stürmten gegen die Wand aus Schilden an. Doch ihre Waffen fanden keine Lücke zwischen den überlappenden Schilden. Dafür wurde jeder Ferkina, der gegen einen Almadaner vorging, auch von dessen linken und rechten Nachbarn attackiert, so daß schon bald die meisten von ihnen am Boden lag, ohne einen entscheidenden Schlag anbringen zu können. Die beiden letzten Ferkinas wandten sich um und humpelten verletzt in die Büsche. „Die Formation halten! Laßt sie laufen!“ Boraccio hatte Balbo, der in seiner Erregung hinter den fliehenden Feinden hereilen wollte, am Kragen gepackt und hielt in mühsam zurück.

Hinter ihnen ertönte jetzt Gebrüll, daß an ein Rudel Raubtiere erinnerte. Eine ganze Horde Ferkinas stürmte den Pfad entlang. „Alles kehrt! Schilde hoch!“ Grade eben rechtzeitig schafften es die Almadaner, sich umzuwenden und hinter ihren Schilden in Deckung zu gehen, bevor ein Hagel aus Speeren, Pfeilen und geschleuderten Äxten auf sie einprasselte. Die meisten Geschosse prallten harmlos ab oder trafen auf Rüstungen, ohne diese durchdringen zu können. Doch einer der Söldner hatte nicht so viel Glück. Ein Pfeil drang durch den schmalen Schlitz in seiner Schaller und durchbohrte sein Auge. Dann waren die Ferkinas schon heran, einige von ihnen sprangen wie heulende Wölfe in die Schildreihe. Der Wall kam in Unordnung, und die anstürmenden Barbaren drohten sie zu überrennen. „ALMADANER! ZU MIR!“ Die Stimme des Junkers war im halben Tal zu hören.

Nur mit Mühe schafften es Boraccios Leute, dem Ansturm standzuhalten. Erfahrung, Disziplin und bessere Ausrüstung konnten Überzahl und Wildheit der Angreifer eine Weile ausgleichen, aber nach und nach mußten auch sie Wunden hinnehmen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand schwer verwundet ausfiel und ihre Verteidigung zusammenbrach. Ein fast zwei Schritt großer Ferkina mit einer riesigen Holzkeule, die über und über mit Obsidiansplittern besetzt war, prügelte auf Boraccio ein, der die Schläge nur mühsam mit seinem Schild abwehren konnte. Sein Säbel war zu kurz, um an diesen Gegner heranzukommen, und fieberhaft überlegte er eine Taktik, wie er seinem Feind zu Leibe rücken könnte. Balbo neben ihm hatte sich einen Schnitt auf der Stirn eingefangen und war vom herablaufenden Blut geblendet. Er konnte Boraccio nicht helfen, im Gegenteil, der Junker mußte ihn mit schützen. Boraccios Überlegungen erwiesen sich als überflüssig, als ein Pfeil in den nackten Oberkörper seines Gegners einschlug. Der hielt überrascht inne und setzte zu einem neuerlichen Heulen an, das aber zu einem blutigen Husten wurde. Ein weiterer Pfeil nagelte seinen Waffenarm am Körper

fest. Boraccio nutzte die Chance zu einem kurzen Ausfall. Er zog seinem Gegner den Säbel quer über die Brust. Der Ferkina stolperte zurück und ging zu Boden. Boraccio hatte nun freie Sicht und konnte sehen, wie Jacopo mit den übrigen Söldnern von hinten anrückte. Die Vorderen hatten ihre Stangenwaffen abgelegt und kämpften mit Kusliker Säbel und Buckler, die zweite Reihe griff über die Schultern ihrer Kameraden mit Helmbarte und Roßschinder an. Eine Söldnerin schwang einen mächtigen Bidenhänder, eine weitere Mercenaria schoß unentwegt Bolzen mit ihrer Armbrust, und Simyane sandte Pfeil auf Pfeil in die Menge der Feinde. Die Ferkinas waren nun zwischen zwei Schlachtreihen eingekesselt und wurden erbarmungslos niedergemacht. Nur an den Seiten gelang einigen wenigen die Flucht ins dichte Unterholz.

Stille kehrte ein auf dem Schlachtfeld, nur unterbrochen vom Stöhnen und Röcheln der Verwundeten. Das Gestrüpp war an dieser Stelle mittlerweile zu einer Lichtung niedergedrampelt. Blutige Körper von Ferkinas bedeckten den Boden, dazwischen lagen auch einige Söldner. Boraccio trat in die Mitte der Soldaten, schaute in die Runde, bis die Blicke aller auf ihn gerichtet waren. Er reckte seinen rechten Arm mit dem Säbel in die Höhe. „Vivat!“

„VIVAT! VIVAT! VIVAT ALMADA!“ antwortete es ihm im Chor. „Vivat!“ rief auch der junge Balbo begeistert, bis er schließlich, vom Blutverlust ganz bleich, taumelte und sich hinsetzen mußte.

„Kümmert Euch um die Verwundeten! Und wenn Ihr einen dieser Wilden noch lebend vorfindet, dann bringt ihn zu mir.“ Der Freudentaumel legte sich langsam, und man begann, sich um die verletzten Kameraden zu kümmern.

Boraccio suchte nach Richeza, konnte sie aber nicht finden. Er fühlte, wie die Angst in ihm aufwallte. „Hat jemand die Domna gesehen? Oder den Jungen, Lampanarez?“ Aber er bekam nur Kopfschütteln zur Antwort. Bis Simyane zu ihm trat „Ich habe sie gesehen, sie sind dort hinten im Busch.“ Er stürmte los.

Die Spuren im Gebüsch waren nicht zu verfehlen. Er eilte durch die Büsche, ohne auf die Äste und Dornen zu achten, die ihm auch freilich in seinem Panzer nicht viel anhaben konnten. „Richeza! Domna Richeza! Wo seid Ihr!“ Plötzlich war vor ihm ein lautes Lachen zu hören, das Lachen einer Frau. Er hetzte in die Richtung, aus der das Lachen kam, immer hysterischer werdend. Dann verstummte es.

Boraccio stürmte auf die kleine Lichtung, jede Vorsicht vergessend. Fast wäre er über den Leichnam des großen Ferkina gestolpert. Erleichterung machte sich breit, als er die Edle dort sitzen sah, die Hand des jungen Soldaten haltend. „Domna Richeza! Den Göttern sei Dank! Ist Euch etwas passiert?“

Langsam hob die Edle den Kopf und wandte ihn Boraccio zu. Ihr Gesicht war zerkratzt und schmutzig, Dornen und Blätter ragten aus ihrem zerzausten Haar, die Kleider waren zerrissen und voller Blut. Einige Augenblicke lang starrte die Frau den Junker schweigend an. "Er ist tot", sagte sie dann heiser und räusperte sich. "Er ist tot." Sie ließ die Hand des Jungen fallen und griff nach ihrem Dolch, den Lampanarez fallen gelassen hatte. Schwerfällig richtete sie sich auf.

"Und?", fragte sie tonlos. "Haben wir wenigstens gewonnen?" Sie lachte kurz auf und verstummte. "Sind wir fertig? Habt Ihr Eure Mädchen gefunden?"

Er starrte auf die Edle. Erleichterung machte sich in ihm breit, Erleichterung darüber, daß sie noch lebte. Und dann wieder Angst, als er sah, in welchem Zustand sie war. Irgendwie hatte er das Gefühl, sie in den Arm nehmen zu müssen, um sie zu trösten, um ihr zu sagen, daß alles wieder gut werden würde ...

Boraccio, du sentimentaler Narr! schalt er sich. Was soll denn der Unsinn? Sie hat sich doch schon oft genug duelliert. Ärgerlich verscheuchte er seine Gedanken, die er sich nicht zu erklären vermochte.

Damit er nicht weiter die Frau ansehen mußte, schaute er auf den toten Lampanarez. Noch einer, der im Rock des Kaisers draufgegangen ist. Er zuckte innerlich die Schultern.

„Schade um den Jungen, aus ihm hätte was werden können. Irgendwie mochte ich ihn.“

Er wandte seinen Blick wieder in Richezas Richtung, stellte aber fest, daß ihr Anblick ihn verwirrte, und so starrte er an ihr vorbei.

„Ob wir gewonnen haben? Nun, zumindest hatten sie deutlich höhere Verluste als wir. Aber ein paar von ihnen sind entkommen. Nein, die Mädchen haben wir noch nicht. Irgendwo muß ein Lager sein, wo die Wilden sie und die Tiere haben. Vielleicht kann uns noch einer von denen, die da unten liegen, was erzählen. Allerdings glaube ich nicht wirklich, daß sie reden werden. Daß tun sie eigentlich nie.“

Wieder sah er sie an. „Ich hole Euch besser einen Umhang“, flüsterte er.

Richeza sagte nichts. Mit düsterem Gesicht starrte sie auf den toten Soldaten. Ein leiser Wind hob den zerrissenen Wappenrock des Jungen an und zerrte an dem roten Tuch, welches der Ferkina sich um den Kopf gewickelt hatte. Richeza verschränkte die Arme vor der Brust und machte einige Schritte über den Kampfplatz, ohne Boraccio anzusehen. Etwas war anders als sonst. Sie verspürte keinen Haß auf ihre Gegner, das Feuer des Kampfes hatte sie nicht entzündet. Sie sah sich nicht als Sieger, die Gleichgültigkeit, mit der sie dem Tod bislang begegnet war, dem der Gegner, dem der Opfer auf eigener Seite, der Aussicht auf den eigenen, fehlte. Da war nichts, nur diese Leere und das unbestimmte Gefühl, daß etwas falsch war. Was aber war es, das anders war? War es die Tatsache, unter lauter Soldaten zu sein? Oder mitten in der Wildnis zu kämpfen? Oder ... hatte sie selbst sich verändert? Richeza bückte sich und hob etwas auf, das sie zwischen den Farnblättern entdeckte: Einen Talisman an zerrissener Lederschnur, er zeigte einen Stier mit gesenkten Hörnern inmitten loderner Flammen. Das Holz glänzte feucht, und als Richeza es berührte, hatte sie Blut an ihren Händen. Einen Moment lang betrachtete die Frau das Bildnis, dann schloß sie die Faust um die Schnitzerei und blickte auf den toten Ferkina in einigen Schritt Entfernung. Schließlich ließ sie den Talisman in ihren Geldbeutel gleiten.

Boraccio starrte auf die Edle. Was war denn nun schon wieder? Konnte sie das Gefecht und die Verluste nicht einfach zur Kenntnis nehmen wie die anderen und nachher auf die Gefallenen anstoßen? Oder wenigstens hysterisch schreien? Und

warum zum Namenlosen interessierte es ihn überhaupt so sehr? Er kannte sie ja nicht einmal. Besser, er hätte sie in Fer Henna gelassen. Oder vielleicht gleich nie getroffen ...

Er wandte sich zum Gehen. „Dort unten wartet noch Arbeit auf mich. Kommt Ihr mit? Hier streunen sicher noch genug Barbaren in der Gegend rum.“

"Nein", sagte Richeza, die wieder zu den Toten getreten war. "Aber schickt jemanden mit einem Spaten vorbei. Ich will, daß der Junge hier ein ordentliches Grab bekommt. Hier", sagte sie und warf Boraccio das erste Mal einen kurzen Blick zu. "Nein, schickt am besten noch ein paar Leute vorbei, sie sollen den Heiden hier entfernen." Ohne eine Antwort abzuwarten, riß sie einen Ärmel ihres Hemdes ab, tränkte ihn in einer Pfütze, die sich im Stumpf eines gesplitterten Baumes gebildet hatte, und begann, so gut es ging, das Gesicht des Jungen vom Blut zu reinigen. "Dom? Wenn Ihr mir einen Gefallen tun wollt, schaut, ob Ihr meinen Degen findet." Sie blickte nicht einmal auf, während sie mit ihm redete.

"Sie sind mit ihren Bergpferden weg." Die Stimme war nicht einen Schritt von Boraccio entfernt. Sedlana. Er hatte sie nicht kommen hören, sie stand plötzlich neben ihm und sah ihn unverwandt an. "Das waren nicht die, wo Aldea vor weggerannt ist. Die waren im Norden."

Abwesend sah er zu Richeza. „Ja, sicher. Wie Ihr wünscht.“

Und schon wieder war er verwirrt von der Edlen. Was war nur los? Am besten, sie sahen zu, schnell wieder nach Hause zu kommen, je eher desto besser, und den ganzen Vorfall hier zu vergessen. Außerdem galt es, sich um die Grenze im Norden nach Garetien zu kümmern.

Er wandte sich an das Mädchen. „Nicht die gleichen, sagst du? Hm, vielleicht haben sie sich geteilt und die hier sollten Leute wie uns aufhalten.“

Sedlana zuckte die Schultern und sah dann zu Richeza. Eine Weile beobachtete sie, wie die Edle das Gesicht des Jungen vom Blut befreite. "Hier kann man kein Grab schaufeln", sagte sie dann. "Hier sind überall Felsen im Boden und kaum Erde obendrauf." Richeza warf ihr einen finsternen Blick zu. "Verschwinde!", sagte sie. Das Mädchen zuckte erneut die Schultern und verschwand wieder zwischen den Sträuchern.

„Wo das Mädchen Recht hat, hat sie Recht“, brummelte Boraccio vor sich hin, ging aber zurück zum Weg. Nach einer Weile kam er mit vier Söldnern zurück. In der Hand hatte er Richezas Degen und reichte ihn ihr. „Hier, Eure Waffe. Und vielleicht sollten wir den Jungen wirklich weiter unten begraben, wir haben noch vier weitere Tote zu bestatten.“

Richeza richtete sich auf, wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn und nahm die Waffe entgegen. "Danke", sagte sie, während sie mit dem Finger über einen Riß im Terzbügel fuhr. Einen Augenblick lang verfinsterte sich ihr Gesicht, als sie zu dem gefallenen Soldaten und dann wieder Boraccio blickte, dann seufzte sie. "Ja", sagte sie leise. "Vielleicht sollten wir das."

„Also dann, bringt den Jungen zu den anderen Gefallenen, damit sie nachher alle ordentlich bestatten können. Den Wilden dort werft auf den Haufen mit den anderen, die verbrennen wir dann, wenn wir hier abrücken.“ Die Söldner hoben die beiden Leichen auf und schafften sie weg. Boraccio sah ihnen nachdenklich hinterher, als sie Lampanarez' Körper wegtrugen. „Zu dumm, daß sie immer so jung sind. Wenn ich dran denke, daß wir im Regiment zwölf Banner hatten, bevor der Bethanier in Tobrien einfiel, und was ist davon noch übrig? Schon die, die vor Wehrheim gefallen sind, haben wir erst mühsam nach der Trollpforte ausbilden müssen. Ich hoffe, unser neuer Kaiser ist klüger als seine Schwester und hält die Ruhe, aber wie ich hörte, will er sich auf Abenteuer yaquirabwärts einlassen.“ Er schnaubte vernehmlich. „Aber die hohe Politik muß warten, dort unten sind noch zwei Ferkinas, mit denen ich etwas zu bereden habe.“ Er zögerte kurz. „Kommt Ihr nun mit?“

Richeza nickte müde, und gemeinsam machten sie sich auf den Rückweg zum Weg. Als sie aus den Büschen traten, eilte ihnen eine Söldnerin aus Zefiras Truppe entgegen. "Herr", wandte sie sich an Boraccio. "Wir haben noch drei Tote gefunden, weiter den Weg runter. Zwei von unseren Leuten und ein Söldner aus Fer Henna. Wir haben durchgezählt, insgesamt haben wir sieben Leute verloren und den jungen Soldaten, also acht."

„Acht? Hm ... war einfach ein miserables Gelände, im nächsten Gefecht müssen wir zusehen, daß wir die Bedingungen diktieren. Aber in diesem verfluchten Tal hier ...“ Boraccio schwieg kurz. „Dann seht zu, daß wir sie wenigstens ordentlich bestatten. Und die Ferkinas ... sammelt dort drüben Holz und werft ihre Kadaver drauf, wir verbrennen sie, wenn wir hier abrücken. Im Moment kann ich auf den Gestank verzichten. Und wo sind die Gefangenen?“

„Hier drüben, Capitan“, antwortete es vom Platz, wo im Eifer des Gefechts eine Lichtung freigetrampelt worden war.

Zwei Ferkinas lagen gebunden am Boden. Den Älteren von beiden schätzte Boraccio auf gut fünfzig Götterläufe, allerdings vermochte das wettergegerbte Gesicht auch sein wahres Alter verschleiern und er vielleicht noch keine vierzig Winter gesehen haben. Er hatte schwere Verwundungen im Kampf davon getragen und war bereits mehr tot als lebendig. Der andere war deutlich jünger, ganz sicher noch keine sechzehn. An seinen fehlenden Narben konnte Boraccio erkennen, daß er noch keinen Feind im Kampf besiegt hatte und somit noch nicht als Mann galt. Vermutlich sollte er sich auf dem Zug seine ersten Schmucknarben verdienen. Anscheinend hatte er im Kampf nur einen stumpfen Schlag auf den Kopf erhalten und war ohnmächtig geworden, jedenfalls wirkte er jetzt wieder sehr munter und strengte sich sichtlich an, seine Fesseln zu

zerreißen, unter dem schadenfrohen Gejohle einiger Söldner, die um ihn herumstanden. Seine dunklen Augen blitzten seine Peiniger herausfordernd an und ließen wenig Zweifel daran, was er mit ihnen tun würde, sobald er sich seiner Fesseln entledigt hatte.

Der Junker warf einen abschätzenden Blick auf den Alten und trat dann vor den Jüngeren.

„Wie heißt du, Bursche?“

Der Ferkina starrte ihn nur trotzig an und sagte kein Wort. Einer der Söldner stieß ihm mit dem Schaft seiner Hellebarde unsanft in die Rippen. „He, antworte gefälligst wenn dich der Capitan was fragt!“

Ein funkelnder Blick und ein kurzer Fluch in einer unverständlichen Sprache waren die Antwort.

„Wie heißt Du, Bursche?“ fragte Boraccio erneut, diesmal auf Tulamidya.

„Ich ... sagen ... nicht, Hund!“ antwortete der Junge in gebrochenem Tulamidisch. Der Alte hob plötzlich den Kopf und rief dem Jüngeren etwas Unverständliches zu. Einer der Söldner trat ihm in die Rippen „Halts Maul! Dich hat keiner gefragt!“

Der Junge bäumte sich trotz seiner Fesseln weit genug auf, um den Söldner anspucken zu können. Er fing sich einen Schlag ins Gesicht ein, so daß seine Oberlippe aufplatzte. Er fiel wieder zu Boden und fluchte wieder. Der Söldner, der den alten Ferkina bereits getreten hatte, wischt sich die Spucke ab und machte wutentbrannt einen Schritt in die Richtung des Jungen, hielt dann aber an. Mit einem diabolischen Grinsen ging er wieder zurück zu dem Alten und trat mit seinem Stiefel auf dessen Hand. Der Ferkina stöhnte laut auf. Der Junge bäumte sich wieder auf, wurde aber diesmal unsanft zurück zu Boden gestoßen. In seiner Wut heulte er laut auf, einige Tränen kullerten seine Wangen herunter. Boraccio beugte sich über ihn.

„Du spuckst wie ein Kamel und heulst wie ein Weib! Wer ist nur so dumm, ein Weib wie dich mit auf einen Kriegszug zu nehmen?“

„Yistarrech werden euch töten alle!“ schrie der Junge heraus.

„Ach, der ist bestimmt auch ein Weib, sonst wäre er hier und würde kämpfen wie ein Mann!“

„Du Blutloser! Yistarrech ist große Häuptling wo geben! Holen dein Kopf!“

Der Alte rief etwas dazwischen und der Junge antwortete ihm in der unverständlichen Sprache der Ferkinas. Eine Söldnerin wollte dem Jüngeren grade einen Schlag verpassen, aber ein Blick Boraccios hielt sie zurück. Der Jüngling schwieg nun.

Der Junker beugte sich wieder über den jungen Ferkina und betrachtete nachdenklich sein Gesicht, auf dem sich die ersten Bartstoppeln langsam zu einem Bärtchen sammelten.

„Du mir tun viel weh! Raschtula gefallen!“ schrie der Junge.

Boraccio setzte ein wölfisches Grinsen auf. Er wandte sich um und sagte laut auf Tulamydia. „Das Weib hier zetert immer noch. Zafira, Ihr habt doch ein scharfes Messer. Wärt Ihr so nett, dem Mädchen hier den Bart abzurasierern?“

Auf dem Gesicht der Condottiera erschien ebenfalls ein breites Grinsen. „Ja aber gerne doch. Und die Haare machen wir gleich mit ab.“ Sie zog ein breites Messer aus dem Gürtel. Der Ferkina weitete entsetzt die Augen und drehte den Kopf weg, aber die Söldnerin packte seinen Kiefer mit einem Griff wie ein Schraubstock und drehte seinen Kopf zu ihr hin. Sie setzte die Klinge an seine Wangen an und begann die Haare abzuschaben. Verzweifelt versuchte der Junge, seinen Kopf dem eisernen Griff zu entwinden, jedoch vergeblich. Durch das Zappeln fing er sich einige tiefe Schnitte durch die Klinge ein. Die Umstehenden brachen in schallendes Gelächter aus und zeigten auf den Unglücklichen. Zafira war mittlerweile damit beschäftigt, die pechschwarze Lockenpracht des Jünglings zu scheren. Vor lauter Wut war sein Gesicht schon fast blau angelaufen. Eine Tirade von haßerfüllten Flüchen im Dialekt der Ferkinas ergoß sich über die Umstehenden, die aber kein Wort von dem verstanden, was ihnen an Verwünschungen entgegen geschleudert wurde. Lediglich ‚Yistarrech‘ war immer wieder zu verstehen.

Wieder beugte sich Boraccio über den Jüngling. „Wo finde ich denn nun deinen Yistarrech? Wo versteckt sich dieser Feigling vor meiner Rache? Ich werde ihn zertreten wie eine Made.“

Wildes Gebrüll auf Ferkina war die Antwort. Der Junge erging sich in einer Tirade, die nun allerdings wieder in seiner Muttersprache war. Der Alte schrie ebenfalls wieder dazwischen, zwischen den beiden fand offensichtlich ein Dialog statt. Einige Söldner wollten die Ferkinas wieder schlagen, aber Boraccio, der aufmerksam den beiden zugehört hatte, schüttelte den Kopf. Schließlich schienen die beiden Ferkinas ihren Dialog beendet zu haben und der Junge starrte Boraccio triumphierend an. „Ich sagen wo nicht Häuptling!“

Mühsam richte sich der Alte trotz seiner schweren Verwundungen auf. „Er sagen nichts mehr!“

Mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen trat Boraccio zu ihm und sagte im sanften Tonfall etwas ... in der Sprache der Ferkinas! Der alte Ferkina verstummte, und jegliche Farbe wich schlagartig aus seinem Gesicht. Kraftlos sank er wieder zu Boden.

Der junge Ferkina brüllte auf wie ein Raubtier und stemmte sich gegen seine Fesseln. Diese zerrissen unter der übermenschlichen Anstrengungen. Der Ferkina sprang zur Überraschung aller auf, entriß einer verdutzten Söldnerin den kurzen Säbel und sprang auf Boraccio zu, der mit dem Rücken zu ihm gewandt immer noch bei dem Alten stand.

Mit zunehmend finsterem Gesicht hatte Richeza das Verhör der beiden Ferkinas verfolgt und sich schließlich auf einem Stein niedergelassen und gedankenverloren ihre Waffe betrachtet, die während des Gefechts einige Scharten davongetragen hatte, die es auszuwetzen galt. Erst, als die beiden Ferkinas miteinander zu reden begannen, horchte sie auf und trat wieder zu den Söldnern. Sie verstand nicht alles, was die Wilden sagten, aber es ging um ihr Lager, soviel war sicher. Boraccio aber schien die Sprache der Ferkinas noch besser zu verstehen als sie, und das machte er nun auch den Wilden deutlich. Ein Funken Mißtrauen gesellte sich zu der Wut, welche bereits an der Edlen zu nagen begonnen hatte.

In diesem Moment sprang der junge Ferkina auf, entriß der Söldnerin die Waffe ...

Richeza zögerte keinen Augenblick. Binnen eines Herzschlags hielt sie ihren Degen kampfbereit und warf sich zwischen den Junker und den Angreifer, der seinen Schlag nicht mehr zurücknehmen konnte und mit einem Wutschrei den Säbel vorwärts stieß. Mit häßlichem Kreischen fuhren die Waffen aneinander, der Schwung des Jungen war so groß, daß die Edle rückwärts

gegen Boraccio stolperte. Die Klinge des Ferkina streifte ihre Wange. Richeza fing sich wieder und stieß den Jungen von sich. Ein heller Schmerz riß in ihrem Gesicht und sie fühlte das Blut, das ihre Wange und den Hals herab in ihr Hemd lief. Noch nie hatte jemand ihr Gesicht getroffen, in all den Duellen nicht! Der Schmerz nährte die Wut, aber sie durfte ihr nicht nachgeben, denn nun stürzte der Junge sich abermals auf sie. Richeza machte einen Schritt rückwärts, täuschte einen Stich vor – überrascht hob der Ferkina den Säbel, um ihn zu parieren, da fuhr der Degen bereits an der anderen Seite seiner Waffe vorbei in seine Brust. Die Augen des Jungen weiteten sich, er riß den Mund auf, hob noch einmal den Säbel und stolperte vorwärts, während das Blut bereits über seine Lippen quoll, dann sackte er vor den Füßen der Edlen zusammen. Richeza senkte die Klinge und blickte auf den Toten hinab. Die Wut verebbte, ließ Bitterkeit zurück. Langsam hob sie den Kopf und blickte in die Runde der Söldner, denen der Schreck noch in die Gesichter geschrieben stand. Erst einige hatten die Waffen gezogen, manche schienen noch immer nicht recht begriffen zu haben, was geschehen war. Sie sah zu Boraccio, den Mund grimmig verzogen. "So kämpft ein Weib in Almada", sagte sie auf Tulamidya. "Das, was ihr hier macht", fuhr sie auf Garethi in die Runde gewandt fort, "das hat nichts mehr ..." Sie zögerte einen Moment. "Das hat nichts mehr mit Rondra zu tun. Mit Ehre. Nichts mehr damit, wie ... wir ... stolze Almadani, ihre Feinde behandeln sollten. Das ist kein bißchen besser als das, was die Barbaren machen, die Rastullahni, Novadyas, die Bergwilden hier. Ist es nicht Demütigung genug, zu verlieren?" Richeza blickte zu dem gefangenen Ferkina, der sie mit einer Mischung aus Neugier und Verachtung betrachtete und wandte sich dann wieder an Boraccio. "Wenn Ihr ihre Sprache sprecht, warum sorgt Ihr nicht anders dafür, das zu erfahren, was Ihr wissen wollt? Müßt Ihr Euch erst genauso verhalten wie sie? Ihre Worte wählen? Ihre Grausamkeit? Mit der gleichen Verachtung über jene sprechen, die an Eurer Seite kämpfen?" Ihre Augen wanderten über das Gesicht des Junkers, und zum ersten Mal betrachtete sie seine Narben mit so etwas wie Abscheu. "Ich möchte", sagte sie, als sie sich umdrehte und vor den Ferkina stellte, "daß dieser Mann am Leben bleibt. Er hat den Tod nicht verdient, nach dem er sich sehnt, und eure Grausamkeiten nicht, die er sich wünscht, die, das glauben die Wilden, ihren Götzen nur stärker wie einen Dämon, einen Nachtalp aus den Geschichten, den man mit Blut füttert. Er soll leben und darüber nachdenken, was er falsch gemacht hat. Was sie alle falsch machen." Richeza merkte, wie sich die Wut zurückmeldete, und gleichzeitig wunderte sie sich über sich selbst. Was redete sie da? Wollte sie Gnade für einen Heiden? Sie? Oder war es etwas anderes? Eine andere, stumme Art der Rache, die nicht mit Blut befriedigt werden konnte? Richeza wandte sich erneut Boraccio zu und blickte ihn herausfordernd an.

Die entsetzten Aufschreie der Söldner hatten Boraccio aufmerken lassen, aber bevor er etwas tun konnte, prallte Richeza gegen ihn und warf ihn nach vorne. Behende sprang er wieder vom Boden auf und drehte sich in Richtung des Angreifers. In seiner Hand war unvermittelt ein langer Dolch, keine sonderliche schöne Waffe, aber stabil und scharf. Als der Novadi zu Boden ging, entspannte sich der Junker wieder, nur um bei der Rede der Edlen wieder sichtlich in Rage zu geraten.

„Rondras Ehre.“ Er sprach die Worte mit hörbarer Verachtung aus. „Was wißt Ihr denn schon? Wenn Ihr Rondras Ehre wollt, dann geht nach Punin, sucht Euch einen gelackten Dom im Rüschenhemd, haut ihm den Handschuh ins Gesicht und stecht ihm in Rondras Namen ein Loch in den Wanst. Hier draußen sage ich nur: Willkommen im Krieg!“

Er zeigte in Richtung der Gräber, die grade ausgehoben wurden.

„Da, da drüben liegen acht Mann, die einen feuchten Kehrtritt auf Rondras Ehre geben, denen es lieber wäre, ihren Sold ganz ohne Ehre in einer Taverne zu versaufen. Bei Phex, wenn ich früher einen von diesen Wilden gehabt hätte und so von dem Hinterhalt hätte erfahren können, dann hätte ich mir noch sonst was einfallen lassen, um ihn zum Reden zu bringen. Und diese acht hätten es mir gedankt! Und die Kaiserlichen, die wir im Wald verscharrt haben, die würden auch alles dafür geben, hätte ihre Capitanya vorher einen dieser Bastarde befragen können. Und fragt doch einmal das Mädchen dort, das den Barbaren entkommen ist, was ihr wichtiger ist: die Ehre oder daß wir sie aufgegabelt haben. Oder gar die, die noch in ihrer Gewalt sind. Die sind bestimmt ganz begeistert, wenn wir uns hier über Rondras Ehre Gedanken machen und deswegen das Lager nicht finden, um sie befreien!“

Boraccio holte kurz tief Luft, um seiner steigenden Erregung Herr zu werden, was ihm aber anscheinend nicht gelingen wollte.

„Und überhaupt, was stellt Ihr Euch vor, wie Ihr diese Hundesöhne zum Reden bringen wollt? Sie verachten uns zutiefst. Kein Wort wäre über ihre Lippen gekommen, egal wie lange ich auf sie eingeredet hätte. Ja, wir hätten sie bei lebendigem Leibe in Streifen schneiden können, und sie hätten uns noch ausgelacht, ihren Götzen Raschtula preisend. Aber der Herr Phex gab mir die Gelegenheit zu einer kleinen List, und ich muß sagen, sie hat hervorragend funktioniert. Daß der Bengel dabei ein paar Haare lassen mußte, hätte er wohl verschmerzt. Immer noch besser, als wenn wir in ihre Hände gefallen wären. Habt Ihr schon mal zugesehen, wie ein Mann über Tage zu Tode gemartert wird? Wahrlich, kein schöner Anblick, sage ich Euch. Aber Ihr hättet ja auch Glück, mit Eurem schönen Gesicht wäre Euch ein Platz im Zelt dieses Yistarrech, Ihres Häuptlings, sicher.“ Er bemerkte wie Richeza angewidert auf sein Gesicht schaute. „Ja, schaut Euch nur mein Gesicht an. So sieht es aus, wenn man für die stolzen Almadanis seine Knochen hinhält, nur damit eine Hofschranze in der Capitale sich wieder belobigen lassen kann, damit man am Hof des Kaisers bei erlesenem Wein und feinem Gebäck Erfolge feiern kann. Und damit der Emir von Amhallah nicht auch der Herrscher über Punin, Al'Muktur und Ragath wird. Alle wollen sie Erfolge sehen, und niemand fragt genau nach, wie sie zustande kommen. Aber wenn dann doch mal bekannt wird, wie genau es bewerkstelligt wurde, daß der Novadi noch nicht auf Cumrat sitzt, wenn die schmutzige Wahrheit bekannt wird, die nicht ins schöne Bild vom edlen Caballero passen will, ja, dann ist die Empörung groß. Nein, wir machen doch sowas nicht, wir sind doch die Guten, die Edlen. Verdammte, wir würden schon alle längst in Richtung Keft beten, wenn es nicht Leute geben würde, die tun, was nun mal getan werden muß. Oder was glaubt Ihr, woher unsere Truppen wissen, wann der Novadi wieder über den Yaquir kommt? Bestimmt nicht vom Beten im Rondra-Tempel!“

Boraccio schien sich wieder ein wenig zu beruhigen und steckte den Dolch wieder in die Scheide.

„Aber was erzähle ich Euch das alles überhaupt, Ihr seid ja im Grunde doch nicht anders als diese Schwachköpfe auf der Landständeversammlung. Und dabei dachte ich, nein, hoffte ich, daß es vielleicht anders wäre ...“ Bei seinen letzten Worten klang tiefe Enttäuschung mit.

Er wandte sich ab und ging bereits einen Schritt, als er wieder anhielt und sich noch mal zu Richeza umdrehte. „Und vielen Dank, daß Ihr mir das Leben gerettet habt. Ich hoffe, ich bin rechtzeitig zur Stelle, wenn Ihr der Hilfe bedürft.“ Seine Stimme klang sehr warmherzig.

Richeza kochte vor Wut, sie spürte, wie der Zorn die Adern an ihrem Hals pochen ließ, glühend durch ihren Körper raste, wie ein Stein in ihrem Magen lag. Die Knöchel ihrer zitternden Hand, mit der sie ihre Waffe umklammert hielt, traten weiß hervor. Für einen Augenblick fühlte sie sich versucht, diesen Mann zu schlagen, zu töten, und wenn es das Letzte wäre, was sie tat. Ja, wenn er tot wäre, dann könnten sie wieder nach Hause gehen, dann hätte der Wahnsinn vielleicht ein Ende. Es war ein Fehler, sich auf ihn und seine Söldner zu verlassen! Außer dem Tod würden sie hier nichts gewinnen. Aber vielleicht war das nicht das Schlechteste.

Der Zorn ließ ein wenig nach, und Richeza merkte, wie ihr Tränen in die Augen traten. Ärgerlich blinzelte sie sie fort. "Was seid Ihr nur für ein Mann?", stieß sie gepreßt hervor. "Von Rondra haltet Ihr also nichts, ja? Aber vor Boron geht Ihr auf die Knie und winselt am Grab Eurer gefallenen Freunde!" Sie lachte verächtlich. "Ja, Boron ist auch alles, was Ihr hier finden werdet, wenn Ihr so weitermacht. Nur zu, Junker, führt Eure Leute in den Tod und bittet den Gevatter um Frieden! Was schert mich Rondra? Was schert mich der Tod? Nichts, Dom, ich habe nichts zu verlieren! Aber eines sage ich Euch: Ich werde jene Grausamkeiten nicht länger dulden. Vielleicht seid Ihr so lange bei Euren Ferkina-Freunden gewesen, daß Ihr glaubt, man könne sie nur mit ihren eigenen Waffen schlagen, mit grausamem, sinnlosen Gemetzel. Vielleicht wollt auch Ihr Euch Eure Zähne feilen und sie den Barbaren in die Kehle schlagen. Nur zu! Vielleicht sehnt Ihr Euch nach dem Tod, sucht Qual und Blut und Schmerzen wie jene Wilden." Sie nickte in Richtung des Ferkina. "Vielleicht glaubt Ihr gar, Euer Boron wird es Euch danken!" Richeza wischte den Degen an ihrem Hemd ab und steckte ihn weg. "Ihr müßt nicht glauben, nur weil Ihr an der Trollpfote gewesen seid, Dämonen und zerrissene Menschen gesehen habt, wärt Ihr der einzige, der in seinem Leben gelitten hat, der den Tod kennt, Grausamkeiten, der weiß, was Feinde sind und wie man sie bekämpft. Ja, Junker, vielleicht seid Ihr bei Euren Ferkinas gewesen, habt mit ihnen gesoffen und gekämpft und ihre Weiber geteilt", fuhr die Edle mit böse funkelnden Augen fort. "Aber ich habe mein Leben hier verbracht, am Rand der Berge, so nah den Ferkinas wie man ihnen in keiner anderen Provinz des Landes, in keiner anderen Vogtei oder Baronie je kommen mag. Ich weiß, wie sie leben. Ich weiß, was sie fürchten. Was glaubt Ihr, wie ich mein Lehen erhielt? Durch eine Affäre mit einem rüschensbekränzten Hofnarren? Ist es das, was Ihr von mir denkt? Daß ich ein Schwachkopf bin, eine Hofschranze, ein Püppchen, gerade gut genug, dem Vergnügen eines Ferkina zu dienen, wenn nicht dem Euren? Nein, Dom, da irrt Ihr Euch! Ich mag kein Kriegerseminar, nicht die harte Schule der Offiziere besucht haben, nicht Teil eines Heeres gewesen sein. Aber ich kenne die Heiden, die Novadyas, die Bergwilden hier. Ich bekam mein Lehen nicht umsonst. Ich ließ die Ferkinas jagen, die Ostalmada unsicher machten, von Franfeld bis Blutfels, ich jagte sie, monate-, jahrelang, egal, wie jung ich damals war, ungeachtet aller Gefahr. Ich weiß, daß man sich ihrer mit Soldaten vielleicht noch erwehren kann, wenn man in seinem eigenen Dorfe sitzt, nicht aber, wenn man sie in ihren Höhlen aufsucht, in ihren Lagern, hoch im Gebirge, auf Felshöhen, die ein Mann in Rüstung nicht zu erklettern vermag, von denen ein trampelndes Söldnerheer aber ganz wunderbar mit Steinen und Pfeilen zu beschießen ist. Ich weiß, daß es nichts nützt, mit jemandem verhandeln zu wollen, dem Blutgier ins Gesicht geschrieben steht. Ein schneller Stich ins Herz des Feindes ist hier gefragt, rasch und lautlos, kein offener Angriff. Aber vielleicht ist es ja das, was Ihr wollt", fügte sie lauter hinzu. "Vielleicht ist das alles nichts als eine Stammesfehde für Euch." Sie wies auf die Ziernarben in seinem Gesicht. "Vielleicht wollt Ihr die Männer und Frauen hier nur in den Tod führen, um Rache zu nehmen für Euren verletzten Stolz, weil man Eure Weiber aus Eurem Dorf geraubt hat, hoho, das kann der große Häuptling nicht verkraften! Ja, rächt Euch nur, Junker, aber ich prophezeihe Euch: Wenn Ihr einen offenen Angriff auf das Lager plant, so wird jeder Zweite hier sein Leben lassen und ebenso die Wilden, ihre Frauen und Kinder. Das gibt also weniger Beute", fügte sie spöttisch hinzu. "Die Ferkinas sind vorgewarnt, sie werden uns erwarten. Macht, was Ihr wollt, ich fürchte den Tod nicht! Aber falls Euch wirklich etwas liegt an Euren Leuten und dem Wohlsein der geraubten Hirtinnen, dann hört auf, mich als dummes Mädchen anzusehen, das keine Ahnung hat, als hübsches Beutestück, mit dem man sich vielleicht am Ende zieren kann, wenn man es nicht vorher – wie schade! – an den Feind verliert. Überlegt es Euch, Dom! Überlegt, ob Ihr für Boron kämpft oder fürs Leben!"

Boraccio schüttelte nur ungläubig den Kopf. Er schien etwas sagen zu wollen, schüttelte dann abermals den Kopf, bevor er endlich Worte fand:

„Mit Verlaub Domna, Richeza, aber ich glaube, Euch bekommt wohl die Höhenluft nicht. Ich weiß nicht, wie Ihr auf Eure abenteuerlichen Vermutungen kommt. So viel sei Euch schon mal gesagt: Ich möchte den Mädchen ersparen, dort bei den Wilden in Gefangenschaft zu leben. Denn anders als Ihr es Euch wohl vorstellen mögt, macht es nur wenig Spaß, bei ihnen zu leben. Ja, ich war bei ihnen, über ein halbes Jahr. Zwölf Götterläufe zählte ich damals. Und natürlich mußte ich meinen Dickkopf durchsetzen, so wie man es in diesem Alter schon mal gerne macht. Also büchste ich von zu Hause aus, nahm mir ein Pferd aus dem Stall und ritt ziellos nach Osten. Sicher könnt Ihr Euch vorstellen, wem ich da in die Arme lief. Sie verschleppten mich in die Berge, warum wußte ich gar nicht so genau. Jedenfalls nutzte ich die erste Gelegenheit und schnappte mir ein Pony. Natürlich verfolgten sie mich, aber sie nahmen den Jungen aus dem Tal nicht ernst. Denn so überließen sie es dem Sohn des Häuptlings, kaum älter als ich selber, mich zu fangen. Doch sie mußten feststellen, daß ein Almadani auf dem Rücken eines Pferdes schneller als der Wind zu fliegen vermag. Eine Schlucht tat sich vor meinem Pony und mir auf, doch das Tier vertraute mir und wir wagten den Sprung. Mein Verfolger wollte nicht aufgeben, doch sein Pony sprang zu kurz. Mit letzter Kraft schaffte er es noch, sich an der Felskante festzuhalten. Ich hatte innegehalten, da mein Tier

erschöpft war von der halsbrecherischen Flucht und dem gewagten Sprung. Nun überlegte ich, was zu tun sei und schließlich trat ich an den Rand der Schlucht und half dem jungen Ferkina, sich hochzuziehen. Fast wären wir beide noch dabei abgestürzt, doch schließlich lagen wir dann beide glücklich oben und keuchten vor Erschöpfung. Mittlerweile war es den restlichen Kriegern gelungen, uns einzuholen und meine Flucht war damit gescheitert. Der Häuptling war überglücklich, daß ich seinem Sohn das Leben gerettet hatte, und so wurden Karim und ich Blutsbrüder. Ich verbrachte einige Zeit beim Stamm, bevor sie mich bei meinem Vater auslösten. Seitdem treffe ich Karim hin und wieder einmal, wenn er nach Arcena kommt, denn seine Sippe gehört nicht zu den ganz wilden Stämmen, sie kommen hin und wieder, um Edelsteine und Goldklumpen aus den Bergen gegen Werkzeuge und Töpfe aus Eisen zu tauschen. Und trotzdem sind wir uns im Grunde fremd in unserer Lebensweise und unseren Ansichten, nur die gemeinsamen Erlebnisse als Jungen verbinden uns. Und auch wenn dieser Stamm für uns Wilde sind, so sind sie bei weitem nicht so grausam wie diese Bestien hier.“ Er zeigte dabei auf den noch lebenden Ferkina. „Ich weiß, das Karim und seine Sippe gelegentlich etwas Vieh stehlen, wenn sie sich bis zu uns vorwagen, und dabei erschrecken sie auch mal einen Hirten. Aber sie richten kein solches Gemetzel an. Wie ein tollwütiger Fuchs im Hühnerstall! Darum bin ich hinter ihnen her. Darum und weil mir der König mein Lehen nicht gegeben hat, damit ich mir ein schönes Leben mache, sondern damit ich darauf aufpasse und die Eigenhörigen schütze. Das habe ich geschworen und genau das werde ich tun. Und wenn wir die Bande hier an Ort und Stelle ausräuchern, dann mag es andere Stämme dazu bewegen, daß sie das nächste Mal zum Handeln ins Tal kommen, anstatt zum Rauben. Und wenn Ihr mehr verstanden hättet, von dem, was hier gesprochen wurde, so wüßtet Ihr, daß sie zur Zeit mit dem geraubten Vieh und den Mädchen in einer Höhle ziemlich in der Nähe lagern und daß wir hier einen ordentlichen Teil der Bande schon zu Boron geschickt haben. Wenn wir uns hier nicht zu lange aufhalten, dann haben wir noch gute Aussichten, sie zu empfangen, denn die Höhle liegt wohl in einem Tal, aus dem sie mit dem Vieh nur an einer Stelle wieder heraus können. Dort sollte es uns wohl gelingen, den Spieß umzudrehen und selbst einen Hinterhalt zu legen. Seid versichert, daß ich sehr genau um die Taktiken dieser Barbaren weiß, schließlich war mein Schwadron lange im Bosquirtal stationiert. Und im allgemeinen neige ich nicht dazu, meine Leute in den Tod zu führen, daß heißt, nicht, wenn ich es verhindern kann. Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, dann fragt Jacopo, er war bei den Schlachtreitern lange Jahre Weibel unter meinem Kommando. Der Herr Boron holt uns schon noch früh genug, da bedarf er meiner Hilfe sicher nicht. Wenn Ihr unbedingt zu ihm wollt, dann tut mir den Gefallen und wartet, bis wir uns wieder getrennt haben. Ich für meinen Teil habe schon an genug Gräbern Reden halten müssen.“

Er hielt kurz inne und schaut nach unten um nachzudenken, dann hob er wieder seinen Blick und schaute Richeza direkt an. „Was nun Euch persönlich angeht ... würde ich Euch für eine gepuderte Hofschranze halten, so wärt Ihr jetzt sicher nicht hier, denn ich hätte Euch in Fer Henna zurückgelassen. Ich wundere mich nur, daß Ihr so lange gegen die Ferkinas gekämpft haben wollt und Euch dann daran stört, wenn einer von ihnen ein paar Haare verliert.“ Boraccio schien fertig zu sein und machte bereits Anstalten sich abzuwenden, doch dann sah er Richeza noch einmal direkt in die Augen.

„Und wen oder was ich als ‚hübsches Beutestück‘ betrachte oder auch nicht, das weiß ich immer noch selbst am besten, auch ohne daß Ihr darüber spekuliert. Jedenfalls ist es bei uns in Khahirios nicht üblich, sich die Frauen zu rauben, wir halten es da lieber mit der gütigen Frau Travia. Daß sich in Kornhammer anscheinend schon novadische Sitten eingeschlichen haben, wußte ich bisher allerdings noch nicht. Oder haltet Ihr mich gar für so ein Ungeheuer, daß Ihr so von mir denkt?“

Ein paar Mal öffnete Richeza den Mund, wie um den Junker zu unterbrechen, doch schon bald verflog der Zorn auf ihrem Gesicht und ihre Haltung entspannte sich etwas. Schweigend, mit unbewegtem Gesicht sah sie ihn an. Als er geendet hatte, schluckte sie. "Tut mir leid, Dom", sagte sie heiser. Ihre Lippe zitterte. "Tut mir leid." Eine Träne löste sich aus dem Augenwinkel und rann über ihre Wange, eine zweite tropfte aus dem anderen Auge. Beschämt wandte Richeza den Kopf ab und wischte sich über das Gesicht.

Der Anblick der Tränen auf dem Gesicht der Frau weckte in Boraccio Gefühle, die er schon lange verdrängt hatte. Hilflos tastete er nach einem Taschentuch, bemerkte dann aber, daß er Rüstung trug. Verlegen wandte er sich ab. „Schon gut“, brummte er. „Ich denke, wir verlassen uns alle zu sehr auf das, was wir sehen, zu sehen glauben, anstatt herauszufinden, was wirklich da ist.“ Betreten schaute er zu Boden und entwickelte ein plötzliches Interesse an seinen Fußspitzen, die er eine Zeit lang zu begutachten schien. Schließlich schaute er wieder auf. „Wenn das alles hier vorbei ist, dann sollten wir uns einmal bei einem guten Glas Wein am Kaminfeuer zusammensetzen.“ Sein zaghaftes Lächeln wirkte sehr schief, was nicht nur an seiner Narbe lag.

Richeza, der immer noch Tränen über die Wangen liefen, wandte Boraccio wieder den Kopf zu. Einen Augenblick lang flackerte das alte Mißtrauen über ihr Gesicht, dann seufzte sie und nickte zögernd. "Ja. Ja, vielleicht", murmelte sie, sah wieder weg und dann zu den Söldnern, die anfangs den Streit interessiert verfolgt hatten, inzwischen aber gegangen waren, um ihren Kameraden in einiger Entfernung beim Ausheben der Gräber behilflich zu sein. Allein Zefira und Tsaiane Drakenstein standen noch bei dem Gefangenen und sprachen miteinander.

"Es ist nicht so ...", wandte sich die Edle wieder an Boraccio. "Ich meine ... es ist nicht ... ich glaube ... es ist nicht Mitleid, was ich mit den Heiden verspüre. Ich ... mein ... mein Herz ist kalt, Dom, so sagt man das wohl." Sie verzog den Mund. "Ich glaube nicht, daß ich schon einmal Mitleid mit jemandem empfunden habe ... außer vielleicht ... Mitleid mit mir selbst." Wieder lächelte sie, selbstironisch, dann wurde sie ernst. "Als ich sagte, ich wolle die Grausamkeiten nicht länger dulden, da war es nicht Mitleid. Und Ehre ..." Seufzend schüttelte sie den Kopf. "Es ist nur ... Ich ertrage sie nicht länger. Sie machen mir Angst, Dom." Abermals blickte sie auf, senkte aber rasch wieder den Blick. "Und Ihr, Dom, Ihr tragt ihre Narben im Gesicht. Ihr sprecht ihre Sprache. Ich meine: Ihr sprecht nicht nur ihre Sprache, Ihr habt auch ... so gesprochen wie sie. Für

einen Moment glaubte ich, Ihr ... wärt wie die Heiden, die ... die eine Frau verachten, weil sie eine Frau ist. Ich verstehe das nicht, Dom", sagte sie leise. "Aber es macht mir Angst. Und es macht mich zornig. Ich habe selbst erfahren müssen, wie es ist, bei ihnen zu leben, den Novadyas meine ich jetzt, und niemand schien sich daran zu stören, wie falsch es war, nicht einmal ihre ... Frauen selbst, nicht einmal, wenn sie sich einfach hätten wehren können, weil sie viele waren oder stärker als ihre Männer." Richeza schwieg einen Moment und seufzte erneut. "Und als ich Euch so sprechen hörte, Dom, da wurde ich wütend. Ich kenne Euch doch nicht einmal! Wie hätte ich wissen sollen ...?" Sie sah wieder auf und blinzelte, denn die tiefstehende Sonne in Boraccios Rücken war zwischen den Wolken hindurchgebrochen und schien ihr ins Gesicht.

Boraccio betrachtete die Züge der Edlen, die vom warmen Licht der Sonne sanft angestrahlt wurden. Selbst in ihrem jetzigen ramponierten Zustand war sie wohl mit die hübscheste Frau, die er kannte. Und er begann sich schlecht zu fühlen, daß er ihr Angst eingejagt hatte. Plötzlich kam er sich wieder wie ein kleiner Junge vor. Er konnte fast schon die glühenden Ohren spüren. Verlegen stammelte er vor sich hin. „Das konnte ich nicht ... ich meine ... ich wußte doch nicht ...ich wollte nicht.“ Er hielt inne und schluckte hörbar. „Es tut mir leid, wenn ich Euch Angst gemacht oder beleidigt habe. Ich wollte lediglich diese Heiden wütend machen, damit sie die Beherrschung verlieren und auf meine List hereinfliegen. Daran wie sich das für Euch anhören muß, dachte ich gar nicht. Wohl, weil sie mich nie so behandeln würden wie Euch, weil sie mich als einen der Ihren aufnehmen würden, sollte ich mich zu ihrem Götzen bekehren.“ Er seufzte schwer. „Vielleicht kämpfe ich schon zu lange gegen die Ungläubigen. Ich weiß nur zu gut, wie sie leben, wie sie denken. Ja, manchmal denke ich selbst schon fast wie sie. Und dabei vergesse ich fast, wie ich selbst eigentlich denke. Was ich selbst eigentlich ... fühle.“ Sein Blick fiel auf Leichen der Ferkinas, die von einigen Söldnern auf einem Haufen zusammengetragen wurden. „Ja, vielleicht kämpfe ich schon zu lange.“

Richeza wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und sah Boraccio eine Weile an, senkte aber den Blick, als er sich ihr wieder zuwandte. Schließlich hob sie den Kopf und lächelte. "Ich bin sehr froh, daß Ihr doch nicht so denkt wie sie", sagte sie und folgte seinem Blick zu den Toten. Ein Moment des Schweigens verstrich, ehe sie wieder zu sprechen begann.

"Dom?"

Er sah sie an.

"Dom ... wollt Ihr heute wirklich noch weiterziehen? Wenn wir hier fertig sind, wird es bald dunkel. Das Feuer, den Rauch vom Totenfeuer wird man aber weithin sehen, die Ferkinas werden also genau wissen, von wo wir kommen. Ich meine: Das werden sie sowieso, aber dann noch leichter. Vielleicht gelingt es uns, einen Hinterhalt zu legen, so wie Ihr sagt ..." Richeza zögerte einen Moment und zuckte dann mit den Schultern. "Aber wenn Eure Leute auch nur halb so ... ich meine: halb so erschöpft sind wie ich ... dann wird es ein harter Kampf." Stirnrunzelnd schüttelte sie den Kopf. "Also, Ihr sollt jetzt nicht auf mich Rücksicht nehmen, Dom. Das meine ich nicht. Nicht wegen mir, versteht Ihr? Ich dachte nur ..." Sie sah zu den Söldnern hinüber. "Aber vielleicht habt Ihr Recht, und wir sollten den Vorteil nutzen, den wir erhalten können, wenn wir uns beeilen."

Das Lächeln der Edlen weckte in Boraccio Erinnerungen an Gefühle, der schon lange verdrängt hatte. Für einen Moment vergaß er das Schlachtfeld um sich herum. „Ihr solltet öfter lächeln, das steht Euch deutlich besser zu Gesicht.“ Ein scheues Lächeln zeigte sich kurz auf seinem Gesicht, bevor seine Miene wieder ernst wurde.

„Ihr sprecht da einen wichtigen Punkt an. Wir brauchen schon zu lange hier und sind immer noch nicht fertig. Die entflohenen Ferkinas mögen schon am Lager angekommen sein, und vermutlich werden sie es gerade im Augenblick räumen. Wir sehen auf jeden Fall zu, daß wir hier bald zum Ende kommen und ziehen aus diesen verfluchten Tal raus. Inzwischen versuchen wir herauszufinden, ob sich am Lager noch Heiden aufhalten und entscheiden dann, ob ein Hinterhalt noch Sinn macht oder nicht. Was meint Ihr?“

Richeza schwieg einen Moment lang, dann nickte sie leicht.

Boraccio: „Also gut, dann schicke ich Simyane los, damit sie die Ferkinas im Auge behält. Und nun ist es an der Zeit den Toten die letzte Ehre zu erweisen.“

Nachtgedanken

Vorsichtig fuhr Richeza mit dem Finger über die Klinge. Gut, sie fühlte sich scharf an, die Scharten waren bis auf wenige Unebenheiten ausgewetzt. Das muß reichen, dachte sie, ich kann nicht mehr! Sie merkte die Anstrengungen des Tages, ja der ganzen letzten Woche in allen Knochen, auch wenn sie sich nach dem Bad und mit frisch gekämmten Haaren nicht mehr ganz so schlimm fühlte wie noch vor Stunden. Man hatte die Toten begraben und ihnen die letzte Ehre erwiesen, die Ferkinas verbrannt und war dann weiter marschiert, um die Wilden am Eingang des Tales abzufangen. Im Stillen hatte die Edle gehofft, man werde die Höhle verlassen vorfinden, denn sie war so müde, daß sie bereits auf dem Weg mehrmals gestrauchelt und froh gewesen war, daß es bereits gedämmt hatte und niemand ihre Schwäche bemerkt zu haben schien. Richezas Wünsche waren erhört worden: Simyane war ihnen entgegen gekommen und hatte berichtet, daß die beschriebene Höhle leer und auch sonst im Tal nichts mehr von den Ferkinas zu sehen sei. Der Junker hatte die Halbfelfe weiter geschickt, um der Spur der Wilden zu folgen, und man hatte am Ausgang des Tals in der Nähe eines Baches ein Nachtlager aufgeschlagen.

Richeza reckte sich und band sich das nasse Haar zurück. Boraccio hatte darauf bestanden, daß Tsaiane Drakenstein sie begleitete, als sie im Bach ein Bad nehmen wollte, um Blut und Schmutz von sich abzuwaschen. Sie hatte nicht

widersprochen, auch wenn es sie einen winzigen Moment geärgert hatte, daß er sie als so wehrlos erachtete. Aber vielleicht, dachte sie, macht er sich auch nur Sorgen ... Mit erhobenem Kopf lauschte die Edle auf die Stimmen, die vom Lagerfeuer herüber drangen. Die Zeltplane, welche über ihrem Lager gespannt war, versperrte ihr die Sicht, aber sie meinte, die tiefe Stimme des Junkers herauszuhören. Er klang angespannt.

Nachdenklich betrachtete Richeza die Inschrift auf ihrer Waffe. "Ein wahrer Freund zeigt sich in unsich'rer Lage", flüsterte sie und drehte die Klinge leicht hin und her, so daß das Kerzenlicht von ihr zurückgeworfen wurde. Dabei fiel ihr Blick auf das Spiegelbild ihres Gesichts. Die Wunde an ihrer Stirn brannte, und der Schnitt in ihrer Wange war tiefer, als sie zunächst geglaubt hatte. An einer Stelle hatte er ihre Wange durchschlagen, sie konnte den Riß mit ihrer Zunge ertasten – was ziemlich schmerzte. So konnte das nicht bleiben! Richeza legte ihren Degen auf die Decke, ließ sich daneben nieder und zog ihren Dolch, um ihr Gesicht in dessen Klinge eingehender zu betrachten. Der Schnitt begann knapp unter dem linken Auge, lief über den Jochbogen bis fast zum Kiefferrand. Entschlossen zog die Edle eine Nadel und eine Garnspule aus ihrer Gürteltasche hervor, die sie mit sich führte, um während der Reisen Hemd oder Stiefel flicken zu können. Die Spitze der Nadel war angeschrägt, um auch Leder durchstechen zu können.

Noch einmal betastete Richeza die Wunde, dann biß sie ein Stück Faden ab, nestelte es durch das Nadelöhr und hielt die Nadel vorsichtig in die Flamme. 'Das reinigt sie vom Schmutz', hörte sie die Stimme der alten Scheffelsteiner Medica in ihrem Kopf. Schmutzig hatte die Nadel zwar nicht ausgesehen, aber schaden konnte es gewiß auch nicht.

Die Lippen aufeinandergepresst, schob Richeza mit der Linken die klaffenden Wundränder zusammen und stach sich ins Fleisch. Sofort schossen ihr Tränen ins linke Auge. Scharf atmete die Edle ein, ehe sie die Nadel auf der anderen Seite der Wunde wieder herauszog, wischte sich über die Wange und begutachtete kritisch den ersten Stich. Und das bis zum Kinn runter, dachte sie, das halte ich nicht aus! Ärgerlich runzelte sie die Stirn, biß sich auf die Lippe und stach erneut zu. Flinker Difar, tat das weh! Verhalten stöhnend setzte sie noch zweimal die Nadel an, ehe sie das Auge schließen mußte, weil es so tränkte.

„Ihr wollt WAS?“ Der Junker starrte fassungslos die Condottiera an.

„Euer Wohlgeboren haben mich schon verstanden. Wir werden alsbald in den Süden aufbrechen.“ Zefira hatte die Arme in die Hüften gestemmt und sah Boraccio fast herausfordernd an.

„Aber Ihr könnt doch nicht so einfach ... ich meine, wir haben ja noch nicht einmal verhandelt.“ Die Stimme des Araceners klang etwas verzweifelt.

„Sicher können wir. Der Contract läuft Ende dieses Götterlaufes aus und nach dem Kunchomer Kodex endet damit unsere Verpflichtung“

„Ich kenne den Kodex sehr wohl!“ knurrte Boraccio. „Also, wieviel wollt Ihr?“

„Mit Verlaub, Dom Boraccio, von einer Freundin weiß ich, daß man im Horasischen gut und gerne den doppelten Sold ausgezahlt bekommen mag, dazu noch die Beute, wenn eine Stadt gestürmt wird und zur Plünderung freigegeben ist.“

„Den doppelten Sold? Das ist doch ...“ Er schnaufte. „Also gut, das Anderthalbfache soll es sein. Bedenkt auch, daß wir hier nicht im Krieg sind und Ihr das Geld auch genießen könnt.“

Die Condottiera schaute in Richtung des Tals, wo sie noch vor wenigen Stunden die Toten begraben hatten. „Nicht im Krieg, so so. Dafür sind aber an unseren Lagerfeuere plöztlich viele Plätze frei geworden.“

Mühsam unterdrückte Boraccio seine Wut, die langsam in ihm aufstieg. „Also, dann noch einmal den fünften Teil dazu und den Sold für die Gefallenen mögt Ihr auch noch bekommen.“

Zefira schüttelte den Kopf. „Nein, Dom, die Horasier zahlen mit gutem Gold, und da Ihr keinen Krieg führt, gibt es hier auch keine Beute zu machen. Bei den Wilden gibt es nichts zu holen.“

Boraccio atmte schwer. Der Zorn drohte aufzulodern, aber er konnte es sich nicht leisten, hier in der Wildnis die Söldner zu verlieren. „Hört zu, wir reden weiter, wenn wir wieder in Aracena sind.“ Er drehte sich um und beeilte sich, von der Mercenaria wegzukommen, bevor er noch laut wurde.

Wie zufällig lenkte er seine Schritte in die Richtung von Richezas Lager. Ein leises Stöhnen war unter der Zeltplane zu hören. Boraccio fühlte einen Stich der Magengrube, oder zumindest schien es ihm so. Ihr Alverianer, ihr würde doch nichts passiert sein?

„Domna Richeza, geht es Euch gut?“ Die Besorgnis in seiner Stimme war nicht zu überhören.

Die Edle, welche den Junker nicht nahen gehört hatte, zuckte zusammen, was die Nadel schmerzhaft in ihre Wange trieb. Ärgerlich grunzend zog sie die Nadel zurück und hielt sich das Gesicht. "Was?", fragte sie ungehalten und drehte den Kopf leicht in Richtung der Stimme.

„Ich dachte, ich hätte ... ich meine, braucht Ihr Hilfe?“ Mühsam unterdrückte er den Impuls, die Zeltplane einfach zur Seite zu schlagen und nachzusehen. Sie war sicherlich alt genug, sich um sich selbst kümmern zu können.

Richeza verspürte abermals Ärger in sich aufkeimen. Die Müdigkeit machte sie reizbar. Was sollte das, was wollte er denn? Verstimmt starrte sie mit dem offenen Auge ihr Spiegelbild an, schließlich nahm sie die Hand von ihrem Gesicht und seufzte leise.

"Also gut", sagte sie, schlug die Zeltplane zurück und sah zu dem Junker auf. "Könnt Ihr mit einer Nadel umgehen? Dann könnt Ihr mir vielleicht behilflich sein. Andernfalls gibt es nichts, was Ihr für mich tun könntet."

Mit Entsetzen starrte Boraccio auf die Wunde im Gesicht der Edlen. Bisher hatte er den Schnitt übersehen. Böse Erinnerungen kamen in ihm hoch, die Untoten, das tote Pferd auf seinem Bein, der rostige Säbel, der auf ihn zusauste ...

Nur mit Mühe gelang es ihm, die Bilder zu verdrängen und halbwegs ruhig zu antworten.

„Ich, äh, kann es ein wenig, ja.“

Wieder betrachtete er die ebenmäßige Züge, die nun von einer Narbe entstellt sein würden. Wut stieg in ihm auf, Wut darüber, daß jemand einer so wunderschönen Frau so etwas antun konnte. Er bedauerte es, daß der Ferkina schon tot war. Seine Hände ballten sich zu Fäusten zusammen, so fest, daß die Finger hörbar knackten. Dann bekam er Angst. Ausgerechnet er sollte den Schnitt nähen? Was, wenn er es falsch machte und eine häßliche Narbe zurück bliebe? Bei dem Gedanken wurde ihm schlecht.

„Das heißt, nur wenn Euch ein wenig Flickwerk recht ist. Ich kann auch nach Franco schicken, er kümmert sich sonst bei uns um solche Sachen.“

Richeza sah den Junker ungerührt an. "Könnt Ihr es nun oder nicht?"

Boraccio merkte, wie der harsche Ton der Edlen ihn verletzte, mehr als der Streit mit der Condottiera vor wenigen Augenblicken. „Du alter, sentimentaler Narr!“, schalt er sich, „Du bist hier nicht auf dem puniner Hofball sondern im Feld!“

„Der Letzte ist mir jedenfalls nicht verblutet. Dann zeigt doch mal her.“

Richeza rückte auf der Decke ein Stück beiseite, um dem Junker Platz zu machen, und griff nach der Kerze, um mit dieser ihr Gesicht zu beleuchten. Als Boraccio sich niedergelassen hatte, hielt sie ihm vorsichtig die Nadel hin.

"Und macht es ja ordentlich", sagte sie. "Oder die Narbe wird Euch für immer daran erinnern, daß Ihr hättet tot sein können. Und sicher wollt Ihr nicht ewig in meiner Schuld stehen." Ein hintergründiges Lächeln umspielte die Lippen der Frau, aber ihre Stimme klang heiser.

Er nahm ihr die Nadel aus der Hand und betrachtete sie zunächst.

„Keine Sorge, ich werde mir Mühe geben. Ich möchte doch nicht, daß Ihr so rumlaufen müßt wie ich.“ Ein breites Grinsen zeigte sich auf seinem Gesicht. „Wenn bekannt würde, wer dafür verantwortlich ist, dann könnte ich mich wohl nirgendwo mehr in Almada blicken lassen.“ Eingehend betrachtete er die Wunde. „Was nun das Eintreiben von Schulden bei mir angeht, so fürchte ich, daß da zuerst ältere Rechte Vorrang haben. Jacopo dort drüben dürfte die größten Ansprüche auf mich haben. Andererseits, vermutlich gibt es Schlimmeres, als ewig in Eurer Schuld zu stehen.“

Vorsichtig drückte er die Wunde zusammen. „Und jetzt stillhalten!“

Richeza schloß beide Hände um die Kerze und biß sich in Erwartung des Schmerzes auf die Lippen. Zischend sog sie die Luft ein und schloß die Augen, als er die Nadel durch das Fleisch trieb. Erst als er nach einigen Stichen die andere Seite des Jochbeins erreicht hatte, entspannte sie sich etwas. Hier war der Schmerz besser zu ertragen als direkt unter dem Auge. Als er den Faden zuletzt am Kieferbogen abschnitt, atmete sie erleichtert auf.

Boraccio konzentrierte sich auf jeden Stich, angestrengt darauf bedacht, eine möglichst unauffällige Naht zu hinterlassen. Trotz der Kälte der hereinbrechenden Nacht standen Schweißperlen auf seiner Stirn. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis er den letzten Stich setzte und den Faden abschnitt. Er zögerte einen kostbaren Augenblick, bevor er seine Hand endgültig von ihrem Gesicht nahm. Skeptisch betrachte er seine Arbeit, aber die Anstrengung war nicht vergebens.

„Sieht doch gar nicht so schlecht aus!“ sagte er und hielt ihr den Dolch hin.

Richeza betrachtete ihr Spiegelbild in der Klinge und legte den Dolch dann beiseite. "Danke", sagte sie, ohne auf die Stimmen vor dem Zelt zu achten, die plötzlich lauter geworden waren. "Danke für Eure Hilfe. Ich denke ... besser hätte ich es auch nicht hinkriegen können."

Die Anspannung wich von ihm und Erleichterung machte sich breit. Ein breites Lächeln erschien auf seinem Gesicht. „Es freut mich, daß ich Euch helfen konnte. Ich hoffe nur, daß man später nicht mehr so viel davon sieht.“ Sein Lächeln verschwand so schnell wie es gekommen war und machte einem traurigen Gesichtsausdruck Platz. Fast meinte er zu spüren, wie sein fehlendes Auge wieder schmerzte. Für eine Weile schwieg er. Als die Erinnerung an die alten Wunden verflogen war, sah er Richeza wieder an und versuchte, ein Lächeln zu zeigen.

„Ich denke, ich muß Euch um Verzeihung bitten. Offensichtlich war ich zu Anfang ein wenig voreilig in meinem Urteil über Euch. Ihr scheint doch mehr erlebt zu haben und versteht mehr vom Leben hier draußen, als ich dachte. Und ich wollte mir schon fast eine Ausrede ausdenken, um Euch in Fer Henna zurücklassen zu können.“ Er lachte auf. „Ich kann die Stimme von Frederico, meinem alten Lehrer an der Akademie, schon fast hören: ‚Schlechte Aufklärung, Boraccio! Nie dem ersten Anschein vertrauen! Na jedenfalls bin ich froh, daß Ihr doch hier seid.‘“ Er überlegte kurz.

„Hm, verzeiht meine Neugier. Ihr sagtet heute Nachmittag, daß Ihr schon unter den Novadis gelebt habt. Mögt Ihr davon mehr erzählen?“

Die Edle sah Boraccio lange schweigend an. Bei seinen letzten Worten war das leichte Lächeln von ihrem Gesicht verschwunden. Schließlich wandte sie den Blick ab und starrte in die Flamme der Kerze in ihrer Rechten. "Nein, Dom", sagte sie. "Ehrlich gesagt, spreche ich nicht gerne darüber. – Gelebt", fügte sie nach weiterem Schweigen hinzu, "ist vielleicht auch nicht das richtige Wort. Ich weiß nicht, ob Euch der Name des Beys von Ferchaba ein Begriff ist. Ein Erzfeind vieler der Magnaten." Abwesend ritzte sie mit dem Fingernagel eine Kerbe in die Kerze. "Ich hatte einen Streit mit ihm, als ich im Amhallassih unterwegs war ... Und muß wohl seinen Stolz verletzt haben." Grimmig sah sie Boraccio wieder

an. "Jedenfalls versuchte er, meinen Namen in Verruf zu bringen, ließ mich entführen und ließ mir ...", scharf sog sie die Luft ein, "... ließ mir die Wahl, ob ich ... seine dritte Frau werden wolle oder seine Geisel, um meinen Onkel und die anderen Magnaten zu erpressen. Anscheinend konnte er sich selber nicht entscheiden, was ihm lieber war, auf jeden Fall verbrachte ich Monde abwechselnd in seinen Verliesen und seinem Palast, bis es mir durch eine gewagte List endlich gelang, zu entkommen." Finster nickte sie Boraccio zu. "Vielleicht versteht Ihr jetzt, warum mich Eure Worte heute nachmittag so erzürnten."

„Dummkopf!“ schalt er sich selbst, „du mußtest ja fragen...“ Beschämt sah Boraccio zu Boden. Mit leiser Stimme antwortete, er: „Verzeiht bitte, ich wußte ja nicht ... ach, ich hätte nicht fragen sollen.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit zorniger Stimme fort „Aber das paßt natürlich zu diesem Heidenfürsten! Ach, hätte uns dieser Verräter von einem Reichserzmarschall doch damals nur ins Amhallassih ziehen lassen, mit allen Regimentern, anstatt tatenlos zuzusehen, wie eine Handvoll Tapferer Omlad befreit! Aber was erwartet man auch von jemandem, der ein Bethaus der Götzendiener auf seinem Land duldet, und auch noch ausgerechnet an dem Ort, wo die Götter auf Dere wandelten.“ Er schnaufte verächtlich, dann blickte er Richeza an „Wenn Ihr jemals Hilfe gegen den Bey braucht, dann zögert nicht Euch an mich zu wenden!“

Richeza nickte müde. Der Zorn, der sonst bei den Gedanken an den Bey durch ihre Adern pulste, wollte sich nicht einstellen. Omlad. Einen Augenblick lang dachte sie wehmütig an die Zeit vor einigen Jahren noch, als sie glaubte, es gäbe nichts Ehrevolleres als für Almada zu sterben.

"Danke, Dom", sagte sie und unterdrückte ein Gähnen. "Ich fürchte, Eure Hilfe hätte ich vor einigen Jahren gebrauchen können." Sie schwieg einen Moment. "Dom? Was sagt Ihr eigentlich zu unserem ... Kaiser?"

„Unser Kaiser, hm?“ brummte der Junker. „Vermutlich wollt Ihr nicht meine offizielle Meinung hören, also muß ich ein wenig ausschweifen.“ Er sah die Scheffelsteinerin prüfend an und schätzte ab, was er wagen könnte ihr zu sagen. „Seht Ihr, als wir endlich wieder einen Großfürsten hatten, der in Almada aufgewachsen ist und hier erzogen wurde, da war ich hochofregut. Als wir dann wieder einen König hatten, da freute ich mich noch mehr. Darüber, daß wir jetzt plötzlich einen Kaiser haben, kann ich mich nun nicht so recht freuen. Ich verstehe nichts der Rechtmäßigkeit der Ansprüche auf den Thron, aber ich weiß, daß ein Zwist unter Geschwistern nur Unglück bringen kann. Ich meine, Ihr braucht ja nur Euren Blick yaquirabwärts schweifen zu lassen, um zu sehen wohin so etwas führen mag.“ Seine Stirn war nun von Sorgenfalten überzogen. „Ganz im Vertrauen: Ich habe Angst, daß es bei uns ähnlich kommen mag, daß Bruder gegen Bruder und Freund gegen Freund kämpft. Ich habe Verwandtschaft im Norden, Bekannte, alte Kameraden. Mein Lehen grenzt firunwärts an Garetien, ich mache mir jetzt schon Sorgen, wie ich diese neue Grenze auch nur halbwegs sichern soll. Man sollte doch meinen, daß man sich mehr Mühe gibt zu einer Einigung zu kommen, mit der alle leben können. Versteht mich nicht falsch, ich würde jederzeit für Almada streiten und habe es schon oft genug getan. Aber es ist doch etwas anderes gegen die Heiden zu fechten als gegen ... Freunde.“ Düster starrte er vor sich hin. „Davon abgesehen ist es strategisch ein Wahnsinn, eine weitere Front im Norden zu eröffnen, wo doch auf der anderen Seite des Yaquirs der Novadi lauert und im Westen ein Krieg mit den Horasiern droht. Manchmal frage ich mich, ob diese Narren in der Landständeversammlung, überhaupt verstehen, was sich da zusammenbraut. Stellt Euch vor, sie haben allen Ernstes ewig darüber debattiert, welchen Ehrentitel sie nun dem Kaiser noch verleihen sollen!“ Er schüttelte den Kopf. „Ich zweifle, ob Ihre Majestät von Ihren Ratgebern wirklich klug beraten wird.“ Er sah sie abwartend an. „Und was sagt Ihr dazu?“

Richeza schwieg und zuckte dann die Schultern. "Ich weiß nicht ... Vor ein paar Jahren, da habe ich mir genau das gewünscht: Ich wollte ein freies und starkes Almada, Unabhängigkeit von den Garetiern." Wieder verfiel sie in Schweigen, und Boraccio dachte schon, sie würde gar nichts mehr sagen oder sei gar eingeschlafen – ja, wahrlich, sie sah müde aus – doch dann hob sie abermals die Schultern. "Ich habe mich nie gefragt, wofür. Ob es Sinn macht. Wer sich um neue Grenzen sorgte, den lachte ich aus. Man sollte meinen, daß ich jetzt glücklich wäre. Aber, ich weiß nicht, es ist mir gleichgültig. Wozu einen Kaiser? Wozu ein freies Almada? Was habe ich davon? Ist es Stolz? Ich habe keinen Stolz mehr, Dom Boraccio. Nicht wie früher. Die Königin damals hat mir meine halbe Ehre abgesprochen, was soll ich noch mit der anderen Hälfte? Und ernst genommen hat mich von den Magnaten doch ohnehin noch nie jemand, es sei denn, meine Meinung stimmte mit der ihren überein. Ich war immer nur die wilde Frau aus den Bergen, hübsch anzusehen, aber ansonsten ...?" Richeza stellte die Kerze ab, denn das Wachs begann, auf ihre Finger zu tropfen. "Ich dachte immer, ich würde für Almada kämpfen." Sie lachte tonlos. "Aber was ist Almada? Das, was ich an Almada liebte, die, die ich liebte, sind tot oder fast tot, meine Freunde, meine Verbündeten, meine Träume. Was ist geblieben? Nichts, Dom. Ich könnte morgen sterben, und es würde keinen Unterschied machen."

Er lachte kurz auf. „Die wilde Frau aus den Bergen, das gefällt mir! Seht Ihr, seit ich als Junge einen Sommer bei den Ferkinas war, trage ich ihre Narben.“ Seine Finger fuhren über die Schmucknarben auf seinen Wangen. „Als ich dann nach Ragath auf die Akademie kam, da starrten mich alle zuerst komisch an. Keiner verstand, warum ich diese Narben trug und was sie bedeuteten. Dann nannten sie mich einen Ferkina, weil ich mein Roß immer ohne Sattel ritt. So richtig verstanden haben sie mich eigentlich nie, die feinen Domnitos und Domnitas aus Ragath, Punin, Taladur oder wo sie alle herkamen.“ Finster starrte er vor sich hin. „Und ich glaube, heute verstehen sie mich immer noch nicht wirklich.“ Er schwieg kurz. „Domna Richeza, ich fürchte, daß wir hier am Rande der Zivilisation bald auf uns alleine gestellt sind. Die kaiserlichen Regimenter sind ausgeblutet, und was noch übrig geblieben ist, wird wohl bald yaquirabwärts endgültig verheizt. Auf die Hilfe anderer Magnaten braucht Ihr kaum zu hoffen, sie sind beschäftigt mit anderen Dingen. Wenn wir wieder

zurückgekehrt sind, dann würde ich mich freuen, wenn wir in Kontakt bleiben könnten. Die Aussicht, im Zweifelsfall auf Hilfe aus Kornhammer zählen zu können, würde mich etwas ruhiger schlafen lassen. Übrigens, Eure Ehre kommt nicht durch eine Königin, sondern durch Euer Handeln, also kann sie Euch auch keiner wegnehmen, nur Ihr selber.“ Nun schaute er sie direkt an, seine Stimme wurde sehr eindringlich. „Eure Freunde mögen tot sein, aber glaubt mir, Ihr werdet neue finden. Nach dem Krieg dachte ich ähnlich wie Ihr, dachte, das Leben wäre zu Ende. Aber es geht immer weiter, irgendwann kommen auch wieder gute Tage, Ihr müßt sie nur genießen, wenn sie da sind. Und es macht einen Unterschied, wenn Ihr morgen sterben würdet. Euer Großvater würde Euch sicher betrauern.“ Schüchtern sah er zu Boden. „Na ja, und mich würde es auch betrüben.“ Schnell fügte er hinzu: „Schließlich hatte ich in letzter Zeit genug Begräbnisse, und ich möchte mir auch die Erklärungen ersparen, warum ich Euch am Ende der Welt verloren habe.“ Ein schelmisches Lächeln umspielte seine Lippen.

Richeza lächelte nicht. "Gute Tage", sagte sie und sah Boraccio eine Weile nachdenklich an. "Was ist das? Ein bißchen Wein und Tanz. Macht das bereits einen guten Tag? Ist es das, wofür wir leben? Ist das der Preis für Schmerz und Leid und Angst? Ich weiß nicht, Dom. Damals, als mein Onkel starb", fügte sie leise hinzu, "der einzige, der neben meinem Großvater während der letzten Jahre bedingungslos zu mir gehalten hatte, da wünschte ich, zu sterben. Und wäre mein Großvater nicht gewesen, ich hätte mich noch in derselben Nacht, als ich die Nachricht erhielt, von den Zinnen der Burg gestürzt, glaubt mir." Sie schwieg einen Moment und starrte betrübt in die Flamme der Kerze. "Aber wie hätte ich Großvater das antun können? Er hat genug gelitten, Bruder, Frau und zwei seiner Kinder verloren, und den anderen beiden ist er egal. Und ich habe ihm auch so schon genug Kummer bereitet." Seufzend nahm sie die Nadel von der Decke auf und steckte sie zusammen mit dem Garn zurück in ihre Gürteltasche. "Ich weiß nicht, Dom, ich weiß nicht. Ich wollte wichtig sein, für Almada. Aber das war ich nie, und wahrscheinlich werde ich es auch nie sein. Und jetzt ... jetzt weiß ich nicht einmal mehr, ob Almada wichtig ist für mich. Aber wenn schon dieses Land nicht, das ich immer liebte, was dann? Für was lebe ich dann?"

„Ich weiß ja nicht, was Ihr unter einem guten Tag versteht“, entgegnete Boraccio „Aber ich vermag mich durchaus an einigen Dingen zu erfreuen. Ein Abend unter lieben Freunden mit einem guten Tropfen, ein Ausritt auf einem feurigen Roß, Beizen mit einem edlen Vogel auf der Faust, der Anblick einer schönen Frau ... es gibt viele schöne Dinge im Leben, man muß nur bereit sein, sie auch zu sehen. Und zu genießen. Zumindest das hat mich der Krieg gelehrt: Genieße die schönen Augenblicke, solange du kannst und bevor es zu spät ist.“ Er stockte kurz, um zu überlegen, was er Ihr noch sagen könnte. Kurz dachte er daran, sie einfach in den Arm zu nehmen, aber vermutlich würde sie das falsch verstehen und wütend werden. „Es wird doch noch Menschen geben, an denen Euch etwas liegt? Euer Großvater zum Beispiel, andere Verwandte, Freunde? Oder jemand ... ganz besonderen?“ Er zuckte innerlich zusammen, kaum daß er die letzte Frage ausgesprochen hatte. Das war nicht klug gewesen.

Die Edle sah ihn noch immer an, antwortete aber nicht. Du redest zuviel, Richeza, dachte sie. Du kennst ihn nicht einmal eine Woche, und jetzt schüttetest du ihm dein Herz aus und fragst ihn nach Sinn und Unsinn deines Lebens. Fast mußte sie lachen, so absurd schien ihr das, aber zugleich ärgerte sie sich, und so entfuhr ihr nur ein kurzes Schnauben. Und doch konnte sie nicht leugnen, daß es gut tat, mit jemandem reden zu können ...

Richezas Gesicht verfinsterte sich, beinahe mißtrauisch musterte sie ihn, dann aber verzog sie die Lippen zu einem müden Lächeln. "Nein, Dom, es ist, wie ich es sagte: Es gibt niemanden, ich ..." Sie brach ab, schüttelte den Kopf, seufzte. "Wie dem auch sei", sagte sie dann. "Ich ... trotzdem ... ich ... Ich bin dennoch froh, Euch begegnet zu sein, Dom." Sie lächelte ein wenig, sah ihn an, verzog den Mund noch ein wenig mehr und griff nach seiner Hand. "Vielleicht können wir unseren Streit ja vergessen und ..."

Sie zuckte zusammen, als die Zeltplane ganz plötzlich zurückgeschlagen wurde. Sedlanas zerzauster Schopf erschien vor dem Nachthimmel. "Dein Spitzohr ist wieder da", sagte das Mädchen an Boraccios Rücken gewandt. "Hat das Lager gefunden. Ist wohl nicht mehr weit, nur ein paar Wegstunden."

Die plötzliche Berührung der Edlen irritierte ihn, mehr noch aber irritierte ihn das Kribbeln, daß es auslöste. Lange war es her, daß er so eine Berührung gespürt hatte, viel zu lange ...

Ihr Zucken erschreckte ihn. Er spürte Zorn in sich aufwallen. „Dieses verfluchte Gör! Der Namenlose soll sie holen! Ich erwürge sie, gleich hier! Der kostbare Augenblick, für immer vergangen. Schon wollte er die Muskeln spannen und dem Kind eine Ohrfeige verpassen, daß es zurück in den Wald flog, wo es herkam. Aber dann gewann die Disziplin wieder die Oberhand, der jahrelange Drill gewann die Kontrolle zurück über die Wut. Der Befehlston in seiner Stimme verlangte absoluten Gehorsam, als er endlich antwortete „Such Jacopo, Tsaiane und Zefira zusammen, sie sollen sich schon mal drüben am Lagerfeuer sammeln, wir kommen gleich zur Besprechung! Und jetzt verschwinde!“

Sedlana zuckte erschrocken zusammen und beeilte sich, aus der Nähe des Junkers zu verschwinden.

Boraccio nahm nun Richezas Hand wieder. Sein Druck war fest genug, um Halt auszustrahlen, aber leicht genug, um nicht unangenehm zu sein. Er versuchte soviel Wärme in seine Stimme zu legen, wie ihm nur möglich war. „Domna Richeza, ich hatte schon fast vergessen, daß wir jemals Streit hatten. Und weiß selbst sehr genau, wie gut es tut, wenn jemand da ist, der einem zuhören mag und vielleicht auch ein wenig die Sorgen versteht, weil er vielleicht Ähnliches erdulden mußte. Wenn Euch also wieder einmal Sorgen plagen und Euch den Mut am Leben zu nehmen drohen, dann will ich Euch gerne wieder zuhören und versuchen, ein wenig Trost zu spenden, so ich es denn kann. Das heißt, nur wenn Ihr sie mir auch anvertrauen wollt.“ Sein Lächeln sollte Wärme und Zuversicht ausstrahlen, aber die Narbe am Mundwinkel verzerrte es.

Richezas Gesicht wanderte zurück von der Zeltplane zu Borccios Gesicht und weiter zu seiner Hand, die nun die ihre umschlossen hielt. Einen kurzen Moment lang war sie versucht, ihre Hand zurückzuziehen, aber sie hielt still, sah wieder auf und lächelte leicht. "Danke, Dom", sagte sie, schloß den Mund, öffnete ihn wieder, wie um noch etwas hinzuzufügen, sagte dann aber doch nichts mehr. Einen kurzen Moment lang sah sie ihm noch in die Augen, dann zog sie vorsichtig ihre Hand zurück. "Wenn Ihr mich entschuldigen mögt, so würde ich gerne hierbleiben. Ich denke, Ihr wißt ohnehin besser, wie der Angriff auf das Lager der Wilden zu planen ist. Es war ein langer Tag, und müde, wie ich bin, wäre ich Euch kaum eine Hilfe."

Boraccio fühlte, wie die Enttäuschung in ihm wuchs, als sie ihre Hand wieder wegzog und ihn nicht begleiten wollte. Gestern noch wäre es ihm egal gewesen, ja, vielleicht sogar ganz recht, wenn er die Planung alleine übernommen hätte. Mühsam versuchte er, sich die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen, allerdings nur mit mäßigem Erfolg. „Ich hätte Euch gerne dabei gehabt, aber Ihr habt Recht. Der Tag war lang und der morgige wird sicher noch länger. Ruht Euch also aus, so lange noch Gelegenheit dazu ist. Vielleicht kommen wir morgen Nacht überhaupt nicht zum schlafen. Dann wünsche ich Euch noch eine gute Nacht“ Er beeilte sich nicht sonderlich mit dem Aufstehen und als er schon fast unter der Zeltplane weg war, drehte er sich noch einmal um „Kann ich Euch vielleicht noch etwas vorbeibringen? Einen Tee vielleicht? Wasser müßte noch warm sein“, fragte er hoffnungsvoll.

Erneut öffnete und schloß die Edle den Mund, ohne etwas zu sagen. Ein kurzes Stirnrunzeln flackerte über ihr Gesicht, dann lächelte sie – ebenso kurz. "Ja, warum nicht? Danke", sagte sie, ohne ihn anzusehen.

„Fein, ich werde gleich einmal nachsehen!“ antwortete Boraccio fröhlich und verschwand in Richtung Lagerfeuer.

Am größten Feuer hatten sich bereits die Halbfelle und die Weibel versammelt, um mit der Besprechung zu beginnen. Als der Junker auftauchte, sahen ihn alle erwartungsvoll an. „Ist noch warmes Wasser da?“ fragte er in die Runde. Irritiert starrten ihn alle fragend an. Schließlich meldete sich Jacopo zu Wort „Äh, nein, ich glaube der Kessel ist leer.“ „Dann laß frisches Wasser aufsetzen! Ich werde noch Domna Richeza Bescheid geben.“ Ohne auf die fragenden Blicke zu achten, verschwand er wieder in Richtung Richezas Lager. Jacopo blickte Simyane hilfesuchend an, aber die zeigte nur ein ironisches Lächeln und zuckte mit den Schultern. Kopfschüttelnd schaute der Weibel dem davoneilenden Junker nach. „Das wird doch wieder böse enden“, murmelte er traurig vor sich hin.

Boraccios Kopf erschien wieder unter der Zeltplane, sein Atem ging etwas schwer, anscheinend war er gerannt. „Verzeiht, Domna. Ich fürchte, es ist kein heißes Wasser mehr da. Aber ich lasse grade welches warm machen. Ich ... komme dann nach der Besprechung wieder.“ Er schien auf eine Antwort zu warten.

Richeza, die bereits Decke und Umhang für die Nacht zurecht gelegt hatte und soeben Degen und Dolch wegsteckte, sah irritiert auf, ehe kurz ein belustigtes Lächeln über ihr Gesicht huschte. "Dom", sagte sie, während sie ihre Stiefel auszog und beiseite stellte, "ich danke Euch wirklich für Eure Bemühungen, aber wenn ich jetzt eine halbe Stunde auf den Tee warten würde, könnte ich Euch gleich zu der Besprechung begleiten." Als sie die Enttäuschung in seinem Gesicht bemerkte, seufzte sie leicht. "Dom Boraccio, wirklich, ich hatte einen anstrengenden Tag, und der morgige wird kaum besser werden." Sie blickte ihn einen Moment lang ernst an, ehe sich ein hintergründiges Lächeln in ihre Augen stahl. "Ich frage mich allmählich, Dom", sagte sie leise, "wen man nicht vielleicht besser in Fer Henna zurückgelassen hätte. Wir haben heute mehr als ein halbes Dutzend Leute an die Ferkinas verloren, wer weiß, was uns morgen erwartet. Ihr solltet auch schlafen, Ihr seht nicht minder müde aus als ich mich fühle!" Nach einer kurzen Pause fügte sie lächelnd hinzu: "Ihr müßt nicht alle halbe Stunde nachsehen, ob ich noch da bin, Dom. Ich werde schon nicht weglaufen, wo sollte ich auch hin? Und jetzt gute Nacht, Dom Boraccio, Ihr seht mich morgen wieder!"

Verschämt sah er zu Boden „Verzeiht bitte, Ihr habt natürlich Recht. Ich dachte nur ... ich meine ... also Ihr seid ja verwundet und da wollte ich ...“ Er bemerkte, daß er langsam rot anlief. „Oh Ihr Zwölfe!“ flehte er inbrünstig, „macht, daß sie das bei dem schlechten Licht hier nicht bemerkt!“

„Also gut, dann wünsche ich Euch nun endgültig eine gute Nacht, und schlaft gut.“ Mit einem schüchternen Grinsen fügte er hinzu: „Aber Ihr müßt morgen auch so lächeln wie jetzt, ja?“ Er beeilte sich, aus ihrem Blick zu verschwinden.

Die Stirn in Falten gelegt, sah Richeza ihm nach, ehe sie den Gürtel abnahm und sich in Decke und Umhang wickelte. Eine Weile noch starrte sie in die Flamme der Kerze, ehe sie diese ausdrückte und schon bald erschöpft in Schlaf fiel.

Die Gefangenen

1. TRA 1030 BF

Aus dem Schatten der Bäume heraus blickte Richeza zu dem Felsplateau hinauf, auf dem beinahe zwei Dutzend Zelte zu erkennen waren und von dem das Rufen und Lachen von Kindern und einige harsche Befehle der Krieger herab drangen.

„Wenn ich mich nicht verzählt habe, müssten sie heute das Fest der Tag-und-Nacht-Gleiche feiern“, flüsterte Boraccio neben ihr.

Die Halbfelbe Simyane legte sich den Finger an die Lippen, als ein Ferkina aus einem der Zelte an den Rand des Plateaus trat, um sein Wasser abzuschlagen. „Es sind sehr viele“, flüsterte sie, an Boraccio gewandt, als der Krieger sich wieder entfernte. „Wir sollten es zunächst heimlich versuchen.“

„Ja“, sagte auch Richeza. „Das ist gewiß besser. Ich werde mitkommen. Vielleicht könnt Ihr ... Simyane? Vielleicht könnt Ihr einen Teil der Zelte auskundschaften und ich einen anderen. Und Ihr“, wandte sie sich an Boraccio, „bringt Eure Leute in Stellung.“

„Da gibt's nicht viel in Stellung zu bringen“, flüsterte Boraccio. „Einen Angriff können wir wohl vergessen. Ein paar von uns schleichen rein und befreien die Mädchen. Falls die Sache auffliegt, dann Flucht dort hinten den Hang hinunter und zwischen die Felsen. Dort verschanzt sich der Rest und erwartet die Verfolger. Das Vieh ... nun, es würde uns eh nur behindern.“

Richeza machte ein düsteres Gesicht, als sie an ihr Roß dachte. Es musste doch einen Weg geben ... Vielleicht konnten die anderen die beiden Hirtenmädchen befreien und sie ... Aber das sagte sie lieber nicht laut. „Nun gut, dann machen wir es so“, brummte sie.

„Obwohl ... vielleicht sollte jemand das Vieh auseinander treiben, besonders die Pferde. Sonst können sie uns später zu einfach verfolgen und in dem Chaos ist es sicher einfacher die Mädchen zu befreien“, überlegte der Junker. „Am besten Ihr beide kundschaftet genauer aus, wo sich was befindet, und dann planen wir noch mal genauer. Findet auch heraus, ob sie überhaupt noch zurechnungsfähig sind. Mit etwas Glück liegt nach Mitternacht da oben jeder besinnungslos in der Ecke, und mit ein paar Wachen werden wir noch fertig.“

„Also gut, ich geh dann zurück.“ Er verschwand trotz seiner Rüstung überraschend lautlos in den Bäumen.

Balbo starrte angestrengt in die Dämmerung. Die Bäume ragten wie stumme Riesen vor ihm auf, die Äste schienen nach ihm zu greifen. Vom Plateau drang immer wieder wildes Geschrei herunter. Der Junker hatte gesagt, daß sie vermutlich feiern würden. Plötzlich wurden die Rufe lauter, man konnte ein Lachen hören. Und dann Schmerzensschreie. Obwohl das Lager weit weg war, konnte man deutlich hören, wie jemand grausame Qualen erleiden mußte. Schaudernd dachte er an die Geschichten, die sich die Söldner am Lagerfeuer über die Ferkinas erzählt hatten, was sie mit ihren Gefangenen anstellen. „Hoffentlich fangen sie mich nicht!“ dachte er sich.

Ein Rascheln ließ ihn herumfahren. Panisch starrte der junge Soldat in die Dunkelheit. Ein Schlag traf ihn Hinterkopf, sein Helm schepperte. Eine Hand hielt ihm mit unerbittlichem Griff den Mund zu, neben seinem Ohr war ein leises Atem zu hören ...

„Scht, ich bins nur!“

Als er die Stimme des Junkers hörte, sackte der Junge erleichtert zusammen. „Capitan, ich ...“

„Zieh den verdammten Helm ab, wenn du hier im Wald was mitbekommen willst, du siehst und hörst ja überhaupt nichts!“

„Aber Capitan, wir sollen doch immer den Helm ...“ stammelte Balbo.

„Ja, im Kampf, aber nicht auf Wache. Aber komm jetzt, wir gehen zurück, während die Domna und Simyane sich noch umsehen.“

„Aber ... versteht denn die Domna überhaupt was die Wilden sprechen?“

„Dummkopf!“ schimpfte der Junker.

„Aber Capitan, ich meine doch nur ...“

„Nein, nicht du. Ich bin der Dummkopf.“ Boraccio lächelte den Jungen an. „Du hast natürlich Recht. Ich muß wieder zurück.“ Mit schnellen Handgriffen löste er die Brust- und Rückenplatte seines Panzers und drückte sie Balbo in die Hand.

„Hier, nimm das mit. Also, paß auf: Du gehst alleine zu den anderen und sagst dem Sergeant, er soll die Leute da hinten zwischen den Felsen in Stellung bringen, da wo der Weg durch geht! Wir kommen dann ebenfalls dort. Wenn wir in, na, sagen wir spätestens zwei Stunden nicht zurück sind, dann könnt Ihr anfangen, Euch Sorgen zu machen. Alles verstanden?“

Eifrig nickte der junge Soldat und begann loszulaufen.

„Und zieh den Helm ab, verdamm!“

Richeza hatte sich seitlich an das Lager herangearbeitet und hatte nun einen Blick auf einen Teil der Zelte. Man konnte erkennen, daß sie um einen großen, freien Platz aufgestellt waren, wo ein großes Feuer brannte. Um das Feuer herum hatten sich viele Menschen versammelt, viele Frauen und Kinder, die ungezwungen heruntanzten und lachten. Männer waren deutlich weniger zu sehen, und einige von ihnen feierten kaum, sie hatten sogar ihre Waffen dabei. Von der Seite konnte sie ein gelegentliches Muhen, Wiehern oder Blöken hören. Anscheinend ließ man die Herden hinter dem Lager am Hang weiden.

Auf dem Platz schlug man nun Holzpflocke in den Boden. Aus einem der bewachten Zelte weiter hinten wurde nun eine Gestalt herausgezerrt. Zwei kräftige Ferkinas schleiften einen alten Mann auf den Festplatz, dem Aussehen nach ein Tulamide. Er wurde zwischen zwei Pflocke gebunden, aber anscheinend war er nicht mehr bei Sinnen, denn er sackte zusammen. Aus einem besonders großen und geschmückten Zelt trat nun ein großer Ferkina. Über seine Schultern hatte er das Fell eines Berglöwen gelegt, und um seinen Hals hingen Ketten aus Raubtierkrallen und Zähnen. Die Menge schwieg bei

seinem Anblick. Langsam und bedächtig schritt er zu dem angebundenen Gefangenen. Die Menge folgte gebannt jeder seiner Bewegungen. Aus seinem Gürtel zog er jetzt ein Messer mit einer Klinge aus Obsidian. Mit der anderen Hand packte er den Gebundenen am Haarschopf und riß seinen Kopf nach oben. Aus blutunterlaufenen Augen stierte der Gefangene ins Feuer. Er begann halblaut vor sich hin zu murmeln. Mit Mühe konnte Richeza verstehen, daß er wohl zu Rastullah flehte. Der Ferkina setzte die Klinge auf die Brust des Novadi und ritzte einen Kreis in die Haut. Der Gemartete stöhnte laut. Der Hüne hielt die blutige Klinge hoch und zeigte sie der Menge. Aus vielen Kehlen erklang ein schauriges Heulen wie von einem Wolfsrudel.

Bei dem Geschrei hätte Richeza fast den Krieger überhört, der am Rande des Lagers entlang patrouillierte. Gerade noch rechtzeitig schaffte sie es, sich weiter in die Dunkelheit zurückzuziehen, hinter ein Gebüsch. Auf dem Bauch liegend, spähte sie zu dem Zelt hinüber, aus dem man den Novadi gezerrt hatte. Es war das mittlere von drei etwas abseits stehenden Zelten. Vier Krieger standen um einen Felsblock vor dem mittleren Zelt herum, und auch, wenn sie miteinander sprachen, warfen sie immer wieder einen Blick zu den Zelten hinüber, und ab und an trat einer der Männer auf eines der Zelte zu, warf einen Blick hinter die Plane und kehrte zu seinen Kameraden zurück. Ob dort auch die anderen Gefangenen waren?

Die Edle hatte gerade beschlossen, nachzusehen, als sie ein Flüstern hinter sich vernahm: „Vivat!“ Richezas Hand zuckte zu ihrem Stiefel, in dem sie den Dolch verbarg, und ihr Kopf fuhr herum. Erschrocken starrte sie in das Gesicht des Junkers, der keine Armlänge entfernt neben ihr kniete. „Was?“ formten ihre Lippen, während sie versuchte, ihr wild klopfendes Herz zu beruhigen. Beim Namenlosen, wie war er so nah an sie herangekommen, ohne daß sie ihn gehört hatte? Sie mußte vorsichtiger sein. Und wie lange er sie wohl schon beobachtet?, fragte sie sich, plötzlich mißtrauisch, setzte sich auf und zupfte ihr Hemd zurecht.

„Mir ist eingefallen, daß Ihr die Ferkinas ja gar nicht verstehen könnt“, flüsterte er kaum vernehmbar. „Habe ich etwas verpaßt?“

Einen Moment lang starrte Richeza den Mann entgeistert an. Wollte er sie ...? „Was?“, flüsterte sie und warf einen Blick auf den Platz, ehe sie den Kopf schüttelte. „Wieso verstehen? Gut genug, möchte ich meinen. Ich habe nicht vor, mit ihnen zu reden.“ Sie wies an Boraccio vorbei auf die entfernten Zelte. „Da sind die drin, Eure Mädchen, das wette ich.“ Behende richtete sie sich auf. „Ich gehe rein und hole sie raus. Ihr paßt auf, daß die Wachen nichts merken. Kommt!“

„Nicht ganz so hastig! Vielleicht finden wir noch etwas darüber raus, was die Bande so im Schilde führt. Und wir sollten noch versuchen, Simyane zu verständigen, etwas Rückendeckung durch einen Bogen wäre nicht schlecht.“

Richeza verzog unwillig das Gesicht und knirschte mit den Zähnen. Schließlich seufzte sie leise. „Was sollen sie schon vorhaben? Wichtig ist doch nur, daß wir Eure Mädchen hier rauskriegen.“ Und mein Roß!, fügte sie in Gedanken hinzu. „Und das möglichst schnell. Wenn die nicht nur den Novadya opfern wollen, sondern auch Eure Hirtenmädchen, dann sollten wir sie bei uns haben, ehe sie auf den Platz gezerrt wurden. Danach wird es nicht unblutig machbar sein.“

„Interessiert es Euch nicht, ob sie vielleicht noch einen Besuch in Kornhammer planen? Und die Mädchen ... nun ja, ich wette, dafür finden sie eine andere Verwendung, als sie zu opfern.“ Bei den letzten Worten sah er sehr grimmig aus.

Richeza wippte ungeduldig mit den Füßen und blickte zum Feuer hinüber. Lange konnten sie hier nicht mehr bleiben, der Krieger auf Wachgang kam bereits zurück. Nein, es interessierte sie herzlich wenig, ob die Ferkinas noch einen Überfall auf die Vogtei planten, sie würde ihren Großvater ohnehin warnen müssen, und nach dem Gefecht am Vortag wollte sie nur noch eines: so schnell wie möglich zurück nach Hause. Daß sie an sich überhaupt nur wegen ihres Pferdes hier war und keineswegs wegen der Hirtenmädchen, das verschwieg sie lieber. „Kommt schon!“, wisperte sie und deutete auf den nahenden Krieger. „Wir müssen hier weg!“ Geduckt huschte sie zu einem weiter im Schatten liegenden Gebüsch, bemüht, leise zu sein, konnte aber nicht verhindern, ab und an auf einen Zweig zu treten. Nur gut, daß die Feiernden so laut waren! Die Edle wartete, bis Boraccio heran war, zog ihren Dolch und schob ihn sich in den Ärmel ihres zerschlissenen Hemdes. „Wir sollten wirklich erst einmal herausfinden, ob Eure Mädchen in einem der Zelte da sind. Dann suche ich nach meinem Pferd und Ihr könnt in Erfahrung bringen, was Ihr wollt. Wo habt Ihr das Sp... äh... die Elfe überhaupt hingeschickt?“

„Na gut“, seufzte Boraccio. Irgendwie wollte er nicht mit ihr streiten, was nicht nur an ihrer derzeitigen Position nahe bei den Ferkinas lag. „Wenn wir weiter hinten rum gehen, sollten wir irgendwann auf Simyane stoßen, sie kommt von der anderen Seite.“ Er dachte kurz nach. „Aber Euer Pferd suchen, könnte zu gefährlich sein. Ihr könntet die Herden aufscheuchen.“

Einen Moment lang war Richeza versucht, etwas zu erwidern, aber dann zog sie es vor, zu schweigen. Um ihr Pferd würde sie sich später kümmern. Aber eines stand fest: Sie würde nicht ohne den Fuchs gehen, und wenn es das Letzte ... Sie schob den Gedanken beiseite, denn er konnte nur zu einem unglücklichen Ende führen. Wortlos machte sie sich auf den von Boraccio vorgeschlagenen Weg um das Lager herum, und ininigem Abstand näherten sie sich den Zelten von hinten. Hinter einem Felsen lugte Richeza zu den vier Männern hinüber, die vor den Zelten Wache hielten. Von vorne an die Zelte heranzukommen, schien ihr unmöglich, ohne daß die Wachen es bemerken würden oder man sie vom Platz aus sah. Und von hinten? Richeza zog sich wieder hinter den Felsen zurück und kroch zu Boraccio. „Vielleicht kann ich ...“ Sie folgte seinem Blick und bemerkte die Halbfelie, die lautlos zwischen zwei Büschen hervortrat. „Vielleicht kann ich von hinten in

eines der Zelte schleichen“, flüsterte sie. „Vielleicht kann man die Planen aufknöpfen oder einen der Stricke durchtrennen oder einen Schlitz hineinschneiden. Falls sich außer den Gefangenen niemand in dem Zelt befindet ... Das müßte man natürlich herausbekommen. Ihr könntet dann mit der Elfe dafür sorgen, daß die Wachen das Zelt nicht betreten.“ Sie überlegte kurz und nickte dann, als Simyane herantrat. „Ja, ich denke, daß wäre der beste Weg. Sim... yane? ... wird am ehesten bemerken, wenn jemand naht und uns mit dem Bogen den Rücken freihalten. Ihr werdet wohl eher auch mit zwei Gegnern fertig, wenn es sein muß, zumal ich meinen Degen nicht bei mir habe. Und ...“ Sie lächelte, „ich passe gewiß auch eher unbemerkt unter einer Zeltplane hindurch als Ihr.“

„Wollt Ihr etwa andeuten, daß ich zu dick geworden bin?“, brummte er mürrisch und fuhr sich mit der Hand über den Bauch. Dann lachte er leise. „Nun gut, ich mag Euch zwar nicht gerne da bei den Wilden rumschleichen lassen, aber vermutlich kann ich es Euch eh nicht ausreden.“ Er seufzte. „Dann gebt ein Zeichen, sobald Ihr wißt, ob sie im Zelt sind. Arm nach oben, wenn sie im Zelt sind und Arm nach unten, wenn nicht.“ Er überlegte. „Aber was stellen wir mit den Wachen an? Sie einfach über den Haufen schießen bringt nicht viel, das fällt bald auf.“

Die Halbfelfe sah ihn mit ihren mandelförmigen Augen an, die im schwachen Schein der entfernten Lagerfeuer aufleuchteten wie die Augen einer Katze. Sie wirkte wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Ein kleiner Schauer lief Boraccio den Rücken hinunter. Mit ausdrucksloser Mine schlug sie vor: „Ihr könnt doch einen Berglöwen nachmachen?“

„Äh, ja, gewiß“, antwortete er, sichtlich gespannt, was jetzt kam.

„Dann geht dort rüber und antwortet mir, wenn es soweit ist.“ Ohne eine Antwort abzuwarten verschwand sie katzenleich in der Dunkelheit.

„Warum bin ich immer nur so nervös, wenn sie das tut“, brummelte er, mehr zu sich selbst als zu Richeza.

Verständnislos blickte Richeza der Halbfelfe nach, sah Boraccio an und zuckte die Schultern. „Was will sie? Wie auch immer. Ich sehe mich mal um. Vielleicht gelingt es mir gar, die Mädchen aus dem Zelt zu bekommen. Falls das zu auffällig wäre, gebe ich Euch ein Zeichen, dann müssen wir die Wachen ausschalten.“ Einen Moment lang sah sie den Junker an und es wirkte, als wolle sie noch etwas hinzufügen, doch dann nickte sie nur und huschte in die Dunkelheit davon. – Viel zu hell schien ihr Hemd, aber so würde er wenigstens sehen, wenn sie den Arm hob, um ein Zeichen zu geben.

Als sie das erste Zelt beinahe erreicht hatte, ließ sich Richeza auf den Bauch nieder. Dies mußte das Zelt sein, aus dem man den Novadi geschleift hatte. Ob auch die anderen Gefangenen hier waren? Vorsichtig kroch die Edle näher an das Zelt heran. Der karg bewachsene Boden war noch feucht von den vergangenen Regengüssen. Wie auch die anderen beiden Zelte, war dieses nicht beleuchtet. Die dunklen Zeltwände waren mit Schnüren an einem Gerüst aus Holzpfosten befestigt, kleinere Holzpflocke hielten die Planen am Boden fest. Richeza legte ihr Ohr an die Zeltwand und horchte. Doch die einzigen Geräusche, die sie vernahm, drangen vom Festplatz herüber. Die Edle sah zu dem Felsen zurück, hinter dem sie sich gerade noch verborgen hatte, konnte den Junker in der Dunkelheit jedoch nicht mehr erkennen. Entschlossen griff sie nach einem der Holzpflocke, es knirschte, als sie ihn aus der Erde zog, und Richeza hielt den Atem an. Nichts. Sie legte sich flach auf den Boden und begann, die Plane anzuheben, fingerbreit um fingerbreit. Der Zeltingang war zurückgeschlagen, Licht fiel herein. Zwischen Fellen, Körben und einem Haufen auf dem Boden liegendem Werkzeug hindurch konnte Richeza zwei der Wachen auf dem Platz erkennen. Rasch ließ sie die Plane zurücksinken und richtete sich auf. Hoffentlich sah Boraccio sie besser als sie ihn. Mit ausgestreckten Armen stellte sie sich vor das Zelt und bewegte dann beide Arme gleichzeitig nach unten.

Auf allen Vieren kroch Richeza zum Ende des Zeltes. Fünf Schritt trennten das Zelt von dem nächsten, und es gab kaum Deckung. Vorsichtig lugte sie um die Ecke zu den Wachen. Sie waren keine zehn Schritt entfernt. Zu nah! Langsam ließ sich die Edle wieder auf den Boden nieder. Ob es klüger war, einfach schnell hinüberzulaufen? Gerade wollte sie wieder aufstehen, als einer der Männer sich aus dem Kreis der Wachen löste und herüberkam. Richeza stockte der Atem. Hatte er sie entdeckt? Rasch drückte sie sich an die Zeltwand und tastete nach dem Dolch in ihrem Ärmel. Der Mann blieb keine zwei Schritt von ihr entfernt stehen, kehrte ihr aber den Rücken zu. Über die Schulter rief er etwas zu seinen Kameraden hinüber und lachte, dann hörte sie, wie er sein Wasser abschlug. Ohne sich umzusehen, kehrte er zu den anderen zurück. Richeza schloß die Augen und atmete aus. Das war noch einmal gut gegangen!

Aus Richtung der Herden war plötzlich eine Unruhe zu vernehmen. Anscheinend wurden die Tiere durch etwas beunruhigt. Ein Laut, der wie ein wütendes Fauchen klang, war zu vernehmen. Schafe blökten ängstlich, Kühe brüllten, Pferde wieherten. Aus der anderen Richtung war ein Knurren zu vernehmen. Die Wachen vor den Zelten waren aufgesprungen und starrten angestrengt in die Dunkelheit. Nach einer kurzen, aber lebhaften, Beratung nahmen sie ihre Waffen auf und begaben sich in Richtung der Weide. Nur ein junger Bursche blieb zurück, offensichtlich etwas verärgert, daß er bei den Zelten bleiben mußte. Als seine Kameraden in der Dunkelheit verschwunden waren macht auch er ein paar Schritte in die Richtung, aus der das Raubtier zu hören gewesen war, und versuchte angestrengt zu sehen, was dort vor sich ging. Die Zelte schien er vergessen zu haben. Aus der Dunkelheit waren Rufe zu hören.

Richeza mußte innerlich grinsen. Das also hatte das Spitzohr mit dem Berglöwen gemeint. Es klang täuschend echt, das mußte man lassen. Rasch huschte die Edle auf das zweite Zelt zu, mahnte sich dann aber doch zur Vorsicht und ließ sich wieder auf den Boden nieder. Auch dieses Zelt war dunkel, aber sie meinte, ein leises Flüstern aus dem Innern zu hören. Behutsam zog Richeza einen der Haltepflocke aus dem Boden. Sie mußte sicher sein, daß sich nicht etwa Ferkinas in dem Zelt befanden. Zaghaft hob sie die Zeltplane an, aber es war dunkler in diesem Zelt als in dem vorherigen, und alles, was sie erkennen konnte, waren ein riesiges Korbgefäß, über das mehrere Felle gehängt waren. Richeza zog einen zweiten Pflock aus dem Boden und hob die Plane weiter an. Alles, was sie sehen konnte, waren zwei paar Füße im schwachen Lichtschein,

der zwischen den Planen der Frontseite hindurchfiel. Die Wisperstimme, da war sie nun sicher, gehörte einer Frau. Das mußten die Mädchen sein! Denn warum sollten sich zwei Ferkinafrauen hier im Zelt verbergen, während draußen alle feierten?

Richeza richtete sich auf und winkte mit erhobenen Armen in Richtung des Felsens, den sie von hier aus nur noch schemenhaft ausmachen konnte. Hoffentlich sah der Junker sie besser als sie ihn. Dann ging sie wieder zu Boden und kroch so leise wie möglich unter der Plane hindurch ins Zelt, bis sie um den Korb herum sehen konnte. Das waren nicht die Hirtenmädchen! Rasch zuckte die Edle mit dem Kopf zurück, aber zu spät: Zwei Augenpaare starrten sie an. Das einer Frau und das eines Jungen. Richeza erstarrte, dann erst bemerkte sie in dem schwachen Licht, daß die Füße der beiden gefesselt und auch ihre Arme auf den Rücken gebunden waren. Die Edle hob die Hand und legte den Zeigefinger an ihre Lippen. Die Gefangenen sahen nicht aus wie Ferkinas, auch nicht wie Novadis. Der Junge, der etwa vierzehn Jahre alt sein mochte, hatte helles Haar und ein hübsches Gesicht mit hohen Wangenknochen und trug eine bestickte Robe. Die Frau, deren langes, graues Haar strähmig auf ihre Schultern herabfiel, hatte ein verhärmtes, leicht aufgedunsenes Gesicht, ihre Kleider aber waren, wenngleich abgetragen, die einer Adligen.

Richeza zögerte. Es geziemte sich nicht, einer Adligen in Not nicht beizustehen. Aber konnten sie die beiden wirklich mitnehmen? Sie stellten eine zusätzliche Beh...

„Helft uns!“, flüsterte die Frau.

Die Edle fluchte innerlich, kroch aber weiter auf die Gefangenen zu und zog den Dolch, um die Fesseln zu zerschneiden. Erneut den Finger an die Lippen gepreßt, blickte sie die Fremde warnend an – und erstarrte mitten in der Bewegung. Die Gefahr vergessend, in der sie alle sich befanden, starrte sie die Frau an. Endlich klappte sie den Mund zu. „Domna ... Praiosmin!“, entfuhr es ihr ungläubig.

Boraccio fluchte leise. Nachdem die Scheffelsteinerin das Zeichen gegeben hatte und im zweiten Zelt verschwunden war, tauchte die junge Ferkina-Wache wieder auf. Gerade wollte er überlegen, wie er den Jungen am besten wieder hinaus in die Nacht weglocken könnte, als aus dem Innern des Zeltes eine Stimme zu hören war, vermutlich die Richezas. Der Ferkina hatte sie auch gehört und schaute mißtrauisch in Richtung des Zeltes. Langsam zog er die Steinaxt aus dem Strick, den er als Gürtel trug, und ging zum Eingang des Zeltes. Der Junker bedauerte, keine Schußwaffe dabei zu haben und überlegte angestrengt, was tun war. Möglichst leise hastete er schließlich in Richtung Zelt. Das Mondlicht spiegelte sich auf der blanken Klinge des Dolches, den er während des Laufens zog.

„Seid still!“, zischte der Junge Richeza zu, und für einen Moment lag der Edlen eine ärgerliche Erwiderung auf der Zunge, aber sie schluckte sie hinunter. Rasch durchschnitt sie die Fesseln Domna Praiosmins und dann die des Jungen.

„Schnell!“, flüsterte Richeza und wies auf den Teil der Plane, unter dem sie ins Zelt gekrochen war. Der Junge faßte Domna Praiosmin am Handgelenk und zerrte sie hinter sich her. Was erlaubte der sich eigentlich? Aber die alte Domna ließ es sich gefallen und kroch unter der Plane hindurch, die der Junge für sie hochhob, bevor dieser ihr – ohne Richeza noch eines Blickes zu würdigen – folgte.

Gerade hatte Richeza sich selbst auf die Knie niedergelassen, als sie die Schritte hörte, und im nächsten Moment schon wurde der Zelteingang zurückgeschlagen.

Es dauerte einen Moment bis sich die Augen des jungen Ferkinas an die Dunkelheit im Zelt gewöhnt hatten. Dann sah er, daß die bisherigen Insassen verschwunden waren und starrte ungläubig auf die Edle, die am hinteren Ende des Zeltes hockte. Er gab einen Ruf der Verwunderung von sich und machte Anstalten die neue Zeltbewohnerin zu ergreifen.

Einen Herzschlag lang überlegte Richeza, ob sie nicht doch noch hinaus kriechen konnte, aber dann würde er Alarm schreien – und er hatte sie auch schon entdeckt. Mit gezogener Axt kam er auf sie zu. Möglichst unauffällig verbarg Richeza die Rechte mit dem Dolch hinter ihrem Rücken und stolperte auf die Füße. Einer von ihnen würde jetzt sterben. Sie maß ihre Möglichkeiten und entschied, daß sie es nicht sein würde. „Nicht schlagen!“, stammelte sie in gebrochenem Ferkina, als er sie am Arm packte. Es konnte nicht schaden, wenn er sie für schwach hielt. Sobald er die Axt senken würde ...

Verblüfft starrte der Junge die schöne Frau vor ihm an. Sein Mund stand offen, er schien etwas sagen so wollen, brachte aber keinen Ton hervor. Verwirrt senkte er den Arm mit der Axt und starrte Richeza weiter ungläubig an, hielt sie aber am Arm fest. Er drückte fester zu, fast so als wolle er sich vergewissern, ob die Frau vor ihm auch wirklich war. Es wurde dunkel im Zelt, als ein Schatten am Eingang erschien.

Richezas Herz machte einen Satz, als es so plötzlich dunkel wurde. Sie zögerte keinen Augenblick, riß den Dolch hinter ihrem Rücken hervor und stieß ihn blind vor sich, irgendwo auf Brusthöhe. Warm und naß spritzte es Richeza ins Gesicht. Der Junge stöhnte auf und ließ sie los. Als er gegen sie taumelte, stieß sie ihn grob von sich. Es war zu spät zu fliehen, der nächste war schon im Zelt! Vielleicht konnte sie die Überraschung für sich nutzen. Die Edle sprang Richtung Zelteingang, stieß den Dolch vor ...

Boraccio ahnte den Stich nur, sehen konnte er den Angriff aus dem Dunkeln des Zeltes nicht. Seine in langen Jahren erworbenen Reflexe ließen ihn automatisch reagieren. Er schaffte es noch, den Körper zur Seite zu drehen, so daß der Dolch ihn nicht frontal traf, sondern seitlich an seinem Bauch entlang schrammte. Sein Gambeson mit seinen Lagen aus festem Leinen und gestopftem Roßhaar nahm dem Stoß einen Großteil der Wucht und so hinterließ die Klinge nur einen oberflächlichen Schnitt, der leicht ignoriert werden konnte. Ohne nachzudenken schlug seine Faust dorthin, wo die Hand des Angreifers den Dolch halten mußte.

Auf den Fellen hatte Richeza keinen sicheren Stand. Rasch sprang sie zurück, um sich aus der Reichweite des Mannes zu bringen. Der Schlag traf sie unvermittelt am Ellenbogen. Wie ein Blitz schoß der Schmerz in ihre Finger, lähmte sie. Der Dolch entglitt ihrer Hand. Einen Fluch unterdrückend, wich Richeza zurück, duckte sich hinter den fellbehangenen Korb.

Sie saß in der Falle! Wenn er sie zu fassen bekam, war sie verloren. Sie mußte aus dem Zelt, vorne heraus oder unter der Plane hindurch, egal, aber gegen den Riesen konnte sie nichts ausrichten, schon gar nicht ohne Waffe! Wo waren eigentlich der Junker und sein Spitzohr, wenn man sie brauchte? Hinten raus, das war sicherer, vielleicht rutschte der Kerl auf dem Toten aus. Sie stieß den Korb um, Werkzeug und Felle ergossen sich auf den Boden. Zur Plane! – Aber ein plötzlicher Gedanke ließ sie innehalten, alle Gefahr vergessend. Blinzelnd versuchte Richeza, die Umrisse des Mannes im Zwielicht zu erfassen. „Dom?“

Der Junker wich zwei Schritte zurück. Im dunklen Zelt konnte er nichts sehen, da sein Auge noch an das Licht der Lagerfeuer gewöhnt war. Seine Hand tastete über den Schnitt an seiner Seite. Die Wunde brannte zwar, aber die Muskeln ließen sich noch anspannen, so schlimm konnte es nicht sein. Aus dem Zelt war ein Poltern zu hören. Boraccio wechselte den Dolch in die linke Hand und zog seinen Säbel. Diesmal würde er besser vorbereitet sein! Dann hörte er eine bekannte Frauenstimme aus dem Zelt. Er bemühte sich, gerade laut genug zu sein, um nur im Zelt gehört zu werden. „Verflucht! Richeza, seid Ihr das da drin? Was ist mit dem Ferkina?“

Richeza schüttelte ihre Hand, die noch immer kribbelte und atmete auf. „Ja“, wisperte sie und lachte erleichtert, hielt sich aber sofort die Hand vor den Mund. Die Gefahr war noch nicht vorüber. „Schnell!“, flüsterte sie. „Raus hier! Eure Mädchen sind wohl im anderen Zelt.“ Sie richtete sich auf und machte einen Schritt auf ihn zu, blieb dann aber stehen, als sie bemerkte, daß er etwas in der Hand hielt. Eine Waffe vermutlich. „Der Junge ist tot,“ sagte sie und dann, besorgt: „Seid Ihr ... habe ich ... ich meine: Geht es Euch gut?“

Angestrengt versuchte er die Gestalt zu erkennen, die aus dem Dunkel des Zeltes auf ihn zukam. Den Säbel hielt er kampfbereit vor sich. Die Gestalt war kleiner und schlanker als der Ferkina. Endlich konnte er die Edle erkennen und senkte die Waffen. Er steckte den Dolch weg und faßte sich unbewußt an die Wunde. „Fast hättet Ihr mich auch erwischt“, brummte er. „Nur gut, daß ich nichts davon halte, nur im Hemd nachts rumzuschleichen. Mit wem habt Ihr da drin eigentlich geredet? Nur dadurch ist der Kerl auf Euch aufmerksam geworden. Ich bin so schnell ich konnte hinter ihm her, aber Ihr habt ihn ja anscheinend alleine geschafft.“

Richeza schwieg. Von draußen drangen halblaut das Rufen und der Gesang der Feiernden herein. Einen Augenblick lang dachte sie daran, was passiert wäre, wenn sie den Junker mit dem Dolch erwischt hätte, wie er es genannt hatte. Sie war froh, daß sie es nicht hatte, und doch ärgerte sich irgend etwas in ihr, daß ihr Überleben offenbar nur wieder einmal dem Glück zu verdanken war. Sie sei zu laut gewesen, hatte er gesagt. Dumm, so konnte man es auch nennen. Und wenn statt des Jungen und des Doms ... Ungehalten schob die Edle die sich aufdrängenden Gedanken beiseite.

„Es war Domna ...“ Sie brach ab, hob den Kopf und lauschte. „Ich glaube, da kommt wer“, flüsterte sie. „Später, Dom! Schnell, wir müssen weg hier, sonst bleibt keine Zeit für Eure Mädchen.“

Boraccio schaute sich suchend um. „Wo ist denn die unbekannte Domna? Wir können sie ja schlecht hier alleine lassen, oder?“ Einen kurzen Moment überlegte er. „Also gut, am besten holt sie, während ich dort schon mal im Zelt nachsehe.“ Schon wollte er losgehen, als er noch mal inne hielt. „Hört zu!“, flüsterte er. „Damit wir uns im Dunkeln nicht noch gegenseitig abstechen, hier die Parole: wer jemanden sieht, den er nicht sofort erkennt, ruft ihn mit ‚Vivat‘ an, und der andere antwortet schnell mit ‚Almada‘. Soweit alles klar?“

Richeza nickte, noch immer auf die Stimmen und Schritte lauschend, die sie draußen zu hören meinte. „Ja“, flüsterte sie ungeduldig, als ihr auffiel, daß er das Nicken nicht sehen konnte. Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber der Junker war bereits hinaus getreten und ließ Richeza in dem dadurch wieder etwas helleren Zelt zurück. Im Stillen fluchend, bückte sich die Edle nach ihrem Dolch. Die Felle unter ihren tastenden Fingern waren naß. Naß vom Blut des Ferkinas. Gut, daß es so dunkel war, daß sie den Toten nicht sehen mußte. *Ich habe ihn umgebracht*, hörte sie ihre eigene Stimme in ihrem Kopf. *Umgebracht? Wen? Ein Echo aus vergangener Zeit.* Sie blickte hinab auf den Schatten, der einmal ein Mensch gewesen war. *Wenn Ihr wollt, wird niemand etwas außerhalb dieses Raumes davon erfahren.* Schritte, jetzt war sie sich sicher! Ohne nachzudenken, ließ Richeza sich auf den Boden nieder, kroch so leise wie möglich unter der Plane hindurch nach draußen. Der Junge hätte sie vielleicht nicht getötet, aber die Männer hätten es getan, wenn er sie gerufen hätte. Und selbst, wenn nicht ... Trotzdem: Es war nur ein Junge gewesen, kein ernstzunehmender Gegner. Sie hatte nicht einmal gezögert, ihn zu töten. Sie hatte ihn ... *Das ist doch eine grandiose Sache! Wunderbar und kaum in Worte zu fassen! Warum grämt Ihr Euch?* Ohne sich umzusehen und auf allen Vieren kroch Richeza auf den nächsten Busch zu, zog sich in den noch tieferen Schatten. Dort erst ließ sie ihre Augen über die Umgebung schweifen. Von Domna Praiosmin und ihrem Begleiter war nichts zu sehen, aber da auf dem Platz, da kamen die Wachen zurück, in Begleitung eines weiteren Ferkinas, wenn die so gleichen Gesichter Richeza nicht täuschten. Sie stritten wohl, wiesen in verschiedene Richtungen. Ob der Junker es in das andere Zelt geschafft hatte? Sie mußte ihn warnen! Aber bei dem Lärm, den die Wachen machten, konnte er sie unmöglich überhören. *Und dankt den Göttern, daß sie Euch diesen Plan erfolgreich haben ausführen lassen, denn ohne ihren Willen passiert so etwas nicht.* Wut kochte in ihr auf, spülte Angst und Beklommenheit hinfort. Erfolg? Was für Erfolg? Damals nicht und heute kein bißchen mehr. Der Dom hatte recht, er hätte sie in Fer Henna zurücklassen sollen. Was sollte sie hier? Erst der Überfall auf die Kaiserlichen. Sie hätte auf Capitana Sandolorez hören und nicht bei dem Regen nach Fer Henna aufbrechen sollen. Der Regen hatte die Hufe der Ferkina-Pferde übertönt, zu spät hatten sie die nahende Gefahr bemerkt. Und dann die Leute des Junkers. Vielleicht hätte sie mit Lampanarez im Versteck bleiben sollen, vielleicht wäre er dann noch am Leben. Er und die anderen. Wenn sie nicht aus reinem Stolz heraus beschlossen hätte, selbst in die Berge zu gehen, um sich an den Ferkinas zu rächen. Was hatte es gebracht? Elf Tote in den paar Tagen, die Ferkinas nicht einmal mitgerechnet. Waren die Hirtenmädchen das wert? War das ehrbar, gerecht? *Rondras Ehre, was wißt Ihr denn schon?* Der Junker. *Sprecht Ihr mir nie wieder von Ehre.* Die andere Stimme. Und jetzt hätte sie den Junker beinahe erstochen. *Willkommen im Krieg*, spottete er in ihrem Kopf. Sie wollte nichts mehr damit zu tun haben. Nur die Wut auf sich selbst verhinderte, daß die Leere sie ein weiteres Mal besiegte. *Willkommen im Krieg!* War es

wirklich so anders als alles zuvor? Oder war nur sie anders? Dies war nicht, wie sie es sich vorgestellt hatte. So hatte sie das nicht gewollt. Etwas fehlte. *Willkommen im Krieg!* Oder war es schon immer so gewesen und sie war nur zu dumm gewesen, es zu erkennen? *Will...* Wütend ballte sie die Faust um den Dolch. *...kommen...* Haltet den Mund! *...im...* Scharf atmete Richeza aus. *Warum glaubt Ihr wohl, daß ich Euch hierher gebracht habe? Wenn Euch eines von den Rössern gefällt, nehmt es Euch.* Rahjino! Nur er war der Grund, daß sie hier war, wie hatte sie ihr Pferd vergessen können? Sie würde es zurückbekommen, was es auch kosten mochte! Entschlossen richtete Richeza sich auf, spähte dorthin, wo die Wachen hergekommen waren, lauschte auf das leise Blöken, Meckern und Schnauben der Tiere, irgendwo in der Dunkelheit. Geduckt huschte Richeza von einem Busch zum nächsten, die Wut vergessen, die Angst, beseelt von nur einem Gedanken, der alle anderen für eine Weile zurückdrängte: Noch einmal Rahjinos heißen Atem auf ihrer Haut zu spüren, den warmen Hals des Tieres zu berühren.

Boraccio drehte sich um und machte sich auf den Weg zu dem Zelt, das sie noch nicht durchsucht hatten. Um nicht so leicht gesehen zu werden, duckte er sich, doch dadurch drückten sich die Ränder seiner Wunde zusammen und der Schmerz fuhr durch seinen Körper. Er hielt seine Hand auf den Schnitt im Gambeson und hielt sich anschließend die Finger unter seine Nase. Der Geruch nach Eisen sagte ihm genug, die Wunde blutete noch. „Verflucht!“, schimpfte er leise vor sich hin, „Das war verdammt knapp! Hätte nicht viel gefehlt und du würdest jetzt da im Zelt liegen und langsam krepieren, alter Narr. Hättest dich besser vorher bemerkbar gemacht. Du wirst langsam zu alt für diesen Mist, Boraccio.“ Unwillkürlich mußte er grinsen. „Fackelt nicht lange, die Domna. Wenn sie bei ihren Verehrern auch immer so schnell die Klinge bei der Hand hat ...“

Er war bei dem Zelt angekommen. Dieses Mal würde er vorsichtiger sein! Mit dem Säbel, den er immer noch in der Hand hielt, schob er vorsichtig die Plane am Zelteingang zur Seite. Angestrengt lauschte er, während sein Auge sich an das Dunkel gewöhnte. Einige Sekunden verharrte er. Als kein direkter Angriff erfolgte, wagte er sich weiter in das Innere vor. An die Rückwand gedrängt, konnte er zwei Gestalten ausmachen, die dort ängstlich kauerten und in seine Richtung starteten. „Seid Ihr aus Aracena?“, flüsterte er. Ein zaghaftes Nicken. Er ging einen Schritt weiter in das Zelt hinein und trat etwas zu Seite. Nun gelangte genügend Licht hinein, um halbwegs etwas zu erkennen. Bei den beiden Gestalten handelte es sich tatsächlich um Mädchen oder, besser, fast schon junge Frauen. Ihre schlichten, zerrissenen Kleider waren von der Art, wie sie die Hirten trugen. Eines der beiden Mädchen hob die Arme und Boraccio konnte erkennen, daß die mit Lederriemen zusammengebunden waren. Er legte den Säbel beiseite und zog den Dolch. Panisch sah das Mädchen ihn an. „Keine Angst!“, flüsterte er „Ich will Euch nur losschneiden. Wir sind gekommen, um Euch zu befreien.“ Mit einigen schnellen Schnitten durchtrennte er die Riemen. Noch etwas ungelink massierte das Mädchen die Hände, während ihre Mitgefangene Boraccio ihre gefesselten Arme hinhielt. Nachdem auch sie befreit war, fielen die beiden sich in die Arme. Ein leises Schluchzen war zu vernehmen. „Sscht!“ Er wollte noch den Finger an den Mund legen, wurde aber vorher umarmt. „Danke!“ Sie sprach mit tränenerstickter Stimme. „Es war so ... sie wollten ...“

„Ist ja gut!“, brummte er. „Aber still jetzt! Wir sind noch nicht in Sicherheit!“ Eifrig nickten die beiden.

„Also gut, schauen wir mal, ob die Luft rein ist.“ Vorsichtig spähte er aus dem Eingang heraus. „Hört zu, wenn wir gleich draußen sind, lauft ihr ...“

Von draußen waren leise Stimmen zu hören, die näher kamen.

„Verflu...“ Ohne zu zögern, ging er zur Rückwand und stieß den Dolch hinein. Mit einem kräftigen Ruck schnitt er die Plane bis zum Boden auf. „Schnell, hier raus! Beim Phex, seid leise. Duckt Euch hinter die Büsche und bewegt Euch nicht!“ Stumm nickten die beiden Hirtenmädchen und krochen durch die Öffnung. Währenddessen huschte er wieder zum Eingang. Jetzt war eine Gruppe von Ferkinas zu sehen. Vermutlich kehrten die Wachen von ihrer erfolglosen Suche zurück. Hoffentlich hatte die Scheffelsteinerin sie auch gehört! Aber es war zu spät, sie zu warnen. „Nun, sie kann auf sich selbst aufpassen“, murmelte er, während er hinten aus dem Zelt kroch. Tief geduckt huschte er zu den Büschen, wo schon die beiden Mädchen warteten.

Das Roß der Almadanerin

So leise wie möglich eilte Richeza in Richtung des Gatters, hinter dem sich die Tiere der Ferkinas befanden. Der Zaun bestand aus mit Seilen und Zweigen verbundenen Holzpflocken, war aber so niedrig, daß die Edle problemlos darüber hinwegsteigen konnte. Schafe, Ziegen und Ponys drängten sich auf dem spärlich mit Gras bewachsenem Fleck zwischen dem Zaun und dem Rand des Plateaus. Richeza entdeckte Rahjino sofort: Man hatte den Hengst mit einem Strick um den Hals an einen Baum gebunden. Geduckt lief die Edle auf das Tier zu, aber die Schafe und Ponys, an denen sie vorbei mußte, versuchten, ihr auszuweichen. Unruhig drängten sie von ihr fort, blökten und schnaubten. „Scht!“ machte Richeza, aber die Tiere ließen sich nicht beruhigen. Es mußte der Blutgeruch sein, der sie erschreckte. Verflucht, daran hatte sie nicht gedacht! Angespannt blickte Richeza zurück zu den Zelten. Die Wachen stritten noch immer, zwei von ihnen wiesen zu ihr herüber. Auch wenn sie sicher war, daß man sie vom Platz aus nicht sehen konnte, fühlte die Edle sich bloßgestellt. Immer wieder besorgte Blicke über ihre Schulter werfend, kroch sie weiter auf den Baum zu, an den man Rahjino gebunden hatte. Doch auch der Hengst tänzelte unruhig auf der Stelle, schlug mit dem Schweif und schnaubte erregt, dabei hatte sie alles getan, was ihr möglich war, um ihn zu einem fähigen Reittier zu erziehen, auf das auch in brenzligen Situationen Verlaß war.

„Ganz ruhig!“, wisperte Richeza. „Ich bin es, Rahjino, ich bin es nur.“ Sie streckte eine Hand aus und tätschelte seinen Hals. Langsam beruhigte sich das Tier, wirkte aber noch immer angespannt. Einige der Bergpferde der Ferkinas, die in der Nähe standen, wirkten jedoch weniger abgebrüht, schnaubten und stampften und stießen sich gefährlich nah an den Abgrund.

Eines war sicher: Viel Zeit hatte sie nicht, wenn sie mit Rahjino von hier fort wollte. Und wie sollte sie ihn überhaupt unbemerkt von dem Plateau bekommen? Der einzige für ein Pferd gangbare Weg befand sich auf der anderen Seite, vorbei an den Feiernden. Und dort wuchs nicht einmal Gras! Kurz entschlossen zog sich Richeza das Hemd über den Kopf. Fröstelnd, von der Schnürweste aus weichem Leder nun kaum noch vor dem kühlen Wind geschützt, riß sie das Hemd in Streifen, um diese um die Hufe des Hengstes zu wickeln. Für alle würde der Stoff kaum reichen, aber besser als nichts war es allemal.

Eine Bewegung aus den Augenwinkeln ließ Richeza herumfahren. Orksch! Zwei der Wachen kamen zurück! Bewaffnet mit Speer und Axt pirschten sie sich an die Herde heran, ihre Köpfe schwenkten nach links und rechts, gerade, als seien sie die Raubtiere, nach denen sie wohl suchten. Die Edle duckte sich und nahm erneut den Dolch auf, im Stillen flehend, die Ferkinas möchten doch wieder umkehren. Doch der Axträger stieg über den Zaun und lief zwischen den unruhigen Tieren umher, auf der Suche nach dem Eindringling, der sie aufgebracht hatte. Mit klopfendem Herzen ließ sich die Edle zu Boden gleiten, zog sich langsam in Richtung der Sträucher, die hinter dem Baum am Rand des Plateaus aufragten. Der Ferkina schlich keine drei Schritt von ihr entfernt an ihr vorbei, doch er guckte über sie hinweg und hielt wieder auf den Zaun zu.

Gerade wollte Richeza aufatmen, als ein plötzlicher Schrei sie zusammenzucken ließ. Vorsichtig hob sie den Kopf und entdeckte den Speerträger am Rand des Gatters, der unzweifelhaft in ihre Richtung wies. Der Ferkina mit der Axt war umgekehrt und rannte auf sie zu. Den Dolch umklammert, sprang Richeza auf. Nur wohin? Sie hörte das Sirren, ahnte die Gefahr und warf sich wieder zu Boden. Das Wiehern über ihr sprach von Todesangst. Wie wahnsinnig vor Schmerz und Furcht stieg Rahjino, versuchte, sich von seinem Strick zu befreien und trieb sich durch seine verzweifelte Versuche den Speer immer tiefer in seine Flanke. „Nein!“, rief Richeza. „Halt still!“ Erneut sprang sie auf, versuchte, nach dem Speer zu greifen, aber Rahjino ließ sie nicht in seine Nähe, gebärdete sich wie toll, schrie in höchster Qual. Der Sprung, mit dem sich Richeza aus der Reichweite der Hufe brachte, rettete ihr das Leben. Das Blatt der Axt schrammte ihre linke Schulter, kostete sie aber nicht mehr als Haut. Von Rahjinos Angst angesteckt, machte Richeza einige unbestimmte Abwehrbewegungen mit dem Dolch. Der Angreifer riß die Axt hoch, dunkel ragten seine Umriss gegen das entfernte Feuer auf, dann gab es ein häßliches Geräusch, und er fiel mit zerschmettertem Schädel zu Boden. Richeza wich vor Rahjino zurück, dessen Kräfte allmählich zu schwinden schienen, der taumelte, einknickte und unbeholfen wieder auf die Füße kam. Halb blind vor Tränen wandte sich die Edle dem zweiten Ferkina zu, der nun mit ebenfalls gezogener Axt über den Zaun sprang. Zwei, drei Schritte, ein Zischen und er stürzte zwischen die panischen Tiere.

Richeza ließ den Dolch fallen und umfaßte den Speer, riß ihn schluchzend aus der Seite des Pferdes. Rahjino, auf Knien, wieherte, ruckte mit dem Kopf hoch, versuchte vergeblich aufzustehen, doch seine Füße glitten unter ihm weg, seine Augen rollten, Schaum flog von seinem Maul. Nicht weniger zitternd als das Tier, drückte Richeza ihm das zerrissene Hemd an die Wunde. „Es wird alles gut“, stieß sie hervor, ... alles gut!“

Diesmal nahm sie das Sirren erst im Nachhinein wahr, als sie den Pfeil aus dem Hals des Tieres ragen sah, Rahjino bereits in sich zusammensank und sein Blut über ihre Hände lief. „NEIIII!“ schrie sie, die Arme um den Hals des sterbenden Tieres geschlungen. „Nein!“ Es war nur noch ein heiseres Schluchzen. „Rahjino!“ Ein gehauchtes Flehen. Ein letztes Zittern lief durch seine Muskeln, dann war er still.

Boraccio schaute zurück. Die beiden Hirtenmädchen waren dicht hinter ihm. „Gut!“, dachte er. „Zum Glück sind es keine verwöhnten Puniner Domnas.“ Die zurückkehrenden Ferkinas hatten vor den Zelten eine lautstarke Diskussion begonnen und waren mit sich selbst beschäftigt, so daß sie sich unbemerkt hatten davon stehlen können. Mittlerweile waren sie schon ein Stück weit vom Lager weg und auf dem Weg zurück zu den Söldnern. „Wo wohl die Scheffelsteinerin abgeblieben ist?“, überlegte er. „Na ja, die wird sich schon durchschlagen.“ Er merkte, daß ihn das nicht so recht beruhigen konnte, eine gewisse Sorge nagte an ihm. „Jetzt sei nicht albern!“, schalt er sich. „Vermutlich wäre sie beleidigt und denkt, daß du sie für ein kleines Kind hältst.“

Aus Richtung des Lagers waren erneute Rufe zu hören und von der Viehherde ertönte ein Blöken von Schafen, Ziegen und Rindern. „Da geht doch was schief!“, murmelte er und blieb abrupt stehen, so daß eines der Mädchen fast in ihn reingelaufen wäre. Aufmerksam lauschte er in die Nacht. Anscheinend herrschte große Unruhe auf der Viehweide. Eine ebenso große erfaßte nun den Junker. „Hört zu!“ sprach er die Hirtinnen an. „Geht weiter in dieser Richtung auf dem Pfad. Bei den Steinen warten weitere Soldaten. Seht zu, daß sie Euch nicht für Ferkinas halten im Dunkeln. Geht zu Jacopo und sagt ihm, daß wir noch beim Lager sind. Er soll dafür sorgen, daß alle bereit sind, vermutlich wird es bald Ärger geben.“ Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ließ er die beiden Mädchen stehen und verschwand in der Dunkelheit.

Verzweifelt versuchte er, auf der Weide Einzelheiten zu erkennen. Irgendwo von dort hatte er die Stimme der Edlen gehört, sie hatte geschrien. Aber sie mußte weiter hinten sein, er konnte nur Tiere ausmachen, die sich aufgereggt auf seiner Seite drängten. Am Rand des Lagers tauchen jetzt weitere Wachen auf und deuteten wild gestikulierend irgendwo auf die Wiese. Einige kletterten über den Zaun, einer lief außen herum und würde gleich bei ihm sein. Lautlos zog er seinen langen Dolch und ging hinter dem kleinen Busch in die Hocke, bereit aufzuspringen. Seine Sinne waren bis aufs Äußerste gereizt, seine Muskeln angespannt, sein Kopf war klar. Die Zeit schien langsamer zu vergehen, die Bewegungen des Ferkinas kamen ihm seltsam behäbig vor, obwohl sich dieser im Laufschrift auf ihn zu bewegte. Er war ein Raubtier, bereit, seine Beute zu schlagen ...

Ein Schrei ließ den Mann, der auf den Junker zulief, innehalten und herumfahren, keine drei Schritt von Boraccio entfernt. Aus den Augenwinkeln konnte der Junker einen der anderen Männer erkennen, der zwischen den Tieren umherlief. Er trug eine Fackel. Vom anderen Ende der Weide drangen triumphierende Rufe herüber. Der Wind verwehte die Stimmen, aber

Boraccio konnte undeutlich zwei der Ferkinas ausmachen, die eine dritte, sich heftig wehrende Person zwischen sich nahmen. Ein Schrei, schmerz erfüllt diesmal, und eine der drei Gestalten ging zu Boden. Der Fackelträger begann zu rennen, und auch der Ferkina in Boraccios Nähe setzte sich in Bewegung.

Die Anspannung in Boraccios Körper wandelte sich schlagartig in Bewegung um. Mit einem großen Satz schnellte er nach vorne, hinter den Ferkina. Dieser hörte zwar noch im letzten Augenblick die Schritte hinter sich, aber es war zu spät. Eine kräftige Hand ergriff von hinten sein Kinn und riß den Kopf ruckartig hoch. Ein Klinge schnitt blitzschnell über seine entblößte Kehle.

Boraccio fühlte, wie das Leben aus dem Mann wich. Mit eisernem Griff hielt er seinen Mund zu, damit er keinen Laut von sich geben konnte. Endlich hing der Ferkina leblos in seinem Arm. Er ließ ihn achtlos fallen wie einen Sack. Die Wut stieg in ihm auf. Normalerweise kämpfte er dagegen an, um die Kontrolle zu behalten und mit klarem Kopf die Schlacht zu schlagen, aber nicht jetzt und hier. Der Gedanke, daß die Edle in die Hände der Barbaren fallen könnte, machte ihn rasend. Mit gewaltigen Sätzen stürmte er auf die Wiese, Säbel und Dolch in den Händen. Bald hatte er den Fackelträger eingeholt.

Entsetzt dreht sich der Ferkina um, vom plötzlichen Auftauchen des neuen Feindes aus der Dunkelheit wie gelähmt. Ein Säbel sauste auf ihn zu und instinktiv hielt er den Arm mit der Fackel nach oben.

Boraccio merkte, wie die Klinge durch Haut, Muskeln und Sehnen schnitt und schließlich auf Knochen traf. Er verstärkte den Druck noch und spürte, wie er den Widerstand überwand. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, wie der Arm mit der Fackel zu Boden fiel, aber seine Aufmerksamkeit galt seinem Dolch, den er nun bis zum Heft unter die Rippen des Ferkinas stieß. Wie es ihm sein alter Weibel beigebracht hatte, drehte die Klinge, bevor er sie wieder aus dem sterbenden Körper herauszog. Blut lief über seine Hand, Blut spritzte aus dem Armstumpf über ihn, Blutgeruch füllte seine Nase, Blutgeschmack lag auf seine Zunge. Ein Heulen wie von einem Wolf erklang aus seiner Kehle, eine Herausforderung. Er rannte weiter.

Strampelnd und um sich schlagend, versuchte Richeza sich aus dem Griff des Ferkinas zu befreien. Die Gefahr, in der sie sich befand, war ihr egal, ebenso, daß die letzte Stunde ihres Lebens geschlagen haben konnte. Er hatte sie fortgerissen vom Hals ihres Pferdes, sie der letzten Augenblicke beraubt, die sie mit Rahjino teilen konnte, der letzten Erinnerung ... Weinend trat sie nach dem Mann, der grob ihre Schultern umschlang, merkte nicht, daß er sie als Schild benutzte gegen die Pfeile des unbekanntenen Feindes, der seinen Kumpan erschossen hatte, hörte nicht die Schritte, die sich rasch aus anderer Richtung näherten und verstand die Worte nicht, die der Ferkina dem zweiten Feind wütend, drohend entgegen rief. Dies war das Ende und sie wollte an der Seite ihres Rosses sterben, nicht irgendwo in der Dunkelheit in den Armen eines Wilden. Noch einmal trat sie zu, aber ihre Füße erwischten nur Luft. Hart schlug ihr Knie gegen den Boden, als der Ferkina sich bückte, und als er sich aufrichtete, hielt er einen Dolch in der Hand, ihren Dolch, und er hielt ihn an ihre Kehle, sie spürte, wie ihre Haut unter dem Metall spannte, hörte wie von fern seine Stimme, spürte einen brennenden Schmerz, als durch ihre Bewegungen die Haut dem Druck der Klinge nachgab und Blut über ihren ohnehin schon blutverschmierten Hals sickerte. Erschöpft und einem ihr nicht bewußten Überlebensinstinkt gehorchend, hielt sie still, den tränenverschleierten Blick auf Rahjino gerichtet, der tot war und nicht wiederkehren würde, so tot und weit fort wie der, der ihr das Pferd geschenkt hatte, an einem schönen Frühsommertag vor vier Jahren, als es noch Hoffnung gab. ... *und ich werde eine noch größere Enttäuschung erleben als in diesem Augenblick.* Beinahe die letzten Worte, die sie je von ihm an sie vernommen hatte. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und war gegangen. Für immer. Und jetzt war das Pferd tot, alles, was geblieben war an Erinnerung an die Zeit vor der Einsamkeit und Leere. Mit einem wütenden Aufschrei stemmte sich Richeza gegen die Arme des Ferkinas, spürte, wie die Klinge tiefer in ihr Fleisch schnitt, dann fiel sie, fiel und fiel, eine Ewigkeit, bis ein dumpfer Aufprall allen Schmerz löschte.

Er sprang über den Leichnam eines weiteren Ferkina hinweg. Nur beiläufig registrierte er die Pfeile im Körper des Toten, und daß er die Befiederung nur zu gut kannte. Bald würde er auch den anderen zu Boron geschickt haben, oder wohin auch immer die Seelen der Barbaren gehen mochten.

Eher widerwillig registrierte er, daß der letzte Ferkina den Arm um eine Frau geschlungen hatte und einen Dolch an ihre Kehle hielt. Immerhin hielt er lange genug an, um zu erkennen, daß es tatsächlich die Scheffelsteinerin war. Die Mordlust in ihm drängte ihn dazu, dem Ferkina den Schädel einzuschlagen, ohne weiter nachzudenken. Aber der Taktiker gewann langsam wieder die Oberhand. Jetzt war nicht der Augenblick für blinde Raserei, nicht wenn er die Frau retten wollte. Und das wollte er auf alle Fälle, das merkte er jetzt.

„Waffe ... weg! Frau tot!“ rief der Barbar auf gebrochenem Tulamydia und hielt die Klinge noch enger an die Kehle der Edlen.

„Denk nach, Boraccio!“ Fieberhaft ging der Junker alle Optionen durch. Unauffällig drehte er den Dolch in der linken Hand um, damit er ihn besser werfen konnte. Nicht, daß er besonders gut darin war, aber auf fünf Schritt könnte es vielleicht ... Nein, die Gefahr war zu groß die Edle zu treffen! „Denk nach, Boraccio!“

„Warum schickt Ihr keine Männer, um die Arbeit eines Kriegers zu tun, sondern Feiglinge, die sich hinter Weibern verstecken müssen? Jede Echse hat mehr Ehre im Leib!“ Er bemühte sich möglichst viel Verachtung in seine Worte zu legen. Immerhin, der Ferkina schien ziemlich überrascht zu sein, in seiner Muttersprache angesprochen zu werden. Vielleicht konnte er ihn ja genug ablenken, um ...

Mit Entsetzen sah er, daß die Edle sich im Griff ihres Geiselnehmers wand. „Nein!“, wollte er schreien „Nicht jetzt!“ Ein Röcheln war zu hören, im fahlen Licht des Mondes konnte er das Blut an ihrem Hals sehen.

Der Ferkina schien nicht minder überrascht und ließ sie zu Boden fallen. Dumpf schlug ihr Körper auf und blieb regungslos liegen.

Die Wut stieg wieder hoch in Boraccio, er nahm alles nur noch wie durch einen roten Schleier wahr. Er merkt noch, wie er den Dolch in Richtung seines Gegners warf, danach geschah alles nur noch wie in Trance. Als er wieder klar denken konnte, stand er über dem toten Leib des Ferkinas und starrte auf die großen, klaffenden Schnitte darin. Das Blut an der Klinge seines Säbels ließ kein Zweifel was passiert war. Eher beiläufig bemerkte er den Schnitt an seinem linken Arm. Der Dolch des Ferkina mußte durch das dicke Polster der Gambesons gedrunken sein, viel ausrichten können hatte er aber nicht. Schulterzuckend zog er seinen Dolch aus der Brust des Toten und steckte ihn weg.

Dann fiel sein Blick auf die Edle. Blut strömte aus der Wunde an ihrem Hals. „Nein! Nicht!“, schrie er. Verzweifelt zerrte er an der Schnürung seines Gambesons, um an sein Hemd zu kommen. Endlich schaffte er es, einen Streifen abzureißen. Er warf sich neben ihrem Kopf auf die Knie und drückte den Stoffstreifen auf die Wunde. Schnellte färbte sich der Hemdfetzen blutrot. Ihre Augen starteten ins Leere. „Nein! Richeza! Hörst du mich! Bleib da!“ Verzweiflung machte sich breit.

Erschrocken fuhr er herum, als er die Hand auf seiner Schulter spürte. Er hatte die Schritte nicht wahrgenommen. Instinktiv griff er zum Dolch, entspannte sich aber, als er die mandelförmigen Augen der Halbelfe erkannte.

„Laßt mich das machen, Dom, und haltet Wache.“

Stumm nickte er und stand auf. Flehend sah er Simyane an. Die Elfe hielt die Hände über den Schnitt und begann leise in der Sprache des schönen Volkes zu singen. Wortlos hob er seinen Säbel auf und beobachtete das Lager. Im Augenblick schien alles ruhig zu sein, von den Zelten drangen die Rufe und das Lachen der Feiernden herüber.

Wild tanzten die Ferkinas über den Platz, Waffen oder auch Krüge gen Himmel gehoben, die bloßen Oberkörper glänzend im Feuerschein. Ab und an packte einer von ihnen eine der Frauen, die in Grüppchen zusammen tranken, und schleifte sie in eines der Zelte. Manche der Ferkinas machten sich nicht einmal die Mühe und fielen gleich auf dem Platz übereinander her. Es mußte ein ziemlicher Lärm auf dem Platz herrschen, gemessen an dem, was auf die Entfernung noch zu hören war, anders war auch kaum erklärlich, daß niemand den Kampf bislang bemerkt hatte. Ein Mann mit vor Narben dunklem Oberkörper überquerte den Platz, gefolgt von zwei Frauen. Die eine, die vollkommen berauscht schien, schleifte er mehr hinter sich her, als daß sie selbst lief, die andere hatte ihm die Arme um den Hals geschlungen, redete lachend auf ihn ein. Unsanft stieß der Ferkina die betrunkene Frau in eines der Zelte am Rand des Platzes und warf einen Blick über die Schulter auf die andere Frau, die ihn losgelassen hatte, aber noch immer auf ihn einredete. Plötzlich richtete er sich auf und schob sie beiseite, blickte an ihr vorbei zu den Gefangenzelten, sagte etwas zu ihr und hielt dann langsam auf die Zelte zu. Er schien unbewaffnet zu sein, und sein Schritt war unentschlossen, seine Augen wanderten über die Zelte hinweg in die Dunkelheit. Die Frau sah ihm nach.

Simyane beendete ihren Gesang, nahm ihre Hände von der Edlen und richtete sich auf. Ein heller Streifen rosiger Haut bedeckte den ansonsten blutverkrusteten Hals der Frau. Boraccio zunickend, hob die Halbelfe ihren Bogen auf. Richezas Augen waren noch immer geschlossen, aber die Haut ihres Halses hob sich sacht bei jedem Herzschlag.

Prüfend legte er noch mal die Hand an ihren Hals. Der Puls war schwach, aber regelmäßig. Er widerstand dem Drang, sie noch länger zu berühren. „Wird irgendwie gehen müssen“, brummte er. Dann packte er der Halbelfe am Arm. „Danke!“, hauchte er fast unhörbar und drehte verlegen schnell den Kopf weg.

„Also dann, hilf mir mal! Wir müssen sie hinstellen.“ Vereint hoben sie die Edle hoch und stellten sie auf die Beine. Boraccio bückte sich und legte sich Richeza über die Schulter. „Jetzt nichts wie weg hier! Sieh zu, daß uns niemand in die Quere kommt.“

Der Ferkina trat in das erste Gefangenzelt und fand es leer vor. Wütend knurrte er und stürmte wieder hinaus, nur um die Plane des nächsten Zeltes beiseite zu schlagen. Sein Blick fiel auf den toten Jungen. Die Frau hatte schweigend zugesehen, wie er von einem Zelt ins andere rannte. Als sie nun seinen wütenden Schrei hörte, zuckte sie zusammen. Sie beeilte sich, hinter dem nächsten Zelt zu verschwinden, er war unerträglich, wenn er so wütend war.

Der Ferkina stürmte auf den Festplatz. Die Tanzenden hielten abrupt inne, als er zwischen den Feiernden trat, der Lärm verstummte. Lediglich ein bereits völliger Berauschter torkelte weiter abwesend um das Feuer, bis ein Faustschlag ihn zu Boden streckte. Der vernarbte Ferkina zeigte in Richtung der Koppel und brüllte in der harten Sprache der Bergräuber. Kein Dutzend Krieger mehr war in der Lage, seinen Befehlen nachzukommen, der Rest lag bereits trunken am Boden oder war in den Zelten verschwunden. Selbst diejenigen, die noch standen, hatten Mühe ihre Waffen zu holen.

Sie schwärmten auf der Weide aus, und schon bald hatten sie die Leichen ihrer Stammesmitglieder gefunden. Sie stimmten ein Wutgeheul an und wollten losstürmen, ihre Gefallenen zu rächen. Aber der Ferkina schüttelte nur den Kopf. Nicht heute Nacht. Seine wenigen verbliebenen Männer waren betrunken, und die Krieger aus dem Tal hatten bewiesen, daß man sie ernst nehmen mußte. Wahrscheinlich lauerten sie dort draußen. Morgen würden sie den Spuren folgen und Rache üben.

„Helft mir mal und nehmt sie mir ab!“, keuchte Boraccio. Auch wenn die Schefellsteinerin eher zierlich war, hätten ihn auf den letzten paar Schritt beinahe die Kräfte verlassen. Einige Söldner sprangen aus ihren Verstecken hinter den Felsen hervor und nahmen ihm die Edle von den Schultern. „Seid ja vorsichtig mit ihr!“, japste er. Langsam begannen sich alle um sie zu sammeln. Jacopo eilte zu dem Junker.

„Capitan! Was ist passiert? Geht es Euch gut?“

„Schon gut“, brummte der. „Nichts Besonderes. Kümmert Euch lieber um die Domna!“

Tsaiane Drakenstein eilte zu der Edlen und untersuchte sie. „Was ist denn mit der Domna? Was ist passiert?“

„Wir sind zu den Zelten geschlichen und haben die Mädchen befreit.“ Boraccio rang immer noch nach Luft. „Sind die eigentlich mittlerweile angekommen?“

„Denen geht's soweit gut. Balbo kennt sie, er kümmert sich um sie.“

„Gut. Jedenfalls bin ich mit den Mädchen bis auf den Pfad gegangen, dann hörte ich wie das Vieh unruhig wurde. Also kehrte ich dorthin zurück, nur um zu sehen, daß ein paar von der Burschen die Domna ergriffen haben. Der Letzte von ihnen hielt ihr einen Dolch an den Hals. Gerade als ich noch am überlegen war, fing sie an, sich zu wehren ... die Klinge ... am Hals ... sie fiel ...“ Die Stimme versagte ihm. Anstrengung und Blutverlust forderten ihren Tribut, ihm wurde schwarz vor Augen. Er torkelte zum nächsten Stein und fiel mehr darauf, als er sich setzte.

„Du bist ja verwundet! Bringt Wasser und Verbände! Los, ihr faules Pack!“ Der Weibel hatte die Wunden des Junkers bemerkt und stützte ihn.

„Es sind nur Schnitte“, erwiderte Boraccio matt.

„Du wolltest nur wieder den Helden spielen!“, brummte Jacopo, während er ihm den Gambeson auszog.

„Lass schon mal eine Trage bauen, wir sollten bald hier verschwinden, wenn wir keinen Besuch zum Abendessen haben wollen.“

Boraccio stöhnte ein wenig, als der Soldat die Schnalle an seinem Harnisch festzog. Seine Wunden waren zwar verbunden worden, aber der Panzer drückte auf den Verband. Er ging noch mal zu der Trage, auf der die noch immer bewußtlose Edle lag. Vorsichtig fühlte er wieder an ihrem Hals. Ihr Puls schlug kräftiger. Gut! Er nickte den beiden Söldnern zu, die an der Trage bereitstanden.

„Wir gehen zurück zu dem Lagerplatz, den wir gefunden haben. Dort können wir uns leicht verteidigen, falls die Ferkinas noch diese Nacht kommen. Aber die waren kräftig am Feiern, vermutlich liegen die schon in der Ecke oder bei ihren Frauen.“

Stimmen drangen in Richezas Bewußtsein, Stimmen aus weiter Ferne. Sie schwebte in einem dunklen Raum, schwankte, taumelte, schaukelte wie auf Wellen, aber sie spürte das Wasser nicht, nur Kälte, Kälte und einen leichten Wind. Sie sank tiefer und lag still, das Schaukeln hatte ein Ende. Noch immer wisperten die Stimmen in ihrem Geist, aber sie verstand nicht, was sie sagten und sah nicht, zu wem sie gehörten. Sie war so schwach und leicht wie eine Feder, wie eine leere Hülle. Irgendwo im Nichts entstand ein Bild. Ein dunkler Wasserspiegel in sternloser Nacht. *Nirgendmeer*. Nur ein Wort. Ein Ufer, an dem Tiere standen, Schafe, Ziegen, Ponys. Ein Tier lag, ein Pferd, ein Fuchs-Schecke. Lag in Blut. Ein plötzlicher Gedanke. *Tot*. Sie kannte das Pferd. *Rahjino*. Der Name weckte Erinnerungen. Die Szenerie änderte sich. Felsen statt Wasser, ein Hochplateau, eine Frau kniete vor dem Pferd. *Ich!* Jemand zerrt mich fort, ich weine. *Schmerzen*. Bin ich tot? Die Stimmen wurden lauter. Geister? Andere Tote? Männerstimmen. Reden die mit mir? Was ...? Wer ...? *Wärme*. An ... ihrem Hals. Der Rest kalt. So kalt. Wo waren die anderen? Bilder. Der junge Piedro. Ramiro, lachend. Sie sprachen. Über ... *vermutlich liegen die schon in der Ecke oder bei ihren ... Frauen*.

Richezas Augenlider flatterten. „Ver... zeihtmir ... Onkel.“ Tonlos, ihre Lippen kaum bewegt.

Gischt spritzte ihr ins Gesicht, sie blickte hinter sich auf das dunkle Meer. Noch ein Tropfen. Seltsam, dabei gab es keine Wellen mehr! Ein Tropfen im Gesicht, ein Tropfen am Arm. *Regentropfen*.

Richezas Augen öffneten sich langsam.

Ein Mann beugte sich über sie. Das war nicht Ramiro. Auch nicht Piedro. Aber wer?

Die Augen schlossen sich wieder, mit einer unbestimmten Geste wischte sich die Frau einen Regentropfen aus dem Gesicht. Ganz leicht hatte es zu nieseln begonnen.

Piedro und Ramiro waren verschwunden, ebenso das Meer, das Plateau und die Tiere. Es war dunkel. Ganz dunkel, aber dafür hörte sie die Stimmen jetzt deutlicher und näher. Wo war sie?

Wieder öffnete Richeza die Augen. Es wurde kaum heller. Über ihr war ein Nachthimmel. Einzelne Sterne schienen zwischen den Wolken hindurch. Dafür erkannte sie, daß der Mann, der auf sie herabsah, eine Augenklappe trug. Ein zwei Herzschläge vergingen, während derer Richeza den Mann unverwandt anstarrte.

Der Mann mit der Augenklappe!

Die Augen der Frau weiteten sich, erschrocken starrte sie Boraccio an, versuchte, den Kopf von der Trage zu heben.

Es vergingen einige weitere Herzschläge, ehe sie ihn erkannte. Leise stöhnend sank sie zurück auf die Trage. Nein ... sie war nicht tot. Sie war ...?

„Was...?“

Sie marschierten durch die Nacht. Boraccio hatte mit der Erschöpfung zu kämpfen und das Kommando vorerst an Jacopo übertragen. In Gedanken versunken schleppte er sich vorwärts. Er stellte interessiert fest, daß er sich unbewußt bis neben die Edle hatte zurück fallen lassen. Nachdenklich betrachtete er die Bewußtlose. Ihm fielen wieder die Vorfälle auf der Weide ein und wie sehr er sich um sie gesorgt hatte. „Seltsam“ brummte er vor sich hin „dafür daß Du sie gar nicht erst mitnehmen wolltest scheint sie Dir ja schon ziemlich am Herzen zu liegen.“

Er bemerkte, daß sie sich bewegte und kurz die Augen aufschlug. Er beugte sich über sie, und sie sah ihn. Sie wirkte verwirrt und erschrocken.

„Domna? Seid ihr wach? Alles in Ordnung, Ihr seid in Sicherheit. Simyane hat Euch ... geheilt. Wir sind auf dem Rückweg. Aber sagt, wie geht es Euch? Wollt Ihr etwas?“

Richezas Blick wanderte von Boraccio nach links und rechts und wieder zurück zum Gesicht des Junkers. Sie lag auf einer Art Bahre, die von zwei Männern getragen wurde. Stand es so schlecht um sie? Unwillkürlich tastete die Domna nach ihrem Hals, aber da war nicht einmal ein Kratzer, ja, er schmerzte nicht einmal. Hatte sie sich das alles nur eingebildet? War es ein Traum gewesen? Nein. Nein, gewiß nicht.

Auf dem Rückweg! Wieviel Zeit mochte vergangen sein? Es war noch Nacht. Vielleicht nicht zuviel Zeit? Geheilt, die Elfe hatte sie geheilt? Es mußte also doch schlimm um sie gestanden haben.

„Ich ...“, setzte Richeza an. „Ich glaube ... es geht mir gut.“ Sie wandte den Blick ab, starrte einen Moment lang in die Dunkelheit. Rahjino war tot. Aber sie lebte. Sie waren auf dem Rückweg. Hieß das ...?

„Habt Ihr ... ich meine: Wo sind die Mädchen?“

Sie nickte leicht, als er erklärte, sie seien in Sicherheit. Wenigstens das. Eine Weile schwieg sie wieder, während der feine Nieselregen ihr Gesicht benetzte.

„Dom?“, fragte sie leise. „Warum seid Ihr ... zurückgekehrt?“ Sie suchte seinen Blick, schaute dann aber wieder nach oben in den Himmel. „Ich habe meine Leute in den Tod geführt“, murmelte sie. „Ich war zu ungeschickt, zu ... laut, als ich nach Euren Mädchen suchte. Ich hätte Euch fast ... Und auf Rahjino, mein Pferd, habe ich auch nicht Acht gegeben. Ich hätte ... es verdient ... da auf der Weide zu sterben.“

Der Junker beugte sich über die Edle. Er klang verärgert. „Was redet Ihr denn da für einen Unsinn? Hat Euch das Schlachtfeldfieber befallen? Ihr wart in einer schwierigen Lage und habt gehandelt. Vielleicht habt Ihr nicht alles so gemacht, wie es am besten wäre, das passiert uns allen. Solange Ihr aus den Fehlern lernt und es beim nächsten Mal besser macht! Wenn Ihr nichts falsch machen wollt, dann solltet Ihr besser zu Hause bleiben.“ Etwas versöhnlicher fuhr er fort.

„Was nun mich angeht ... vergesst wir die Sache einfach.“ Unwillkürlich wollte er seine Wunde betasten, faßte aber nur an seinen Harnisch.

„Und überhaupt lasse ich niemanden zurück, schon gar nicht bei diesen Wilden.“ Flüsternd fügte er hinzu: „Und schon gar nicht Euch ...“ Verlegen schaute er weg.

„Na, jedenfalls geht es Euch ja wieder besser. Ihr habt mir ganz schön Sorgen gemacht da oben auf der Weide.“ Er versuchte, ein aufmunterndes Lächeln aufzusetzen, aber es wirkte sehr müde.

Sorgen gemacht ... Etwas an seinen Worten berührte einen vagen Gedanken, zu groß, um faßbar zu sein. Zweifelnd und schuldbewußt sah sie ihn an, die nackten Arme gegen die Kälte vor der Brust verschränkt. Sorgen gemacht! Er war nicht der Erste, der das sagte. Piedro, Ramiro, ihr Großvater! Und wie oft hatte sie sich dafür entschuldigt? Mehr als einmal, und kein Mal war das letzte Mal gewesen. Sie hatte sie alle stets wieder enttäuscht. Fest presste Richeza die Lippen zusammen und blinzelte die Tränen fort, die ihre Augenwinkel füllten. Hatte sie nicht ihrem Großvater versprochen, ihm keine Sorgen mehr bereiten zu wollen? Nicht einen Augenblick hatte sie an ihn gedacht, wieder einmal! Und hatte sie ernsthaft geglaubt, Ramiro werde ihr besser gesonnen sein, wenn sie einen dummen, sinnlosen Tod starb, nur wegen eines Pferdes? ... *und ich werde eine noch größere Enttäuschung erleben als in diesem Augenblick.* Zitternd öffnete Richeza den Mund, während die Tränen ihr über die Wangen liefen. Er wäre ebenso enttäuscht von ihr gewesen wie ihr Großvater. Zurecht! Nach allem, was sie für sie getan hatten, wie konnte sie da so undankbar sein, ihr eigenes Leben so gering zu schätzen? Warum, immer wieder, als wäre es ihre Schuld gewesen, als wollte sie sie dafür strafen ... Richeza schloß die Augen. Wie gut, daß es dunkel war!

Ihr habt mir ganz schön Sorgen gemacht. Stumm blickte sie den Junker an. Sie wußte nicht recht, was sie davon halten sollte. Wieso war er nicht wütend auf sie, nach allem ...? Was machte das für einen Sinn? *Sucht nicht immer nach einem Sinn. Die Götter wissen, wen sie wann zu sich nehmen*, hatte Dom Sumudan einst zu ihr gesagt. Die Götter? Nachdenklich betrachtete sie den Junker, aber trotz des Mondes, der schwach zwischen den Wolken hervorschien, war es zu dunkel, um Einzelheiten seines Gesichts auszumachen. „Dom“, sagte sie leise, streckte die Hand aus und berührte seinen Umhang. „Ich ... Ihr ... ich weiß nicht, wie ich Euch danken soll. Ihr habt ... mein Leben mehr geschätzt als ich selbst. Ich weiß nicht, ob ... womit ich das verdient habe.“ Sie lächelte unsicher und sah dann wieder hinauf zu den Wolken. „Aber ich glaube ...“, sagte sie und senkte die Stimme zu einem Flüstern, „ich bin sehr froh ... noch zu leben.“

„Nun ...“ Er zögerte. *Ihr habt mein Leben mehr geschätzt als ich selbst.* Hatte er das wirklich? Zumindest hatte ihn die Vorstellung wütend gemacht, sie zu ... verlieren? Aber was könnte er eigentlich verlieren? Sie kannten sich doch gar nicht, und wer wußte schon, ob er sie je wiedersehen würde? Jedenfalls wollte er sie wiedersehen, soviel konnte er sagen.

Er räusperte sich. „Nun, es freut mich zu hören, daß ich mir nicht umsonst die Mühe gemacht habe. Immerhin wird es mich Mühe kosten, das zu flicken!“, sagte er mit gespielter Strenge und deutete auf den Schnitt im Ärmel seines Gambesons. Etwas ernster fuhr er fort. „Außerdem habt Ihr mir auch schon zweimal den Rücken freigehalten, da sollte ich mich ja wohl revanchieren.“ Er überlegte kurz. Sollte er wirklich? War das schicklich? Zumindest konnte er nicht viel verlieren. Wieder räusperte er sich. „Nun, also ... was das Danken angeht ... vielleicht mögt Ihr ja mal auf eine Flasche Wein vorbeikommen, wenn Ihr wieder auf den Beinen seid, dann können wir uns ja etwas ausdenken.“ Er merkte, wie er rot anlief. Nur gut, daß es finstere Nacht war! „Also ... ich meine ... was ich sagen will ... ich würde mich freuen, wenn Ihr ... also wenn wir mal einen Ausritt ohne Ferkinas unternehmen könnten. Oder so.“ Mittlerweile glaubte er, daß sein Kopf wie eine Laterne leuchtete. „Gut gemacht, Boraccio, stotterst wie ein Kadett im ersten Jahr!“, schimpfte er sich selbst. Er nahm den Umhang und legte ihn über sie. „Ihr werdet ja noch ganz naß“, stammelte er verlegen.

Richezas Blick wanderte zurück zu Boraccio. Verwundert und ein wenig belustigt musterte sie ihn, auch wenn sein Gesicht im Schatten lag und nicht zu erkennen war. Was war mit ihm? Ob er müde war? „Danke“, sagte sie, als er seinen Umhang über sie legte, noch über seine letzte Frage nachdenkend. Konnte es sein, daß sie ihn verunsicherte? Der Gedanke amüsierte sie. Ja, an dem Abend, als er ihre Wunde genäht hatte, da hatte es auch schon so geschienen. Richeza zog den Umhang bis zu ihrem Kinn hoch. Der Stoff war warm und hielt den Regen ab. Allmählich wich die Kälte.

Eine Flasche Wein, ein Ausritt ohne Ferkinas. Wie meinte er das? Wie meinte er das wohl, Richeza, hm? Aber das übliche Mißtrauen stellte sich nicht ein. Die Augen der Edlen flatterten zu, aber sie öffnete sie erneut, als ihr bewußt wurde, daß er auf eine Antwort wartete. Was sollte sie sagen? Ein einfaches Ja oder Nein, wäre mal ein Anfang, Richeza! Wieder fielen ihr die Augen zu, während sie sich noch fragte, ob es so einfach war, ja oder nein zu sagen. Was gab es da überhaupt nachzudenken? Ihre Gedanken schweiften ab, und sie merkte nicht, daß sie einschlief, ein leichtes Lächeln auf den Lippen.

Gespannt warte Boraccio auf eine Antwort, auch wenn er es schon bereute, überhaupt gefragt zu haben. Doch ein regelmäßiges Atmen verriet ihm, daß sie wieder eingeschlafen war. Keine Antwort. Das war auch eine Antwort, in diesem Fall eine sehr deutliche. Sie wollte sich davor drücken, ihm einen zu deutlichen Korb zu geben, ganz klar. Warum hatte er überhaupt geglaubt, es könnte anders sein? Anders sein als sonst? Weil sie zusammen hier in den Bergen waren? Weil er sie von der Weide geholt hatte, sie quasi Golgaris Klauen wieder entrissen hatte? Nein, natürlich nicht. Sie war doch nur wie alle anderen. Wenn die bösen Jungs kommen, kann man sich gut hinter dem großen, häßlichen Kerl verstecken. Aber auch nur einmal einen Abend ausgehen ... nein, dafür sind sich alle zu fein. Er ärgerte sich, daß er sich überhaupt um sie gekümmert hatte, er wußte es doch besser: am besten ignorieren. Warum nur war es dieses Mal schwer? Warum tat es diesmal weh?

Mißmutig ging er weiter nach vorne, weg von der Frau, die ihn schon seit Tagen so verwirrte. Fast wünschte er sich, die Ferkinas würden angreifen, dann käme er wenigstens auf andere Gedanken und könnte seine Wut an ihnen auslassen.

Die alte Vogtin

Boraccio bemerkte, daß Unruhe in die Söldner vor ihm kam. Der junge Balbo ließ sich zurückfallen. „Capitan! Da sind welche in den Büschen. Jacopo hat die Elfe mit zwei Söldnern losgeschickt, um rauszufinden, wieviele es sind.“

„Ja, gut. Geh weiter durch nach hinten und sag allen, daß sie die Waffen bereit halten sollen!“

Der Junker drängte sich an der mittlerweile stehenden Kolonne vorbei an die Spitze. Dort machten sich bereits die Leute bereit für einen Angriff. Helme wurden aufgesetzt, Schilde festgeschnallt, Klinge aus der Scheide gezogen. Gebannt starrte Jacopo auf den Pfad und die Büsche vor ihnen. Er schaute auch weiter nach vorne, als Boraccio ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Und? Was gibt’s?“ flüsterte der Junker.

„Weiß noch nicht. Irgendwer hockt da drüben im Busch. Können nicht viele sein.“

„Ferkinas?“

„Glaub’ ich nicht, dafür waren sie zu auffällig. Aber wer sollte sich sonst hier rumtreiben?“

Eine Erinnerung kam aus den Tiefen von Boraccios Gedächtnis wieder an die Oberfläche, etwas das er in der Aufregung um die Scheffelsteinerin verdrängt hatte. Verdammte, die Frau machte ihn völlig durcheinander!

„Ich habe da so eine Ahnung! Die Domna hat zwei weitere Gefangene befreit, ich weiß gar nicht, wo die abgeblieben sind. Die Leute sollen vorsichtig sein und nicht gleich draufhauen!“

Der Weibel nickte.

Sie warteten noch ein paar Augenblicke, bis einer der Späher auftauchte. Schon von weitem gab er Zeichen.

„Also gut, alles herhören. Dort sind nur zwei Mann, vermutlich sind sie unbewaffnet. Seht zu, daß Ihr sie unbeschädigt da rausholt!“

Ein Trupp setzte sich in Bewegung und hatte schon bald das Gebüsch umstellt. Die Soldaten drangen ein und zerrten schon bald eine ältere Frau und einen Jüngling hervor, den sie zu dem wartenden Junker brachten. Dieser musterte die beiden eingehend und fragte schließlich: „Nanu, wen haben wir denn da?“

Der junge Bursche musterte Boraccio abschätzig, ja beinahe respektlos. Im Licht der Fackel, die man herangetragen hatte, um die Gefangenen zu begutachten, glänzte sein helles Haar. Die bestickte Robe, die er trug, schien an Ärmeln und Saum zu kurz, als sei er, seit er sie trug, ein gutes Stück gewachsen. Sein Gesicht war noch bartlos und glatt, die hohen Wangenknochen ließen es dennoch erwachsen aussehen, auch wenn er nicht älter als höchstens vierzehn sein konnte. Gerade als die ältere Frau, die in den abgetragenen Kleidern einer yaquirischen Adligen steckte, den Mund aufmachte, faßte der Bursche sie am Arm.

„Laß uns endlich gehen, Mutter!“ zischte er, nicht leise genug, als daß Boraccio ihn nicht verstanden hätte. „Ich kann ...“

„Sei still!“ brachte die Frau ihn mit strengem Blick zum Schweigen. „Nichts weiter davon! Dein Vater hat es verboten, es ist gefährlich, ich dulde es nicht, und – jetzt – ist es – genug!“

Sie wandte sich an den Junker, betrachtete ihn einen Moment und nickte dann mehrmals, wie an sich selbst gewandt. „Ich kenne Euch nicht“, sprach sie, „doch seht Ihr mir nicht aus wie einer dieser Ferkinas.“ Stirnrunzelnd nahm sie Boraccios Narben in Augenschein, ehe sie seine Kleidung begutachtete. „Jedenfalls trägt Ihr ein Wappen und scheint von Adel.“ Eine unbestimmte Geste wies auf den Wappenrock des Junkers, ehe die Dame mit derselben Hand die obersten Knöpfe ihres zerschlissenen Wamses schloß und damit zum einen noch die letzte Gelegenheit verhinderte, einen Blick auf ihren beträchtlichen Vorbau zu erhaschen, zum anderen aber ihre Kurzatmigkeit förderte, was ihr rundliches Gesicht sich weiter röten ließ. „Ich bin Praismin von Elenta, Kaiserliche Vogtin zu Selaque. Zumindest,“ fügte sie grimmig hinzu und strich

sich einen Grashalm vom hängenden Wangenfleisch, „war ich das vor vier Jahren, als ich es – nun sagen wir: unerwartet voreilig – verlassen mußte. – Ich warne dich!“, wandte sie sich unvermittelt an den Jungen, der mit verschränkten Armen neben ihr in den nächtlichen Himmel empor starrte, als ginge ihn das Gespräch nichts an und als wäre er nicht von einem halben Dutzend Bewaffneter umgeben. Der Junge zuckte daraufhin mit den Schultern und scharrte gelangweilt mit dem Fuß auf dem Boden, den Blick mit sichtbarer Abscheu auf Boraccios Gesicht geheftet.

„Um Euren Fragen zuvorzukommen, Dom ... äh ...“ Domna Praiosmin wartete eine mögliche Antwort jedoch gar nicht ab. „Ja, wir wurden von den Ferkinas gefangen gehalten, genau wie die Mädchen, die Ihr, so scheint es, nun in Euren ... Zug aufgenommen habt.“ Sie nickte dezent in Balbos Richtung, der in einiger Entfernung mit den drei Hirtenmädchen die Szene beobachtete. „Ich weiß nicht, ob Ihr etwas damit zu schaffen habt, aber wir verdanken unsere ... nun ... Befreiung dieser kleinen ... Wie heißt sie noch gleich? Rinaya? Ja, ich glaube.“ Suchend blickte die Domna sich um, konnte ihre Befreierin jedoch nicht entdecken. „Wie dem auch sei. Die Tochter Dom Gonzalos, vielleicht ist Euch die ein Begriff.“ Sie stutzte einen Moment, runzelte die Stirn. „Ist die nicht tot?“, murmelte sie. „Vielleicht verwechsle ich sie. Wie auch immer. Wir wären Euch dankbar, wenn Ihr uns mit Speis und Trank und dem Schutz Eurer Waffen versehen könntet und wir Euch begleiten dürften, solange unsere Wege dieselben sind.“

Boraccio massierte mit der linken Hand seine Schläfe. Zur Erschöpfung kamen nun langsam Kopfschmerzen. Er wollte nur noch eines: sich schlafen legen. Aber die Nacht schien kein Ende nehmen zu wollen und schickte ihm ständig neue Probleme, bevorzugt in Form von hochgeborenen Domnas. Und die hier würde noch Probleme machen, das konnte er förmlich riechen! Das machten sie nämlich immer, die Domnas in teuren Kleidern, die sich abseits des Parkettbodens bewegten. Und der arrogante Bengel, den sie dabei hatte ... nur mühsam unterdrückte Boraccio seinen Drang, ihm mit dem Panzerhandschuh ins Gesicht zu schlagen und ihm die Nase zu brechen. Als Domna Praiosmin endlich ihren Monolog beendet hatte, setzte er sichtbar müde zu einer Antwort an: „Zuerst darf ich mich vorstellen: Dom Boraccio D’Altea, Junker zu Aracena.“ Er deutete eine Verbeugung an, ohne großen Elan dabei an den Tag zu legen. Mit einer kurzen Bewegung deutete er auf die umstehenden Soldaten. „Und das sind meine Truppen. Wir verfolgen diese Ferkinas, die plündernd und brandschatzend in meine Ländereien eingefallen sind und diese Mädchen da entführt haben. Nachdem wir sie nun befreit haben, sind wir auf dem Rückweg, zunächst nach Fer Henna.“ Er beobachtete kurz ihr Gesicht. Man konnte deutlich darin lesen, daß ihr die Namen, die er genannt hatte, nichts sagten. Nur halbherzig hielt er sich die Hand vor den Mund, als er gähnen mußte.

„Was nun Eure unmittelbare Rettung angeht, so solltet Ihr Euren Dank an Domna Richeza von Scheffelstein richten, die Enkeltochter von Dom Hesindian von Kornhammer. Ich fürchte nur, Ihr müßt damit bis morgen warten, sie wurde kurz danach schwer verwundet. Und selbstverständlich werdet Ihr mit uns reisen.“ *Nämlich bis ich rausgefunden habe, was Ihr hier draußen treibt*, ergänzte er stumm.

Sein Blick fiel wieder auf den Jüngling. Seine Kleidung war entweder nicht seine, oder aber er war schon sehr lange hier in den Bergen, was aber nicht sehr wahrscheinlich klang.

„Und wer ist dieser junge Mann dort?“, fragte er. *Dem ich gleich den Kopf gegen den nächsten Baum schlage, wenn er mich weiter so anstarrt*. Seine Laune hatte sich keinen Deut gebessert, seit er die Trage mit der Edlen verlassen hatte.

Domna Praiosmin kniff die dunklen Augen zu Schlitzeln zusammen und unterzog Boraccio einer kritischen Musterung, ehe sie kurz zu dem Jungen schaute, der nun ebenso schamlos gähnte wie der Junker, seine Finger dabei aber übertrieben gelangweilt vor seinem Mund tanzen ließ. „Das“, sagte die alte Vogtin, „ist ... Das ist mein Sohn.“ Der Blick, der Boraccio traf – eine Augenbraue gehoben, die andere noch immer gesenkt, der Mund dabei verkniffen – hatte etwas Warnendes.

„So“, sagte sie dann, „Dom Hesindians Enkelin also. Ich hatte mich schon gewundert. Gewiß doch, das ... die Domnatella hat sich schon immer in den Bergen herumgetrieben wie eine ...“ Sie brach ab, sich offenbar bewußt, daß ihr Mißfallen über Richezas Lebenswandel unter den gegebenen Umständen zu äußern nicht ziemlich war. Stattdessen setzte sie ihre stumme Begutachtung Boraccios fort, ehe sie abermals nickte.

„Nun, Dom Boratio, ich danke Euch für die uns zugesagte ... Gastfreundschaft. Es gibt hier in der Nähe eine Höhle, in der wir zu nächtigen gedachten. Es ist nicht mehr weit, und wenn Ihr noch kein anderes Lager für die sterbende Nacht vorgesehen hattet, vermöchten wir Euch und Eure Soldaten dorthin zu führen.“

Lager ... das Wort hallte verführerisch in seinen Ohren. Ja, ein Lager, schlafen, das wäre jetzt gut! Er mußte nur noch alle zur Höhle schicken ...

Im Unterbewußtsein regte sich etwas, der alte Wachhund in ihm schlug an. Schlagartig durchfuhr ihn die Erkenntnis und er schob die Müdigkeit beiseite.

„Diese Höhle von der Ihr sprecht ... wart Ihr dort zusammen mit den Ferkinas?“, fragte er mißtrauisch. „Dann lagern wir dort nicht. Sie werden morgen früh nach uns suchen kommen, sobald sie ihren Rausch ausgeschlafen haben.“

Er behielt den frechen Jüngling im Blick. *Das ist mein Sohn*. Angestrengt überlegte er, was er von der Domna noch wußte, Aber er war zu müde, als daß er sich noch an irgendetwas erinnern konnte.

Die Domna sah ihn irritiert an. „Ja, wir sind zusammen mit diesen ... Wilden dort vorbeigekommen. Aber warum ...“

„Dann lagern wir an dem Platz, den wir heute morgen ausgekundschaftet haben“, unterbrach er sie barsch. „Ich habe keine Lust, wie ein Dachs in seinem Bau zu hocken und ausgeräuchert zu werden. Jacopo, die Leute sollen sich bereit machen zum Weitermarschieren! Zwei Kundschafter vor! Und Ihr, Domna, begeben Euch bitte in die Mitte, am besten zu der Trage von Domna Richeza.“

Domna Praiosmin wollte schon anheben zu protestieren, aber der ungewohnte Befehlston ließ sie überrascht verstummen. Ein Blick auf den Junker verriet ihr, daß es besser war, im Augenblick nicht zu widersprechen.

2. TRA 1030 BF

Vogelgesang und das Kitzeln eines Grashalms an ihrem Kinn weckten sie. Benommen öffnete Richeza die Augen und blickte über karg bewachsenen Felsboden hinweg auf die himmelhohen Gipfel des Raschtulswalls. Zwischen Wolken und Bergen hindurch schien die noch tiefstehende Sonne auf den Hügel, auf dem man das Lager errichtet hatte. Überall lagen die Söldner zwischen niedrigen Sträuchern oder an Felsen gelehnt und schliefen.

Richeza lag auf der Trage, noch immer zugedeckt mit dem Mantel des Junkers, über den irgendwer ihren eigenen Umhang gebreitet hatte. An Stöcken und den Zweigen eines Busches hatte man eine Zeltplane befestigt, die sie in der Nacht gegen den Regen geschützt hatte, von dem die Pfützen auf dem Boden zeugten. Jemand hatte ihre Tasche und ihren Degen neben sie gelegt. Die Edle strich über den Korb der Waffe, dann setzte sie sich auf und streckte die klammen Glieder.

Ihr Blick fiel auf Tsaiane Drakenstein und die Söldnerführerin Zefira, die mit dem Junker sprachen. Ob er jemals schlief? Oder hatten die Träume ihn wach gehalten? Richeza stand auf, legte sich ihren Umhang um die Schultern und rollte Boraccios zusammen. Sonnenlicht spiegelte sich in ihrer Degenscheide, als sie sie umlegte.

„Ich könnte tot sein“, dachte sie, und erinnerte sich an die Worte ihres Großvaters. Neben allem Schmerz halte das Leben soviel Gutes bereit, das es wert sei, dafür an jedem Morgen zu erwachen. *Wirf es nicht weg!*, hatte er gesagt, als er bereit gewesen war, gegen die Gesetze zu verstoßen, um ihr Leben zu bewahren. Nachdenklich blickte sie in die Sonne, deren Licht den Berggipfeln einen rosigen Schein verlieh. Die Verzweiflung, die sie in der vergangenen Nacht verspürt hatte, schien ihr fremd. Stattdessen fühlte sie sich schuldig. Bedrückt nahm sie Boraccios Mantel auf und hielt auf die Wachen zu. Ihr Knie schmerzte bei jedem Schritt, aber sie bemühte sich, es sich nicht anmerken zu lassen.

„Morgen!“, nickte sie den Söldnerinnen zu, ehe sie dem Junker seinen Mantel hinhielt. „Vielen Dank dafür!“, sagte sie mit verlegenem Lächeln. Die tiefen Schatten unter seinem gesunden Auge verstärkten ihre Schuldgefühle noch. Rasch senkte sie den Blick.

Müde folgte Boraccio den Ausführungen der Söldnerinnen. Er hatte kaum Schlaf bekommen, obwohl er fast augenblicklich praktisch zusammengebrochen war, als sie das Lager bezogen hatten und erst seit kurzem wieder auf den Beinen war. Fast hätte er gar nicht bemerkt, daß die Edle zu ihnen gekommen war. Gerade wollte sich seine Laune bessern, als sie ihn kurz anlächelte, aber dann fiel ihm wieder ein, wie er in der Nacht von ihr weggegangen war. Er begann, wieder wütend zu werden. *Sei nicht unfair, Boraccio! Sie kennt dich kaum und von den anderen weiß sie erst recht nichts.* Mühsam schluckte er seinen Ärger runter. Dann nahm er seinen Mantel und antwortete einsilbig. „Schon gut.“ Er vermied es, sie anzublicken.

Es folgten einige Augenblicke des Schweigens. Schließlich, als es schon peinlich lange still war, sprach er weiter. „Wie ich sehe, seid Ihr wieder auf den Beinen. Gut!“ Schon wieder wollte ihm nichts mehr einfallen, aber dann erinnerte er sich an den Vorfall auf dem Rückweg. „Übrigens haben wir die beiden Gefangenen aufgesammelt, die Ihr befreit habt. Domna Praiosmin von Elenta und ihren Sohn ... äh ...“ Ihm fiel auf, daß er den Namen des Bengels immer noch nicht kannte. „Na, ihren Sohn eben. Kennt Ihr sie zufällig?“

Unentschlossen sah Richeza den Junker an, aber er hatte sich bereits wieder abgewandt. Er war doch wütend auf sie! Vielleicht verachtete er sie auch für ihre Schwäche, für ihre Dummheit, dafür, daß sie so unüberlegt und vorschnell gehandelt, nur an sich und nicht an die anderen gedacht hatte. Einen Augenblick lang meldete sich ihr Zorn, eine hilflose Waffe gegen die Selbstvorwürfe, aber die Schuldgefühle waren mächtiger, gewannen die Oberhand. Wortlos wandte sich Richeza zum Gehen, als er sie erneut ansprach. Mit gerunzelter Stirn drehte sie sich zu ihm um.

„Praiosmin? Domna Praiosmin? Natürlich kenne ich sie, sie ist quasi meine Nachbarin. Aber was für ein Sohn? Die hat keinen Sohn. Ihr Mann ist vor Ewigkeiten gestorben, manche sagen, sie hätte noch nie ...“ Sie verstummte kurz und zuckte die Schultern. „Ihr glaubt doch nicht ernsthaft, daß die in den Jahren ihrer Abwesenheit... Nein, der Junge ist ja wohl zu alt, oder?“

Nun redeten sie doch miteinander. Dabei wollte er sie doch möglichst schnell loswerden, einfach in Fer Henna absetzen und vorher am besten nicht mehr beachten. Nein, eigentlich wollte er das nicht. Er wollte ... ja was wollte er eigentlich? Er fühlte sich schon wieder völlig durcheinander. Er schüttelte ein wenig den Kopf, wie um die wirren Gedanken abzuschütteln. „Ich, äh, fürchte ich kann Euch nicht folgen.“ Das schien allerdings neuerdings ein Dauerzustand zu werden. „Welche Abwesenheit denn? Und wie lange? Der Junge ist doch bestimmt, hm, na jedenfalls ist er alt genug. Aber seiner Kleidung ist er ein wenig entwachsen, als ob er ... länger keine neue mehr bekommen hätte. Ein Bastard vielleicht? Der irgendwo versteckt wurde? Aber warum sind sie dann hier draußen? Die Kleider der Domna sehen auch nicht gerade so aus, als ob sie erst gestern entführt wurde.“ Je mehr er über Domna Praiosmin und ihren Sohn redete und nachdachte, um so mißtrauischer wurde er. „Warum war sie eigentlich abwesend? Ich muß sie nachher noch mal genauer befragen, da wäre es wohl besser, wenn ich auf dem neuesten Stand bin. Eigentlich hat sie noch gar nicht verraten, wie sie hier hergekommen ist. Oder wie ihr unverschämter Junge eigentlich heißt.“

Richezas Stirn legte sich noch weiter in Falten. „Wie kommt Ihr eigentlich darauf, daß der Knabe der Sohn der Selaquierin ist? Ihr scheint aber nicht viel von der Domna zu wissen, oder? Domna Praiosmin wurde auf der Landständeversammlung in Punin vor ... äh ... vier Jahren entführt. Von Rakolus dem Schwarzen. Es gibt Gerüchte, daß sie nicht ganz unfreiwillig mitgegangen ist, aber das sind dieselben Stimmen, die behaupten, daß sie vor Jahren mit ihm angebändelt habe. Vollkommener Unsinn, wenn Ihr mich fragt! Der Schrotensteiner galt als ... nun, ansehnlicher Mann ... äh ... Elf damals. Was hätte er mit einer alten Vettel wie ... also, und die Selaquierin ist doch stets für Praiosglauben und travianische Keuschheit bekannt gewesen. Wie auch immer, als der Schrotensteiner sich dem Bethanier anschloß, besetzten der Creser

und Dom Rolban mit der L.A.W sein Land, bevor sie Domna Praiosmin wegen Kooperation mit dem Verräter nach Al'Muktur brachten. Man konnte ihr aber nichts nachweisen und hat sie bald wieder freigelassen. Allerdings soll sie schwer erkrankt sein in Al'Muktur und gefordert haben, daß der Creser so lange ihr Gefangener sei, wie sie im Kerker gesessen habe. Dom Danilo war aber nach der Schlacht an den Trollpforten nicht aufzufinden – das wißt Ihr wahrscheinlich besser als ich, oder, wenn Ihr auch da wart? Zuletzt war es dann Dom Alrik – aber unterbrecht mich, wenn ich Euch erzähle, was Ihr ohnehin schon wißt?“ Etwas irritiert bemerkte die Edle, daß dies nicht allzu viel zu sein schien und fuhr fort: „Nun, der Landständesprecher saß also bei Domna Praiosmin für ein Jahr ein, wurde aber nach drei Monden befreit. Ich weiß nicht mehr genau, von wem und warum. Jedenfalls scheint es, als hätte der alte Schrotensteiner irgendwelche finsternen Pläne mit Domna Praiosmin gehabt. Vielleicht, um Praios selbst zu narren, schließlich war sie dem immer eine der treuesten Dienerinnen in Almada, sagt man.“ Richeza zuckte mit den Schultern. „Wo auch immer Rakolus Domna Praiosmin hingeschleppt hat, irgendwie wird sie in die Hände der Ferkinas gelangt sein. Vielleicht hat er das selbst initiiert, um sie unauffällig beseitigen zu lassen?“

„Hm, hm!“, brummte Boraccio. „Jedenfalls hat sie mir selber gesagt, daß es ihr Sohn sei. Seinen Namen und seine Herkunft hat sie allerdings verschwiegen.“ Grübelnd zupfte er sich am Bart. „Und die Domna hegt also einen Groll gegen den Commandante, interessant.“ Dann fiel ihm ein, daß sie nicht wissen konnte, wen er meinte. „Äh ... Dom Danilo meine ich natürlich, ich habe im Krieg unter ihm gedient. Jedenfalls hat er sie nicht erwähnt, aber ich war ja auch noch ein junger Fähnrich damals. Und nach dem Krieg habe ich ihn aus den Augen verloren. Ich frage mich, ob er sich wohl für unsere Gäste interessiert?“ Wieder starrte er grübelnd vor sich hin. „Na, am besten befrage ich sie einfach gleich mal genauer. Aber erst nach dem Frühstück.“ Verlegen schaute er auf seine Stiefelspitzen und druckste rum. „Vielleicht ... mögt Ihr ja ... auch etwas essen? Ich kann Euch altes Brot und harten Käse anbieten ... wie gestern.“ Schüchtern deutete er ein Lächeln an.

Erstaunt ob des plötzlichen Themenwechsels schwieg Richeza einen Moment. Sie wurde nicht recht klug aus ihm: Erst schien er ihr zu zürnen, dann wieder verhielt er sich wie einer der jugendlichen Verehrer, die ihr in früheren Zeiten den Hof gemacht hatten. Oder täuschte sie sich? Sie mußte vorsichtig sein ... Etwas zögerlich kehrte das Lächeln auf ihr Gesicht zurück. „Ja, gewiß, laßt uns etwas essen“, sagte sie. Aus den Augenwinkeln bemerkte sie Domna Praiosmin und den Jungen, die aus einem der improvisierten Zelte hervortraten. Neugierig betrachtete sie den Knaben. Ihr Sohn. Wenn sie das selbst gesagt hatte ... Aber wie konnte das sein? Wie passte das zu dem Bild, das man von ihr in Almada gezeichnet hatte?

– Andererseits ...

Richeza verwarf den Gedanken und musterte den Jungen eingehender. Etwas an ihm kam ihr vage bekannt vor. Das Gesicht? Der schlanke Körperbau? Die Bewegungen? Konnte es wirklich wahr sein ...?

„Dom“, wandte sie sich leise an Boraccio. „Sie hat wirklich gesagt, das der ihr Sohn ist? Vielleicht ist doch etwas an den Gerüchten, so unwahrscheinlich sie in meinen Ohren klingen. Wenn ich den Jungen so betrachte ... Ich weiß nicht, ob Ihr dem alten Schrotensteiner je begegnet seid, aber, ich kann mir nicht helfen, irgendetwas an dem Knaben erinnert mich an Dom Rakolus.“

„Nun, ich war in der Nacht nicht mehr ganz frisch ...“ Er faßte sich an die frisch genähte Wunde am Körper und verzog kurz das Gesicht. „... aber daß sie ihn als ihren Sohn vorgestellt hat, das habe ich nun sicher nicht nur geträumt.“ Finster starrte er zu dem Jungen und seiner Mutter rüber. „Also, wenn das stimmen sollte, was Ihr da andeutet ... ich meine ... das wäre ja ein starkes Stück! Der Sohn von Rakolus dem Schwarzen, hier vor unserer Nase! Quasi in meinen Händen ...“ Er faßte gedankenverloren an seinen Hals und holte das Amulett mit dem gekrönten Raben unter dem Hemd hervor. Mit düsterer Miene murmelte er vor sich hin „Daß ich das noch erleben darf! Erst fährt der schwarze Drache endlich zur Hölle, und jetzt der Sohn seines größten Schergen zum Greifen nah ...“ Seine Hand verkrampfte sich um das Symbol des Totengottes. „Bestimmt ist er es, so hochnäsiger wie sich der Bengel gibt! Ah, der Commandante wird sich sicher über einen Besuch freuen, besonders wenn ich ihm ein Gastgeschenk mitbringe!“

Unvermittelt dreht er sich zu Richeza um und faßte sie bei den Händen. In seinem Auge loderte plötzlich fanatischer Eifer. „Domna Richeza, in Borons Namen, seid Ihr Euch da sicher?“

Richeza, die eben noch nachdenklich zu Domna Praiosmin und ihrem mutmaßlichen Sproß hinüber gesehen hatte, zuckte ein wenig zurück. „Hm?“, machte sie, ehe die Frage in ihr Bewußtsein gedrungen war, schüttelte dann leicht den Kopf und zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Ich weiß es nicht.“ Fragend blickte sie zu dem Junker auf. Jetzt war er also wieder ganz der Kriegsmann. Seine Stimmungen wechselten ja rascher als das Wetter an der horasischen Küste! „Dom“, sagte sie, „woher soll ich das wissen? Ich habe den Jungen nie zuvor gesehen. Ich weiß nur um die Gerüchte, die man sich erzählt. Was ich von ihnen halte, habe ich Euch schon gesagt. Und, nun ja, ich kann nur sagen, was meine Augen sehen. Und die sehen da eine gewisse Ähnlichkeit. – Mehr nicht und nicht weniger“, fügte sie leiser hinzu, denn die Domna und der Knabe hielten auf sie zu. Ihr Blick fiel auf Boraccios Finger, die die ihren umschlossen hielten. Als die Selaquierin einen guten Morgen wünschte, zog sie ihre Hände rasch zurück.

„Ich sehe, die Ferkinas haben uns bislang verschont“, sprach Domna Praiosmin. „Das ist gut. Ich hoffe, Dom Boratio, wir brechen bald auf, wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“ Ihr strenges Lächeln verebbte ganz, als sie ihren Blick der Edlen zuwandte. Richeza verschränkte die Arme vor der Brust und verzog den Mund ihrerseits zu einem gepressten Lächeln. Domna Praiosmin wandte sich wieder dem Junker zu. „Jetzt aber sei Euch schon einmal mein Dank gewiß, Dom Boratio, wenn Ihr ein wenig Eurer Vorräte mit uns teilen mögt, die Ferkinas haben uns nicht eben zuvorkommend behandelt. – Aureolus!“ Das galt wohl dem Sohn, der das Schwert eines schlafenden Söldners aufgehoben hatte, es in beiden Händen wog und mit unverändert gelangweiltem Blick betrachtete. Der Knabe legte die Waffe wieder hin und kam

herüber geschlendert, den Blick zunächst auf den Junker geheftet, ehe er Richeza entdeckte. Schlagartig verschwand das Desinteresse von seinem Gesicht, und er schenkte der Edlen ein aufreizend freundliches Lächeln, das Richeza gedankenverloren erwiderte.

Bei dem Reden von dem untoten Drachen kamen wieder alten Erinnerungen hoch, das Schlachtfeld, der Todeswall er blinzelte kurz, um die Bilder zu vertreiben. Noch etwas abwesend murmelte er: „Es heißt Boraccio, wenn ich darum bitten darf, werte Domna.“

Dann bemerkte er das Lächeln des Jungen und sah, wie die Edle zurüchlächelte. Oh, das war ja allerliebste ... drei Männer hatte er umgebracht, um sie von der Weide zu holen und bekam noch nicht mal eine Antwort, aber dieser Jüngling brauchte nur zu lächeln. Ja, er sollte dem Elfenbaron tatsächlich mal einen Besuch abstatten, und sei es nur wegen dessen Weinkeller. *So, Boraccio, jetzt schön vorsichtig, laß dir nichts anmerken.* Er schluckte den Ärger wieder runter, der langsam in ihm aufsteigen wollte. Im Plauderton fuhr er an Domna Praiosmin gewandt fort: „Die Ferkinas haben in der letzten Zeit einiges einstecken müssen, es ist fraglich, ob sie noch einmal einen Angriff riskieren wollen. Wißt Ihr, Domna, alleine um die werte Domna Richeza hier gestern Nacht aus ihrem Lager zu holen, mußte ich drei von ihnen töten.“ Bei diesen Worten beobachtete er Richezas Reaktion, sprach aber weiter. „Aber Ihr habt Recht, ein Frühstück wäre nicht schlecht.“ Er schaute sich kurz um. „Balbo!“, rief er den jungen Soldaten, der grade ein Bündel Feuerholz abgelegt hatte. „Bring den beiden Domnas und mir doch etwas zu Essen rüber.“ Der Angesprochene nickte kurz, zum Zeichen, daß er verstanden hatte. „Ich fürchte nur, es wird nicht den Ansprüchen der kaiserlichen Hofküche in Punin genügen können, wir haben nur noch Marschverpflegung.“ Beiläufig sah er Balbo zu den Packpferden gehen. „Aber bis wir unser kärgliches Mahl genießen können, wird es wohl noch einen Augenblick dauern. Vielleicht mögt Ihr ja bis dahin berichten, wie Ihr in diese mißliche Lage gekommen seid? Domna Richeza erzählte gerade, unter welchen ungewöhnlichen Umständen Ihr vor einigen Jahren Almada verlassen habt.“

„Das“, sagte Domna Praiosmin, „ist eine lange Geschichte, Dom Bora... – Wie sagtet Ihr? Boraccio, ja? Entschuldigt. Eine so lange Geschichte, daß dies kaum der rechte Ort ist, sie zu erzählen.“ Ihre Augen folgten der Scheffelsteinerin, als diese sich entfernte, kehrten dann aber sofort zu Boraccio zurück. „Verzeiht also, wenn ich Euch vorerst nur das Nötigste zu berichten vermag, und dies ist, daß die Ferkinas meinen Sohn und mich vor sechs Tagen in den Bergen aufgriffen. Auf dem Weg zu jenem Lager, aus welchem Domnatella Rinaya ... nein – Wie heißt sie noch? Aus welchem die Domnatella uns befreite, stießen weitere der Barbaren zu uns. Nun, vielleicht auch umgekehrt, vielleicht waren es eher unsere Entführer, die sich zu den anderen gesellten. Es war nämlich eine ganze Horde, sie hatten Vieh dabei und mindestens eines der Mädchen, die wohl zu Euch gehören. Zeitweilig hatte man uns die Augen verbunden, so daß ich über den Weg wenig sagen kann.“ Die Selaquierin ließ ihren Blick über die Berggipfel und bewaldeten Hügel schweifen. „Wir sind hier auf der Höhe von Königlich Kornhammer, nicht wahr?“

Die Edle, die in ihre eigenen Gedanken versunken gewesen war und kaum zugehört hatte, horchte auf, als sie ihren Namen vernahm. Drei Männer hatte er für sie töten müssen, sagte der Junker. Es klang wie eine Anklage. Kurz warf Richeza ihm einen Blick zu, dann wandte sie den Kopf ab. Sie spürte seinen Ärger wie eine stumme Drohung. Allmählich machte er ihr angst. Was warf er ihr vor? Sie hatte ihn nicht gebeten, sie zu retten. Sie hatte es überhaupt satt, ständig gerettet werden zu müssen. ‚Selbst Schuld, Richeza‘, höhnte eine Stimme in ihrem Kopf, was ihre Stimmung kein bißchen besserte. Einen Augenblick lang wünschte sie, er hätte sie sterben lassen. Das machte ihr beinahe noch mehr angst als sein Zorn. *Sie* machte sich angst!

„Entschuldigt mich einen Moment!“, presste sie hervor, als der Junker den jungen Balbo heranrief. Ohne einen Blick zurück zu werfen, ging sie zurück zu der Zeltplane, unter der sie geschlafen hatte und hob ihre Tasche auf, tat, als suchte sie etwas darin und ließ sie wieder sinken. Tief ausatmend, wischte sie sich über die Augen. Nein, sie war froh, daß sie noch lebte, und ja, sie war ihm dankbar, daß er sie nicht hatte sterben lassen. Sie verstand doch, wenn er wütend war, sie wußte auch nicht, was in sie gefahren war. Es war nur ... Es war nur zuviel gewesen die letzten Jahre. Zuviel, das alles geändert hatte und letztlich doch gar nichts. Und niemand mehr, mit dem sie reden konnte, selbst, wenn sie wollte. Doch!, meldete sich ihr Gewissen. Großvater! *Eines aber verletzt mich nach wie vor, Nichte, und das ist Euer Mangel an Vertrauen*, hörte sie Ramiro in ihrem Kopf. Aber da war noch eine andere Stimme. *Vertraut mir voll und ganz*, flüsterte sie. Fröstelnd legte die Edle ihre Tasche nieder und starrte auf die hohen Gipfel im Osten. Im Rahja. Obwohl die morgendliche Sonne ihr direkt ins Gesicht schien, fror Richeza. Ihr Blick fiel auf Domna Praiosmin, die noch immer mit dem Junker sprach. Der Junge aber beobachtete sie. Reiß dich zusammen, Richeza!, dachte die Frau, straffte sich und hinkte zurück zu den anderen. Wortlos, mit verschränkten Armen, die Augen starr auf ihre Stiefel geheftet, stellte sie sich neben Boraccio. Domna Praiosmin sagte gerade ...

„... Nun, wenn Ihr sagt, daß von den Ferkinas keine Gefahr mehr ausgeht, dann werden wir Euren Schutz gewiß bald nicht mehr benötigen. Ich nehme an, daß Ihr nach Kornhammer reisen werdet, nicht wahr? Wir werden allerdings zuvor praioswärts abbiegen, das ist für uns der weniger beschwerliche Weg als durch das Vorgebirge. Allein, wenn Ihr einen Wasserschlauch und etwas Brot entbehren könntet, wären wir Euch sehr dankbar.“

Boraccio bemerkte, wie die Scheffelsteinerin nach seinem Seitenhieb verschwand, ließ sich aber nichts anmerken. Dabei wollte er sie am liebsten zurückholen und ihr sagen, daß er es gar nicht so gemeint hatte. Und sie nicht verletzt wollte. Oder wollte er doch? Warum? *Setz sie zu Hause ab, und dann vergiß sie einfach.* Als ob das so einfach wäre ... Es kostete ihn Mühe, Domna Praiosmin zu folgen. Jetzt schien sie geendet zu haben.

„Nun, die Ferkinas ...“, brummte er „Also, daß keine Gefahr von ihnen ausgeht, würde ich nun nicht sagen. Es kommt darauf an, wie sehr ihnen der Sinn nach Rache steht. Da wir das Vieh nicht zurückholen konnten, haben sie sicher genug für den Winter und müssen uns nicht angreifen. Aber wissen kann man das nicht. Vielleicht folgen sie uns und warten auf eine günstige Gelegenheit.“ Er mußte versuchen, die beiden noch länger bei sich zu halten, damit er mehr rausfinden konnte. Die Versuchung war groß, sie einfach zu verhaften, aber dafür hatte er keinen Grund, und der bloße Verdacht, daß der Junge Rakolus' Sohn sein *könnte*, reichte bei weitem nicht aus. Und die Mutter ... er hatte keine Ahnung, über wieviel Einfluß sie noch verfügte. Zeit, er brauchte mehr Zeit.

„Doch selbst wenn sie unseren bewaffneten Zug nicht angreifen, eine wehrlose Frau und einen Jüngling werden sie sich nicht entgehen lassen. Und sicherlich würdet Ihr ihren ganzen Zorn zu spüren bekommen. Glaubt mir, Domna, Ihr wollt nicht Gefangene von zornigen Wilden sein! Erwähnte ich eigentlich schon, daß diese Barbaren einige meiner Hirten bestialisch umgebracht haben? Nur das Vieh zu stehlen war ihnen wohl nicht genug.“

Er schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Domna Praiosmin, ich kann Euch unmöglich alleine durch die Berge reisen lassen, das wäre unverantwortlich, eines Caballero nicht würdig. Wohin wolltet Ihr denn? Wir können Euch ja dorthin begleiten.“ Erleichtert stellte er fest, daß die Edle zurückgekehrt war und neben ihm stand, auch wenn sie nicht glücklich wirkte.

„Nun, Dom Boraccio, seid vielmals bedankt für Eure Sorge“, erwiderte die Selaquierin, „auch wenn ich sie für kaum begründet halte. Wenn wir sicherstellen, nicht beobachtet zu werden, wenn wir uns trennen, wird man eher Euch als uns folgen, denn Eure Spuren wären die auffälligen. Allein etwas zu Essen würden wir benötigen, aber ich denke, das werdet Ihr entbehren können, nicht wahr?“

Sieh an, da hat ja anscheinend jemand etwas zu verbergen. Boraccio hätte fast triumphierend aufgelacht. *Was auch immer mit der alten Vettel und ihrem Balg los ist, besonders göttergefällig wird es wohl nicht sein, wenn sie sich im Gebirge rumtreiben wie Strauchdiebe.* Seine Stimme verfiel ein wenig in einen Befehlston. „Domna Praiosmin, mit Verlaub, Ihr habt ja noch nicht mal ein Messer, geschweige denn Decke oder Zelt. Und Eure Kleidung ist auch nicht gerade für die Berge geeignet. Wir haben schon Herbst, bald wird hier der erste Schnee fallen. Und dann könnt Ihr fast noch froh sein, wenn Euch die Ferkinas wieder eingefangen haben. Wo wollt Ihr denn überhaupt hin? Nach Selaque reist es sich doch einfacher über Kornhammer, zumindest angenehmer. Dom Hesindian wird Euch auch sicherlich weiter helfen können, nicht wahr?“ Die letzten Worte waren an Richeza gerichtet.

Richeza nickte, und einen Moment herrschte Schweigen, da auch Domna Praiosmin noch nach einer passenden Antwort zu suchen schien. Allein die Stimmen der Söldner erwachten allmählich im Lager, erfüllten die Morgenstille mit rauhen Scherzen.

„Mit Verlaub, Domna Praiosmin“, sagte die Scheffelsteinerin nach einem Moment. „Es geht mich nichts an, was Ihr in den Bergen zu schaffen habt und auf welchem Weg Ihr nach Selaque zu reisen oder nicht zu reisen gedenkt.“ Sie machte eine Pause, schien nachzudenken. „Ich weiß nicht, wo Ihr die letzten Jahre wart und ob Ihr freiwillig Eurem Lehen fortgeblieben seid oder nicht.“ Gleichgültig zuckte sie die Schultern. „Aber es ist wahr: Wir haben es hier nicht mit gewöhnlichen Ferkinas zu tun, den üblichen Bergräubern und Viehdieben. Auch wenn die Männer, gegen die wir während der letzten Tage kämpften, nur zum Teil so aussahen wie jene, die die östlichen Lehen vor einigen Jahren heimsuchten, so schließe ich doch nicht aus, daß es sich um dieselben handeln könnte. Vielleicht habt Ihr damals noch mitbekommen, daß Kornhammer von diesen Bestien heimgesucht wurde. Scheinbar zum Spaß haben die Kerle Bauern abgeschlachtet. Ja, geschlachtet, ich meine es ernst!“, ergänzte sie, als sie das Stirnrunzeln der Selaquierin bemerkte. „Vieh haben sie geraubt und Menschen ermordet. Damals gelang es uns nicht, ihrer habhaft zu werden. Sie ließen uns ins Messer laufen und waren unserer kleinen Schar Bewaffneter leider überlegen. – Oh, guckt nicht so, als ginge Euch das nichts an. Ja, denn ich bin mir sicher, ganz sicher von dem, was man sich erzählt, daß es dieselben Ferkinas waren, die Selaque überfielen.“

„Selaque?“ Die Stirn der Vogtin furchte sich noch weiter. „Was soll das heißen?“

Ein müdes Lächeln huschte über Richezas Gesicht. „Ihr wart kein Jahr weg, da fiel eine Horde der Barbaren in Selaque ein, metzelte alles nieder, verschleppte ein paar Leute, die man später tot auffand. So oder ähnlich konnte man es im Yaquirblick lesen. Ich weiß nicht, was dann geschah, ich glaube, man schickte ein paar Soldaten aus Punin, die Angelegenheit aufzuklären, besonders da die Arbeiter in den Marmorbrüchen ebenfalls getötet worden waren. Aber ich schätze, man zog die Soldaten bald wieder ab, schließlich hatten die Kaiserlichen bald anderes zu tun, als eine verlassene Vogtei am Rand des Reiches zu beschützen, während die tapfersten Männer und Frauen vor Wehrheim fielen und dieser verfluchte Galotta ganz Gareth dem Erdboden gleichzumachen versuchte ...“

„Was?“

„... Ihr solltet Euch also besser mal wieder blicken lassen, bevor man Euch das Lehen entzieht, Domna. Nicht, daß es mich was angehe, aber es gibt noch immer Stimmen, die behaupten, Ihr wärt freiwillig mit dem Schrotensteiner mitgegangen, auch wenn die meisten Euch wohl als Opfer sehen.“

Domna Praiosmins verhärmtes Gesicht war merklich bleicher geworden, nur auf den Wangen leuchteten noch immer rote Flecken. Schnaufend wischte die alte Vogtin sich feine Schweißperlen von der Stirn und blickte zum ersten Mal beinahe ängstlich von der Edlen zum Junker und zurück. „Also ist es wahr?“, stieß sie hervor. „Das mit dem Krieg?“ Eine Hand auf der Brust, die andere fahrig an ihrer Schläfe, rang sie nach Luft. Auch ihr Sohn wirkte erstmals verunsichert, blickte besorgt von seiner Mutter zu Richeza und faßte Domna Praiosmin stützend am Arm, als diese taumelte.

Betreten schwieg der Junker einen Augenblick. Zweifel kamen in ihm auf. War das alles nur gespielt, steckte sie mit Rakolus unter einer Decke? Oder war sie sein Opfer? Und wo hatte sie die ganze Zeit gesteckt?

Er räusperte sich. „Domna Praiosmin, ich weiß ja nicht, wo Ihr die letzten Jahre wart und was Ihr gehört habt. Aber die Welt, wie Ihr sie noch kennt, gibt es so nicht mehr. Wehrheim ist buchstäblich ausgelöscht, Gareth schwer zerstört, das Reich ist schwer angeschlagen. Der Dämonenkaiser Galotta und der schwarze Drache von Warunk, sie sind nicht mehr. Darpatien ist praktisch aufgelöst, in Albernia tobt ein Bürgerkrieg. Reichsregentin Emer ist gefangen in Warunk, Rohaja von Gareth und Selindian Hal von Almada beanspruchen beide die Kaiserkrone, Almada ist im Moment de facto ein eigenes Reich. Ach ja, yaquirabwärts ist auch nichts mehr, wie es einmal war. Kaiserin Amene ist tot, ihre Kinder führen Krieg um die Krone.“ Er schwieg wieder eine Weile, um ihr Gelegenheit zu lassen, die neuen Fakten zu verarbeiten. „Ich will Euch ja nichts vorschreiben, aber ich denke, es wäre besser, wenn Ihr in Selaque wieder nach dem Rechten seht. In dem Durcheinander bedarf es sicher Eurer Führung. Und nebenbei bemerkt: der Kaiser wird sicherlich darauf bestehen, daß Ihr den Lehnseid ihm gegenüber erneuert.“ Gespannt wartete er auf ihre Reaktion.

Mit großen Augen starrte die sonst so gefasste Vogtin den Junker an, eine Hand noch immer über ihrem Herzen, die zweite zitternd an ihrem Kinn. Die Farbe war nun gänzlich aus ihrem Gesicht gewichen, nach Luft ringend, schüttelte sie immer wieder den Kopf.

„Setzt Euch doch, Mutter!“, bat der Junge, der alle Überheblichkeit verloren hatte. „Setzt Euch lieber!“

Schwerfällig ließ sich Domna Praiosmin zu Boden sinken. Schnaufend und keuchend, die Augen weit aufgerissen, den massigen Oberkörper über die ausgestreckten Beine gebeugt, wirkte sie wie eine sterbende Kuh.

Den Mund zu einem unsicheren Lächeln verzogen, blickte Richeza auf die Selaquierin hinab, nicht wissend, wie sie den plötzlichen Wandel der Lage einzuschätzen hatte. Domna Praiosmin hatte nun eine Hand an die zitternden Lippen gelegt, und in ihren Augen standen Tränen. Richeza warf Boraccio einen hilflosen Blick zu, doch der Junker schien nicht minder überrascht als sie.

„Rasch“, wandte sich die Edle an den jungen Balbo, der soeben mit einem Teller herüberkam, auf dem Brot, Hartwurst und Käse lagen, „hole der Domna Wasser! Beeile dich!“ Sie nahm dem Soldaten den Teller ab und hielt ihn der Vogtin hin.

„Vielleicht solltet Ihr erst einmal etwas essen?“ Doch als die Domna keine Anstalten machte, sich zu bedienen, stellte Richeza den Teller schulterzuckend neben ihr ab.

Die Vogtin griff nach der Hand ihres Jungen und drückte sie. „Ach!“, stieß sie, noch immer schnaufend, aber nicht mehr ganz so bleich, hervor. „Ach, ach!“

Richeza konnte nicht anders, als sie anzustarren. Wo war sie gewesen, all die Jahre? Und wieso hatte sie einen Sohn, von dem niemand wußte? Und wenn es wirklich Rakolus' Kind war – hatte sie es gewollt? Hatte sie den Knaben versteckt? Oder hatte Rakolus ihn ihr weggenommen? Und wenn doch nicht der Schrotensteiner der Vater war – wer dann? Es mußte doch irgend jemand damals das Kind auf die Welt geholt haben, eine Amme, eine Medica, ein Diener? Wieso hatte niemand etwas gemerkt? Nun, schwanger oder nicht, die Vogtin hatte stets wie ein Faß ausgesehen, aber ein schreiendes Kind konnte man kaum verbergen. Fasziniert betrachtete die Edle die alte Domna, welche allmählich ihre Fassung zurückerlangte.

Schweigend betrachtete Boraccio die Vogtin, die ein Bild des Elends abgab. Fast tat sie ihm leid. Aber sein Mißtrauen wollte nicht erlöschen. Vielleicht waren sie nur Zeuge eines gut inszenierten Schauspiels geworden? Wo mochte sie gesteckt haben, daß sie vom Jahr des Feuers, das halb Aventurien ins Chaos gestürzt hatte, nichts mitbekommen hatte? Und warum schwieg sie sich darüber aus? Jedenfalls hatte sie etwas zu verbergen, da war er sich sicher. Die Scheffelsteinerin sah genauso ratlos aus wie er. Was sollte er tun?

„Geht es wieder besser, Domna Praiosmin?“, fragte er besorgt. „Das ist wahrlich etwas viel auf einmal, so wie es für uns alle eine schlimme Zeit war. Ich kann Euch nur anbieten, das wir Euch wieder in zivilisierte Gegenden geleiten, was auch immer das heute noch bedeuten mag.“

Domna Praiosmin drückte noch einmal die Hand ihres Sohnes und betrachtete ihn dabei nachdenklich, ehe sie den Blick zu Boraccio hob. „Ja“, sagte sie langsam und seufzte schwer. „Vielleicht muß ich wohl mit Euch kommen.“

Junker und Edle

Schweigend hatten die Adligen das kärgliche Frühstück zu sich genommen. Domna Praiosmin hatte nur kurz lustlos auf ihrem Essen gekaut und sich dann entschuldigt. Zusammen mit ihrem Sohn war sie in ihrem Zelt verschwunden. Boraccio kaute nachdenklich und schluckte rein mechanisch aus Gewohnheit runter, um die nötige Nahrung zu sich zu nehmen und bei Kräften zu bleiben. Er warf einen Blick auf Richeza, die ebenso schweigsam vor sich hin kaute. Ihm fiel wieder seine scharfe Bemerkung ein, und er begann sich schlecht zu fühlen. Er legte die Reste beiseite und sah sie an. „Domna Richeza?“ Er wartete, bis sie von ihrem Essen aufsaß und ihm ihre Aufmerksamkeit schenkte. „Vorhin, da ... also wenn ich Euch verletzt oder beleidigt haben sollte ... das war bestimmt nicht meine Absicht. Ist nur so, daß ...“ Ja, wie war das eigentlich? Er wollte etwas sagen, aber die Worte, sie wollten nicht kommen. Schließlich stand er auf und murmelte: „Ach, ist ja auch egal. Bald sind wir zuhause und dann seid Ihr ...“ Schnell wandte er sich ab und machte Anstalten wegzugehen. Oder zu flüchten?

Richeza, deren Gedanken noch immer bei der alten Vogtin waren, hob den Kopf und blickte Boraccio einen Moment lang verwirrt an, da wandte er sich auch schon ab. Ob er sie verletzt hatte? War das seine einzige Sorge? Fast mußte sie lachen. „Nein, Dom Boraccio“, sagte sie und schüttelte, verwundert auflachend, den Kopf. Er drehte sich wieder um. „Es gibt nichts, wofür Ihr Euch entschuldigen müßtet“, fuhr sie ernst fort. „Ich habe mich nicht über Euch geärgert. Mehr – über

mich“, ergänzte sie nach kurzem Zögern. „Wie Ihr schon sagt: Es war eine schlimme Zeit die letzten Jahre. Und ...“ Sie brach ab und schüttelte den Kopf. „Nein, *mir* tut es leid. Ich ...“ Sie verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen. „Ich handle manchmal schneller als ich denke.“ Nachdenklich blickte sie ihn an. „Bei Wehrheim, wißt Ihr, da sind zwei meiner Onkel gefallen. Zwei, könnte man sagen, meiner besten Freunde. Das war ein harter Schlag für mich, besonders Ramiros Tod. Er war sehr wichtig für mich.“ Stirnrunzelnd senkte sie den Blick auf ihren Schoß. „Das Pferd da auf der Weide, Rahjino, es war ein letztes Geschenk, ein letztes Andenken. Als ich es sterben sah ...“ Einen Moment schwieg sie, dann schüttelte sie den Kopf. „Es war dumm zu glauben, er könne mir den Tod des Pferdes nachtragen. Ich meine ... Was hätte er wohl gesagt, wenn ich wirklich gestorben wäre? Es ist nur – Wir hatten einen Streit, damals in Omlad. Es war beinahe das letzte Mal, daß ich ihn sah. Ich habe angst, daß er mir nie verziehen hat. Versteht Ihr, was das bedeutet?“ Sie sah ihn wieder an. „Wenn man, wie er sagte, seinem einzigen Freund in den Rücken fällt, seinem eigenen Fleisch und Blut? Er war so enttäuscht, ich konnte es sehen, aber ich hatte Recht, der Harmamund war kein Verbündeter, er war es, der uns nur Monde später vor die Königin schleifte und des Hochverrats ...“ Die Edle verstummte und blinzelte betrübt in die Sonne. „Wie auch immer: Dann ist Ramiro gestorben. Ich konnte ihm nicht sagen, wie leid es mir tat. Ich konnte ihn nicht fragen, ob er mir verziehen hatte. Es war mir doch egal, ob er den Harmamund noch immer toll fand oder vielleicht am Ende meine Meinung geteilt hätte. Wenn er nur noch am Leben wäre. – Was würde ich dafür geben?“

Seufzend wandte sie sich dem Junker wieder zu. „Ihr habt mich vor einer großen Dummheit bewahrt, Dom, und dafür danke ich Euch. Ich ... schäme mich dafür, daß ich Eure Mission in Gefahr gebracht habe, daß Ihr meinetwegen töten ... getötet habt. – Ich frage mich, wie oft ich wohl sonst schon im Leben so vorschnell die falschen Schlüsse gezogen habe“, fügte sie leiser hinzu. „Also, entschuldigt, Dom, wenn ich Euch unnötigen Ärger gemacht habe. Und macht Euch meinetwegen keine Sorgen, ja?“

„Ja, Wehrheim ...“ Boraccio starrte düster vor sich hin. „So viele Kameraden ... Freunde ... sind dort gefallen. Und ich, ich war nicht dabei, weil ich kurz vorher den Dienst quittiert habe. Irgendwie fühle ich mich immer noch schuldig, weil ich sie im Stich gelassen habe. Das ist natürlich Unsinn, denn ich würde auch nur tot neben ihnen auf dem Mythraelsfeld liegen, aber das Gefühl bleibt.“ Er seufzte. „Und nun sind nur noch wenige geblieben von den alten Freunden. Kaum, daß ich noch einen von ihnen sehe. Nach Ragath oder Punin komme ich nur noch selten, und an den Raschtulswall verirrt sich niemand nur für einen Besuch.“ Nun sah er die Edle an. „Aber das wißt Ihr ja selbst, Ihr kommt schließlich auch von hier, vom Rande der Berge.“ Bei ihrem Anblick kam er wieder ins Grübeln. Ja, vermutlich war das der Grund, warum er ... sie mochte? Sie war von hier. *Jedenfalls bringt es nichts, dauernd wegen ihr schlecht gelaunt zu sein, Boraccio. Klär das, so oder so!* Das mochte tatsächlich besser sein, aber er kam sich merkwürdig dabei vor. Hatte er Angst? *Was soll schon sein? Mehr, als dich nicht mehr sehen wollen, kann sie auch nicht. Das ist ja nichts Neues.* Wieder seufzte er. „Domna, darum habe ich Euch ... letzte Nacht ... aber vermutlich wart Ihr schon wieder eingeschlafen und habt mich gar nicht mehr gehört ...“ Ein großer Kloß schien in seinem Hals zu stecken.

Stirnrunzelnd sah Richeza den Junker an, hob leicht die Schultern. „Darum habt Ihr – was?“ Was war nun wieder los? Wenn er doch nur für kurze Zeit dasselbe Verhalten beibehalten würde, sein Wankelmut machte sie unruhig. War er wütend auf sie? Oder – hatte er sich in sie verliebt? Der Gedanke befremdete die Edle. Wenn dem so war, warum sagte er es nicht? Warum zeigte er es nicht, wie all die anderen, mit Worten, Blicken, den üblichen Anzüglichkeiten? Ob er es sich nicht eingestehen wollte, weil er sie an sich ablehnte, sich ärgerte? Oder war es das nicht, täuschte sie sich? Aber was wollte er dann?

Sich die Finger an ihrem Umhang abwischend, stand sie auf. „Dom“, sagte sie und faßte ihn kurz am Arm, eine flüchtige Berührung, dann verschränkte sie die Arme vor der Brust. „Vergessen wir das Ganze einfach, ja? Ich wollte Euch keine Schwierigkeiten machen, aber Ihr müßt Euch jetzt auch keine Gedanken machen, daß ich jedes Eurer Worte auf die Goldwaage legen würde. Wenn Ihr wütend seid, sagt es ruhig. Ich werde es schon verkraften.“ Sie schwieg kurz und seufzte. „Ich schätze, unsere Jagd stand unter keinem guten Stern. Diese Ferkinas scheinen Unglück zu bringen. Unsere Tiere haben wir nicht zurückbekommen, Eure Mädchen schon, ja. Aber dafür acht Leute verloren, von den Kaiserlichen abgesehen. Ich weiß nicht, vielleicht hätten wir die Sache auf sich beruhen lassen sollen. Die Berge“, sie schüttelte den Kopf, „mögen keine Fremden.“

Boraccio starrte ein wenig verwundert auf die Edle. Irgendwie schien sie nicht zu verstehen, wovon er redete. Vermutlich hatte sie alles wieder vergessen, was sie in der Nacht geredet hatten, als sie kurz aufgewacht war.

„Nun“, bemerkte er in sarkastischem Tonfall, „manche Strategen im Hauptquartier würde von einem glorreichen Sieg sprechen, wir haben ja sogar mehr von ihnen getötet als sie von uns.“ Verächtlich schnaufte er. „Nach dem Debakel bei Monte Folnor zu urteilen, scheint der Kaiser diese Leute auch nicht entlassen zu haben. Aber egal. Ich für meinen Teil hoffe jedenfalls, daß wir diesen Ferkinas zumindest die Lust verleidet haben, sich in der nächsten Zeit in den Tälern blicken zu lassen, und daß sich das in den Bergen rumspricht. Aber, wer weiß, wenn es wirklich die gleiche blutrünstige Bande wie in Kornhammer und Selaque war, dann sind wir sie noch nicht los. Verflixt, wenn sich doch mal Karim blicken lassen würde, vielleicht könnte er uns mehr sagen.“ Er grübelte ein wenig. „Vermutlich sollte ich einmal mit Eurem Großvater sprechen, vielleicht macht es Sinn, uns ein wenig zu koordinieren. Auf Hilfe aus Punin brauchen wir nämlich vermutlich in der nächsten Zeit gar nicht erst zu hoffen.“ Der letzte Satz klang sehr verbittert, und er schwieg einen Augenblick. „Oder rede ich da gleich besser mit Euch?“ fragte er fast hoffnungsvoll. Dann seufzte er. „Seht Ihr, ich hatte Euch schon in der Nacht, als Ihr kurz wieder erwacht wart, eingeladen, doch einmal auf einen Besuch vorbeizukommen, wenn wir wieder zu Hause sind. Eine gute Gelegenheit, einmal über eine Zusammenarbeit zu reden. Aber vermutlich wart Ihr schon wieder

eingeschlafen und habt mich gar nicht gehört.“ *So, jetzt werden wir ja sehen, was sie zu sagen hat!* „Jedenfalls bin ich auch nicht wütend oder verärgert, falls das Eure Sorge ist“, fügte er noch hinzu. Gespannt schien er auf ihre Antwort zu warten.

Richeza schwieg einen Moment, während dessen sie den Junker genau betrachtete. Nein, sie täuschte sich wohl in seinen Absichten, dachte sie – beinahe erleichtert. Sie war wohl noch nie gut darin gewesen, einzuschätzen, wann jemand es ernst meinte und wann ... Ärgerlich schob sie den Gedanken beiseite, dann seufzte sie ebenfalls, ehe ein unsicheres Lächeln auf ihre Lippen zurückkehrte.

„Nun, Dom Boraccio, ich selbst befehle keine Soldaten. Und wie Ihr gesehen habt“, sie zuckte mit den Schultern, „habe ich von militärischen Dingen keine Ahnung, wie ich leider zugeben muß. Ihr werdet nicht darum herumkommen, mit dem Vogt zu reden, wenn Ihr über Kornhammers Soldaten verfügen ... ich meine ... Ihr wißt schon. Überhaupt werdet Ihr wohl selbst erst Eure Vogtin unterrichten müssen, oder?“ fügte sie vorsichtig hinzu. Ihr Blick wanderte zu dem Zelt, in welchem Domna Praiosmin und der Junge verschwunden waren. Sie nickte in dessen Richtung. „Falls die Domna wieder in Selaque einzieht,“ sagte sie leise, „wird sie vielleicht gewisse Unterstützung zu geben bereit sein, nach dem, was die Barbaren in ihrem Land angestellt haben. Und vor Jahren zumindest, da sind die Ferkinas noch weiter nach Westen vorgedrungen, vielleicht sollten wir auch mal bei der Franfelderin anklopfen. Auch wenn ihr die Barbaren schon vor dem Tor stehen müssen, ehe sie ihre Hilfe anbieten wird, schätze ich. Und selbst die Finger schmutzig machen, wird sie sich gewiß nicht!“, ergänzte die Edle mit spöttischem Blick.

Richeza schaute wieder zu dem Junker auf, und er sah zurück. Erst, als er nach einigen Augenblicken noch immer schwieg, dämmerte Richeza, daß er auf eine andere Antwort wartete als auf die zur militärischen Unterstützung. Nein, sie hatte nicht vergessen, was er in der Nacht gefragt hatte. Und jetzt hatte er es wieder gefragt. Ein Ausritt, eine Flasche Wein. Ein Besuch. Was, bei den Niederhöllen, war denn schon dabei? Leicht öffnete sie die Lippen, aber ihr Mund war plötzlich ausgetrocknet, zu trocken, um etwas zu sagen. Was sollte sie auch sagen? Sie kannte ihn doch nicht einmal. „Er hat dir, verdammt noch mal, dein Leben gerettet, Richeza! Was soll schon sein?“ Sie schloß den Mund und schluckte trocken. Sie konnte nichts sagen. Die Angst schnürte ihr die Kehle zu. Ihre eigene Hilflosigkeit machte sie wütend. „Sag etwas, dumme Gans! Sag wenigstens nein!“ Aber sie wollte gar nicht nein sagen. Seit Ramiros Tod war niemand mehr da, mit dem sie reden und lachen konnte. Niemand in Almada. Wäre es nicht schön, wieder Freunde zu finden, nicht mehr allein zu sein?

Das Schweigen begann unangenehm zu werden. Warum sagte er nichts? Wenn sie jetzt nichts sagte, würde er sich umdrehen und gehen. Und wütend sein. Oder enttäuscht? Vielleicht war er es gar nicht, der sich seltsam verhielt, vielleicht war sie es. Die Augenblicke dehnten sich wie zäher Honig, der von einem Löffel troff. Einen Moment lang war Richeza versucht, sich zu entschuldigen, es einfach zu erklären. Aber ihre Zunge klebte bleiern an ihrem Gaumen, ihre Lippen waren wie versiegelt. Stumm sah sie ihn an und wartete darauf, daß er etwas tat, um die Stille zu beenden, die sich wie tausend Nadeln in ihr Fleisch bohrte.

Schweigend wartete er darauf, daß sie noch etwas sagte, die Nerven fast so angespannt wie vor einer Schlacht. Warum sagte sie denn nichts mehr? Sie konnte jetzt ja kaum eingeschlafen sein. Hatte sie die Frage nicht verstanden? Unwahrscheinlich. Sie sah ihn weiter an, ohne etwas zu sagen. Schweigend betrachtete er sie. *Bei Rahja, sie ist wirklich wunderschön! Selbst mit der frisch genähten Narbe im Gesicht*, fuhr er ihm durch den Kopf. *Das wird es wohl sein, mit einem Kerl wie dir will sie sich nicht abgeben.* Andererseits hatte sie bisher gar nicht so arrogant gewirkt, wie es schöne Domnas sonst zu tun pflegten. Oder doch? Vielleicht suchte sie ja nach einer möglichst freundlichen Formulierung um abzusagen, ohne ihn vor den Kopf zu stoßen. Oder traute sie sich nicht, ihn zu versetzen? Nein, das war bestimmt nicht ihre Art, sie würde schon sagen, wenn ihr etwas nicht paßte. Aber warum sagte sie denn nichts? War sie verärgert? Nein, so sah sie nicht aus, sie hatte ja sogar gelächelt, fast ein wenig schüchtern. *Wir sehen bestimmt aus wie ein Pärchen Halbwüchsiger, daß sich nicht traut, sich zum ersten Mal zu küssen.* Fast mußte er laut lachen. Er räusperte sich und deutete kurz mit dem Kopf in Richtung der Reste des kargen Frühstücks. „Domna, ich kann Euch auch versprechen, daß es besseres Essen geben wird als das hier“, versuchte er zaghaft zu scherzen.

Ein Anflug von Verzweiflung huschte über Richezas Gesicht. Er tat nichts, um sie von ihrem Leid zu erlösen. Im Gegenteil, er hatte wohl beschlossen, die Frage so lange immer wieder in den Raum zu stellen, bis sie endlich antwortete. Fast machte es sie wütend. Das Schweigen begann sich fortzusetzen, jeder Herzschlag, der verstrich, vergrößerte ihre Qual. Nein, so ging das nicht!

„Dom, äh...“, begann Richeza, nur um irgendetwas zu sagen. Sie sah an ihm vorbei auf das Zelt der Vogtin, aus dem soeben der Junge heraustrat. „Ja, warum kommt Ihr nicht einfach mit nach Kornhammer? Ihr könntet gleich mit dem Vogt reden. Ich werde eh Entsatz für Fer Henna anfordern müssen, und jetzt, da die Bedrohung durch die Ferkinas unmittelbar ist, empfiehlt es sich, zu handeln. Wie es aussieht, wird ja auch Domna Praiosmin uns begleiten. Vielleicht läßt sich auf diesem Weg bereits ein erstes ... äh... Bündnis gegen die Barbaren ... äm... be...schließen?“

Boraccio wußte nicht recht, ob er nun belustigt, verärgert oder traurig sein sollte. Ganz offensichtlich wich sie seiner Einladung aus. Aber warum? War sie verärgert? Hatte sie etwas gegen ihn? Hatte sie Angst vor ihm? Traute sie sich nicht? Traute sie ihm nicht? *Es heißt, daß sie jedem den Feildehandschuh hinwirft, der ihr einen Antrag macht.* War es das? Befürchtete sie, daß auch er um sie freien würde? Er fand die Vorstellung befremdlich, daß sie denken konnte, er würde um ihre Hand anhalten. Als ob Frauen wie sie überhaupt Notiz von ihm nehmen würden.

Er seufzte. Jedenfalls würde er das Geheimnis hier und jetzt nicht ergründen können, sie wirke irgendwie verstört und würde ihm nur ausweichen. Aber seine Neugier war geweckt. „Ja, ich schulde dem Vogt sowieso eine Erklärung. Also abgemacht, ich komme mit nach Kornhammer.“ Schon alleine um mehr über sie herauszufinden. „Allerdings wundere ich

mich, daß Dom Hesindian nicht schon längst einige Dinge an Euch delegiert hat. Der Jüngste ist er ja auch nicht mehr, oder?“

Richeza entspannte sich ein wenig, als er auf ihren Vorschlag einging. Ein Glück, schien er das Thema endlich fallen gelassen zu haben, auch wenn er weitere Fragen stellte. Noch immer wachsam musterte sie ihn, während sie über eine Antwort nachdachte. Warum ihr Großvater ihr nicht längst mehr Aufgaben übertragen hatte? Nun, die traurige Wahrheit war ... „Das ist richtig. Er überträgt mir durchaus Aufgaben, Dom. Er würde mir mit Freuden weitere anvertrauen, wenn ich ihn danach fragte.“ Sie zögerte einen Moment und zuckte dann mit den Schultern. „Allein, ich habe ihn bisher nicht gefragt und ... meine Freiheit genossen, wenn Ihr so wollt.“ Abermals hob sie die Schultern, nicht ganz unglücklich, als der junge Balbo zu ihnen trat und die Gesprächspause nutzte.

„Capitan, der Weibel schickt mich“, sagte der Soldat, um Haltung bemüht. „Wir sind zum Abmarsch bereit, Capitan. Späherin Simyane läßt ausrichten: Keine Feinde in Sicht.“

Etwas ärgerlich nahm Boraccio die Unterbrechung zur Kenntnis. Gerade schien ihre Unterhaltung wieder in Fahrt zu kommen und nun ... „Ja, ich komme gleich. Jemand soll mir bei meiner Rüstung helfen!“, antwortete er knapp.

„Die Freiheit genießen ... ja, daß wäre zur Abwechslung mal was Schönes“, seufzte er. „Aber wir sollten wirklich aufbrechen. Je eher wir hier weg kommen desto besser.“

Zurück in Fer Henna

5. TRA 1030 BF

„Ich werde mit dem Vogt reden, und er wird Euch neue Leute für die Gefallenen schicken“, sagte Richeza.

„Gewiß, Euer Wohlgeboren.“

„Ihr solltet bis dahin Vorsicht walten lassen. Ich meine: mehr als ohnehin.“ Die Edle bedachte den Hauptmann der Fer Hennaer Wache mit scharfem Blick. Er war noch immer bleich und hatte Ringe unter den Augen, war aber glatt rasiert und diesmal voll gerüstet und gewappnet. In seinem plattenverstärkten Kettenhemd wirkte er ganz anders als vor einer Woche, viel mehr, wie man es von einem Capitan erwartete. Auch machte er keineswegs den Eindruck, als würde er jeden Moment einschlafen, im Gegenteil, seine braunen Augen ließen ihren Blick nicht los.

„Ich werde nachts die Wachen verdoppeln lassen“, erwiderte Sandro Emmerdan. „Ich bezweifle, daß die Ferkinas einen offenen Angriff auf Fer Henna wagen. Es wird aber schwer, auf die Arbeiter aufzupassen, wenn sie im Wald oder den Steinbrüchen sind. Um sie auch dort zu schützen, bräuchten wir weitere Männer.“

„Ich werde es dem Vogt ausrichten“, nickte Richeza.

„Soll ich den Kriegszustand ausrufen lassen und den Leuten für einige Tage verbieten, Fer Henna zu verlassen?“

Grübelnd fuhr sich die Edle mit der Zunge über die Zähne. Sie hasste es, solche Entscheidungen treffen zu müssen, von der das Leben anderer Menschen abhingen. Sie schaffte es ja nicht einmal, für ihr eigenes Leben die richtigen Entscheidungen zu treffen, dachte sie bitter. Nein, jetzt war keine Zeit für Selbstmitleid.

„Ich denke, das wird nicht nötig sein“, antwortete Richeza zögernd. Auch, wenn die Halbfelfe mehrmals behauptet hatte, daß sie beobachtet würden, hatten sie unterwegs doch nichts von den Ferkinas mitbekommen und waren vor einer Stunde unbehelligt in Fer Henna eingetroffen. Wahrscheinlich hatten sie den Wilden tatsächlich den entscheidenden Schlag verpaßt und sie für eine Weile ausgeschaltet. Aber was, wenn nicht? Hatte sie nicht schon genug Leute in den Tod geführt?

Ihr Blick fiel aus dem Fenster der Wachstube des Torturms hinunter auf den Dorfplatz, auf welchem Boraccio sich mit seinem Weibel und der Söldnerführerin beriet. Vielleicht sollte sie den Junker nach seiner Meinung fragen, er hatte fraglos mehr Ahnung von diesen Dingen als sie. Aber der Gedanke mißfiel Richeza. Seit jenem Morgen in den Bergen hatten sie kaum mehr ein Wort miteinander geredet, und sie hatte ohnehin schon den Eindruck, in seiner Schuld zu stehen, da wollte sie nicht auch noch seinen Rat in Anspruch nehmen. Überhaupt, es war nicht seine Sache, und irgendetwas würde sie vielleicht auch einmal allein entscheiden können, ohne, daß es die üblichen, schlimmen Folgen nach sich ziehen würde.

„Im Umland gibt es einige verstreute Höfe, wenn Ihr meint, daß die Ferkinas auf Rache aus sind, werden wir uns auch um die kümmern müssen“, erklärte Sandro Emmerdan.

„Sind es viele? Könnt Ihr die Leute nicht einige Zeit in Fer Henna unterbringen, bis wir Entsatz geschickt haben?“, fragte Richeza, ohne aufzusehen. Unten auf dem Platz hatte sie den Sohn der Selaquierin entdeckt, der scheinbar gelangweilt an einem Baum lehnte, dann aber das Mädchen Sedlana anrief, als dieses mit ihrem Bruder auf dem Arm aus einer der Hütten kam.

„Es sind schon einige Höfe“, erwiderte der Hauptmann. „Ich werde Tercio gleich hinschicken, er soll die Leute warnen. Morgen sende ich ein paar Mann, die Bauern herzuführen. Für ein, zwei Wochen werden wir ihnen Schutz bieten können, aber für das Vieh wird es eng. Lange werden wir die Tiere nicht hier aufnehmen können, ich bezweifle aber, daß die Bauern sie zurücklassen wollen; sie leben von ihnen.“

„Ja, schickt Tercio“, nickte Richeza, den Blick noch immer auf Domna Praiosmins Sohn gerichtet, der jetzt mit Sedlana sprach. Das Mädchen lachte und wies zu dem anderen Turm hinüber und machte dann eine Bewegung, die das ganze Dorf zu umfassen schien. Der Junge lächelte und nickte. Sein Haar glänzte golden in der tiefstehenden Nachmittagssonne. Schließlich verabschiedete sich Sedlana und hielt auf den Junker zu. Auf dem Weg dorthin drehte sie sich noch zweimal nach dem Sohn der Vogtin um. Der sah ihr nach, lächelte ihr zu, stieß sich dann von dem Baum ab und schlenderte aus Richezas Gesichtsfeld.

Die Edle wandte sich wieder dem Hauptmann zu. „Sorgt für die Leute, wie ihr es könnt. Ich werde dem Vogt Bericht erstatten, und er wird Euch Entsatz schicken. Das wird aber mindestens eine Woche dauern.“

Sandro Emmerdan nickte. „Gut. Ich danke Euch, Wohlgeboren. – Tercio!“ rief er die Turmtreppe hinab. „Komm herauf, ich habe mit dir zu reden!“

Nein, dachte Richeza, das war wirklich nicht derselbe Mann wie vor einer Woche. Es mußte am Fieber gelegen haben, daß er so unfähig erschienen war. Beiläufig nickte sie dem kleinen Söldner Tercio zu, als der sie grüßte. Hauptmann Emmerdan hielt ihr die Kammertür auf. „Guten Abend, Wohlgeboren!“

„Auch Euch.“

Müde schleppte sich die Edle die Turmtreppe hinab. Sie wollte nur noch einen Bissen essen, ein Bad und ihr Bett.

Ihren kleinen Bruder auf dem Arm, kam Sedlana auf Boraccio zu. Sie wartete einen Moment, bis eine Gesprächspause entstand, dann sprach sie den Junker an: „Du hast die Mädchen gekriegt. Ich kriege noch dreißig Silber.“

Etwas überrascht schauten die drei Erwachsenen auf das Kind, das vor ihnen stand, das Kinn trotzig vorgereckt. Jacopo machte Anstalten, sie zu verscheuchen, aber der Junker hielt seinen Weibel mit einer Handbewegung zurück. Er machte einen Schritt auf das Mädchen zu. „Ja, das stimmt, du hast dir dein Geld verdient.“ Er griff in die mit Silber beschlagene Ledertasche an seinem Gürtel, holte einen ledernen Beutel hervor, dessen Inhalt metallisch klimperte. Die Augen der Kleinen hafteten begehrlieh an dem Beutel, als Boraccio ihn noch einmal öffnete und einen Blick hineinwarf. Sie setzte ihren Bruder auf dem Boden ab. Er zog die Schnüre wieder zu und war ihr den Beutel zu. Sie fing ihn auf, öffnete ihn und begann den Inhalt in ihre Hand auszuschütten. Silberne Münzen klimperten, einige fielen zu Boden. Gierig beugte sie sich runter und sammelte die Silberstücke wieder auf. Angestrengt begann sie die Münzen zu zählen, hatte aber angesichts der großen Menge ihre Schwierigkeiten.

Belustigt sah Boraccio ihr beim Zählen zu. „Du kannst mir ruhig vertrauen“, bemerkte er halb freundlich, halb spöttisch, was ihm einen giftigen Blick einbrachte. Endlich war sie fertig mit dem Zählen und schien zufrieden zu sein mit dem Ergebnis. Dann verstaute sie alle Münzen wieder im Beutel und band ihn sorgfältig zu. Sie wandte sich bereits zum Gehen, als der Junker sie ansprach: „Hast du Lust, dir noch mehr zu verdienen?“

Abrupt blieb zu stehen und drehte sich wieder um. „Wieviel und was muß ich dafür tun?“ fragte sie trotzig. Ein Schmunzeln umspielte die Lippen des Junkers. Er ging neben ihr in die Hocke, um auf Augenhöhe mit ihr zu kommen. Im verschwörerischen Ton bot er ihr an „Du kannst dir noch ein ganzes Goldstück verdienen, wenn du mir einen kleinen Gefallen tust.“ Forsch sah sie ihn an: „Dein Gold kannst du behalten, ich will lieber sechs Silberstücke haben!“

Fast hätte Boraccio laut aufgelacht. „Bei Phex, du bist ja eine harte Geschäftsfrau!“, klagte er mit gespielmtem Ernst. „Aber der Herr Praios sagt, wir sollen ehrlich sein, drum will ich dir zehn Silber geben anstatt des Golds.“

Ihre Augen wurden groß. „Und was muß ich dafür tun?“ fragte sie.

„Nun, ich habe gesehen, daß du dich gut mit dem Sohn von Domna Praiosmin verstehst, nicht wahr?“ Sie nickte. „Vielleicht fragst du ihn mal, wo die beiden die ganze Zeit gewesen sind, da oben in den Bergen. Und was sie dort so getrieben haben. Ach ja, und wer sein Vater ist und was der so macht, wüßte ich auch ganz gerne. Würdest du das für mich rausfinden?“

Sie überlegte angestrengt. „Aber warum fragst du ihn nicht selber?“ wollte sie wissen.

„Ich glaube, mir würde er das nicht verraten. Aber dir sagt er das bestimmt.“

„Und warum willst du das wissen?“

„Weil ... ich mich wundere, was sie in den Bergen zu suchen haben und glaube, daß sie etwas verbergen. Also, was ist jetzt? Machst du es?“

Sie überlegte angestrengt, man konnte den inneren Kampf an ihrem Gesicht ablesen. Boraccio blickte wie beiläufig auf ihren kleinen Bruder. Unwillkürlich folgte sie seinem Blick. Schließlich seufzte sie. „Also gut, ich mach's.“

„Gut, gut, aber sieh zu, daß er nichts merkt! Meld dich morgen bei mir!“

Boraccio gesellte sich wieder zu den anderen und schaute dem Mädchen noch nach, während sie mit ihrem Bruder auf dem Arm in Richtung einer Hütte verschwand.

Jacopo räusperte sich. „Und Ihr seid sicher, Capitan, daß sie mehr rauskriegt?“

„Wir werden ja sehen. Die alte Vettel jedenfalls schweigt wie ein Grab und windet sich wie ein Aal. Wenn die nichts zu verbergen hat, dann will ich nach Keft zu diesem Novadi-Götzen pilgern!“

Der Weibel lachte laut auf. „Aber rechnet nicht damit, daß ich freiwillig mit in diese glühende Sandgrube komme!“

„Keine Loyalität mehr unter den Menschen!“ brummte der Junker in gespielmtem Ärger. „Aber genug geplaudert für heute. Zeit für einen kleinen Ausritt, ich weiß ja schon gar nicht mehr, wo bei einem Pferd vorne und hinten ist. Wollen doch einmal sehen, was diese Bauerntölpel hier mit meinem armen Rosario angestellt haben.“ Schnellen Schrittes eilte er in Richtung Stall.

Boraccio zog die Sattelriemen fest und zauberte dann aus seiner Tasche eine große Karotte hervor, die er seinem Hengst, einem außergewöhnlichen großen Yaquirtaler mit blauschwarz glänzendem Fell, anbot. Während das Pferd gierig die Möhre fraß, liebte der Junker das edle Tier und redete ihm freundlich zu. Nachdem die Leckerei verspeist war, schnaubte der Hengst und begann vorwitzig Boraccios Tasche zu erkunden. „Jetzt ist aber gut!“, lachte dieser und schob sanft den Kopf weg. „Du wirst mir ja noch ganz fett hier! Wird Zeit, daß du dich wieder bewegst.“

Gerade wollte er in den Sattel steigen, als er Richeza erblickte, die anscheinend in Richtung Gasthaus unterwegs war. „Domna Richeza!“ rief er ihr zu. „Rosario hier und ich, wir wollen noch einen kleinen Ausritt machen, solange es noch hell ist. Vielleicht mögt Ihr uns ja begleiten?“

Richeza wandte sich um und kam ein paar Schritt näher, blieb dann aber stehen und schüttelte den Kopf. „Nein, Dom, ich bin müde und freue mich nur noch, etwas Schlaf zu bekommen.“ Bedauernd verzog sie den Mund. „Außerdem habe ich kein Pferd mehr.“

Der Junker schaute etwas betrübt drein. „Ah, nun ja, ein Pferd hätten wir noch für Euch aufgetrieben, wenn auch keines, was Eurem gleich kommt. Aber wenn Ihr natürlich zu müde seid ...“ Er seufzte. „Wollt Ihr eigentlich schon morgen nach Kornhammer aufbrechen? Und hat Domna Praiosmin sich einmal näher geäußert, wohin sie zu reisen gedenkt?“ Ohne die Antwort abzuwarten, ging er die letzten Schritte bis zu ihr rüber. Mit gedämpfter Stimme fuhr er fort: „Übrigens habe ich das Mädchen, daß uns in die Berge geführt hat, mal drauf angesetzt, ihren Jungen auszuhorchen. Es muß doch rauszufinden sein, ob er tatsächlich der Sohn von Rakolus ist.“ Er näherte sich ihr noch mehr und fragte in verschwörerischem Ton. „Ach, würde es Euch eigentlich sonderlich stören, wenn ich den Jungen mitnehme? Ich denke der Commandante, ich meine, der Baron von Cres, wird sich sicherlich für ihn interessieren.“

Richeza runzelte die Stirn. „Wieso mitnehmen? Ich habe es so verstanden, daß Domna Praiosmin uns bis Kornhammer begleiten und von dort aus nach Selaque weiterreisen wird. Mit ihrem Sohn, oder? Ihr habt doch nicht vor, ihn zu entführen? Ihr wollt ihn Dom Danilo ausliefern? Nur auf einen Verdacht hin?“ Sie schüttelte leicht den Kopf. „Dom, Eure Methoden mögen so manchem sauer aufstoßen.“ Sie grinste ein wenig. „Daß Ihr so einfach mit einem Haufen Bewaffneter in Königliches Lehnland eingedrungen seid, dafür wird mein... der Vogt gewiß Verständnis aufbringen, nach dem, was Ihr ... nun ... auch für mich getan habt. Aber wenn Ihr den Jungen mitnehmt, wie Ihr sagt ... Wie wollt Ihr das anstellen? Ich glaubte, Ihr gedachtet, uns bis Kornhammer zu begleiten? Der Vogt wird aber niemals zulassen, daß Ihr den Sohn Domna Praiosmins aus seiner Burg stiehlt, und ich bezweifle, daß die Domna so erpicht darauf ist, Euch ausgerechnet zum Creser zu begleiten. Wenn das also Euer Plan ist, Dom, so hättet Ihr mir besser nichts davon erzählt. Denn wie soll ich meinen Großvater anlügen? Selbst wenn ich wollte ...“ Entschuldigend schüttelte sie den Kopf.

„Manchmal muß man sich eben unbeliebt machen“, antwortete er vielsagend. „Ist Euch eigentlich bewußt, was für ein Fang das wäre? Man sagt, Rakolus gehöre zu den neuen Machthabern in der Warunkei. Ich weiß gar nicht recht, wem ich den Jungen ausliefern sollte. Neben dem Commandante haben sicher die Golgariten oder die Boron-Kirche ein Interesse an Rakolus' Sohn, und am kaiserlichen Hof könnte man auch durchaus erfreut sein.“ Er sah sie direkt an und lächelte. „Aber Ihr habt natürlich recht, es wäre sehr unhöflich, Euch oder Euren Großvater in die Sache zu verwickeln, vor allem falls sich die Vermutung als falsch herausstellt.“ Er seufzte ein wenig und kratzte sich am Kopf. „Um ehrlich zu sein, habe ich noch keine gute Idee, wie das zu bewerkstelligen ist. Aber wenn mir etwas eingefallen ist, dann werde ich es Euch als erste nicht wissen lassen.“ Er grinste und zwinkerte verschwörerisch mit dem gesunden Auge.

„Na dann“, erwiderte Richeza mit eher nachdenklichem Lächeln. „Nur, Dom: Es ist auch Domna Praiosmins Sohn. In erster Linie sogar. Ich meine: Das zumindest steht fest. Und selbst wenn es das Kind vom Schrotensteiner ist: Wer sagt, daß die Domna den Jungen überhaupt gewollt hat? Oder der Schrotensteiner? Vielleicht schadet Ihr Domna Praiosmin mehr als Rakolus, wenn Ihr ihr das Kind wegnehmt.“ Einen Moment lang starrte die Edle düster auf den Rappen, dann schüttelte sie den Kopf. „Wie auch immer: Ihr werdet schon wissen, was Ihr tut. Bis Morgen, Dom, und laßt Euch nicht von den Ferkinas erwischen.“ Sie wandte sich zum Gehen.

„Ein Frage noch, Domna“, rief er ihr hinterher. „Bin ich eigentlich der einzige, der sich darüber wundert, daß die gute Domna Praiosmin jahrelang verschwindet, zusammen mit dem höchsten Schergen Razzazors, plötzlich wieder zufällig in den Bergen auftaucht, einen Sohn hat, von dem niemand vorher etwas gehört hat, keinerlei Erklärung abgibt und am liebsten wieder sang- und klanglos verschwunden wäre? Seid Ihr sicher, daß Ihr eine solche Nachbarin wieder haben wollt? Ich jedenfalls wäre nervös!“

Richeza drehte sich noch einmal um, öffnete den Mund zu einer Antwort und schloß ihn wieder. Einige Herzschläge vergingen, während derer die Edle den Junker abwägend betrachtete, noch einmal zu einer Antwort ansetzte, sich abermals anders besann und schließlich die Schultern zuckte. „Ich weiß nicht, Dom“, sagte sie. „Ich weiß nicht, wessen Sohn er ist. Und um ehrlich zu sein: Es ist nicht mein Problem.“ Sie lächelte entschuldigend. „Bis morgen also.“

„Ja, bis morgen. Zu schade, daß Ihr zu müde seid.“ Bedauern klang in seinen Worten mit. Er sah ihr noch nach, bis sie in der Schankstube verschwunden war und stieg dann auf sein Pferd. Ohne sich noch einmal umzusehen, ließ er sein Pferd in Richtung Tor traben. So bemerkte er auch nicht, wie Aureolus vorsichtig hinter einer Hausecke hervorlugte und ihm nachsah. Der Blick des Jungen war geteilt, und sobald der Junker außer Sicht war, rannte er zum Gasthaus, wo seine Mutter untergekommen war.

Krieg

6. TRA 1030 BF

Durch die offenen Fenster der Schankstube schien freundliches Morgenlicht, und auf den Bäumen des Dorfplatzes zwitscherten die Amseln. Die Schankstube war noch leer, allein zwei der Mädchen, die Zulhamin stets zur Hand gingen, wischten die Tische. Die Wirtin selbst stand an einem der Fenster, einige Nägel zwischen den Zähnen, einen Hammer in der Hand und ersetzte den zerbrochenen Fensterrahmen durch ein neues Brett. Als der Junker die Stiege herabkam, legte sie das Werkzeug beiseite und lächelte ihm zu.

„Einen guten Morgen, Wohlgeboren. Fadinha, bring' unserem Gast etwas zu Essen. Ich hoffe, Ihr habt wohl geruht“, wandte sie sich wieder an den Junker, wurde dann aber von plötzlichem Geschrei abgelenkt, das durch das Fenster herein scholl. Ein Junge stürmte über den Dorfplatz und im nächsten Moment schon zur Tür herein, warf einen Blick in die Schankstube und war fast schon wieder verschwunden, als die Wirtin ihn anrief. „He, Eslameo, was ist los?“

Der Bursche blieb im Türrahmen stehen. „Tercio“, keuchte er. „Sie ham ihn umgebracht. Wo ist der Capitan?“

„Schläft noch. Wer hat ihn ... Warte!“

Doch der Junge war schon wieder aus der Tür. Zulhamin drehte sich zu Boraccio um und blies scharf die Luft aus. „Tercio. Der Hauptmann hat ihn gestern losgeschickt, die Bauern vor den Ferkinas zu warnen.“

Boraccio seufzte. Fast hatte er so etwas erwartet. Simyane hatte berichtet, daß sie wahrscheinlich verfolgt wurden, und die Halbfelfe irrte sich selten in solchen Dingen. Wenn sie auf zusammen auf der Jagd waren, erstaunte sie ihn immer wieder mit ihren Fähigkeiten. Er hatte gelernt auf ihre elfischen Instinkte zu vertrauen. Offenbar vertraute man hier nicht so sehr drauf. „Haben sie ihn etwa alleine losgeschickt?“ brummte er. „Ich geh mir das mal ansehen. Laßt das Frühstück nicht kalt werden!“, sagte er zu niemand bestimmten und spazierte zur Tür raus.

Eher gemächlichen Schrittes ging er zum Tor, wo sich bereits ein Menschaufwurf gebildet hatte. Unterwegs gesellte sich Jacopo zu ihm. „Weißt du schon was?“ fragte der Weibel ihn. „Wohl nicht mehr als du.“ Boraccio zuckte mit den Schultern. „Sie haben einen losgeschickt, und nun haben sie ihn wohl gefunden.“

„Ja“, brummte Jacopo, „er sollte die Bauern warnen. Frag mich, warum er alleine los ist. War doch zu erwarten, daß die Wilden hier noch rumschleichen.“

„Wollten wohl keinen entbehren. Fragt sich auch, ob zwei Leute nicht einfach zu zwei Gräbern geführt hätten.“

Inzwischen waren sie bei der Menschenmenge angekommen. Einer der Söldner versuchte, die Leute wegzudrängen.

„Macht mal Platz hier!“ rief Jacopo. Der massige Weibel bahnte sich unsanft einen Weg durch die Menge, und der Junker folgte in seinem Fahrwasser. Einige Ellenbogenstöße und Schubser später hatten sie sich bis zum Tor durchgearbeitet. Boraccio erkannte Tsaiane Drakenstein und ging zu ihr. „Guten Morgen! Was ist denn hier eigentlich los?“

Die Fer Hennaer Weibelin drehte sich mit grimmigem Gesicht zu dem Junker um und hob dann das hoch, was sie in der Hand hielt und was Boraccio erst beim zweiten Hinsehen als menschlichen Kopf ausmachen konnte, blutüberströmt, die eingefallenen Augen starr gen Himmel gerichtet, ein mit scharfer Klinge beigebrachtes Schnittmuster im Gesicht. "Das ist los", knurrte die Söldnerin. "Tercio. Hing am Tor. Die Schweine! Der Rest ist nicht aufzufinden. Euer Spitzohr ist schon los, Spuren suchen. Sagt, hier in der Nähe war nur einer, da ist sie sicher. Ich hab gesagt, sie soll da besser nicht alleine rausgehen, aber sie meinte, ich soll mir mal keine Sorgen machen, wir sollen aber besser drinbleiben, bis sie wieder da ist und mehr zu berichten weiß."

Interessiert betrachte Boraccio den Kopf, besonders die Schnitte schienen es ihm angetan zu haben. „Hm“, brummte er schließlich. „Unsere Freunde haben uns den Fehdehandschuh hingeworfen, aber heute werden wir sie nicht mehr hier sehen. Die kommen ein anderes Mal wieder, wir sind im Augenblick zu stark hier. Der arme Tercio soll uns nur daran erinnern. War vielleicht nicht so klug, ihn alleine loszuschicken. Habt Ihr Euren Capitan schon gefunden?“

Tsaiane Drakenstein öffnete den Mund zu einer Erwiderung, schloß ihn dann aber und nickte mit dem Kopf an Boraccio vorbei, wo sich Sandro Emmerdan soeben durch die Menge drängte.

„Was ist hier los?“, wollte der Söldnerhauptmann wissen, aber da hielt ihm die Weibelin bereits den Kopf des Toten hin. Knapp berichtete sie, was geschehen war.

„Verflucht!“, knurrte Emmerdan und kratzte sich an der Wange. „Rosandro“, wandte er sich an einen der Söldner, die im Toreingang standen, „schick die Leute hier weg. Keiner verläßt mir das Dorf, ohne meine ausdrückliche Erlaubnis. Rinaya, weck' die Capitana Sandolorez und Ihre Wohlgeboren. Sieht wohl so aus, als bräuchten wir bald etwas mehr Verstärkung hier.“ Die Zähne an seiner Oberlippe musterte er Tercios Kopf. „Ferkina-Zeichen. Hm. Nun ja, wir haben genug von den Kerlen hier, die uns gewiß sagen können, was sie bedeuten.“ Er wandte sich an Boraccio. „Wohlgeboren, wann gedenkt Ihr mit Euren Leuten Fer Henna zu verlassen? Und wie groß schätzt Ihr die Gefahr für die Leute hier und die Bauern im Umland ein?“

„Capitan, bei dem Zeichen kann ich Euch weiterhelfen“, erwiderte Boraccio. „Es ist eine Kriegsrune. Sie haben uns damit praktisch die Fehde erklärt, wenn Ihr so wollt. Hätten sie sich stark genug gefühlt, dann hätten sie direkt angegriffen. Aber wir haben ihnen empfindliche Verluste beigebracht, und jetzt hier mit dem Rest Eurer Leute als Verstärkung, im Schutz der Mauern, trauen sie sich nicht. Wenn sie noch stark wären, hätten sie uns schon auf dem Rückweg angegriffen.“ Er zupfte seinen Kinnbart. „Ich vermute, sie werden sich früher oder später wieder zurückziehen. Der Winter kommt bald, dort oben in den Bergen erst recht, und sie haben eine recht ansehnliche Herde, da wir mein Vieh nicht holen konnten. Damit werden

sie zum lohnenden Ziel für jeden anderen Stamm in der Gegend, vor allem, weil sie jetzt schwach sind. Nein, sie können es sich nicht leisten lange hierzubleiben und einen weiteren Zusammenstoß mit überlegenen Kräften zu riskieren.“ Ernst schaute er Emmerdan an. „Aber sie könntet sich noch an abgelegenen Höfen vergreifen. Ihr solltet sie vorerst räumen lassen und alle hierher bringen. Aber schickt keine einzelnen Leute mehr raus, Ihr seht ja selbst. warum.“ Dann grübelte er. „Eigentlich wollte ich ja zusammen mit der Domna abreisen und meine Leute nach Hause schicken. Vermutlich müssen wir das noch mal besprechen. Und um Eure Frage vorwegzunehmen: Ich denke, ein paar Tage können wir noch hierbleiben. Aber nicht allzu lange, ich habe fast alle meine Leute mitgenommen und die Landwehr ... nun ... könnte noch ein paar Lektionen gebrauchen, um es mal so zu sagen.“ Knurrend fügte er hinzu: „Und Ende des Monats habe ich kaum noch Leute, die Condottiera wird sich mit ihrem Terzio aus dem Staub machen, sobald der Kontrakt ausläuft.“ Er blickte in den Ort rein und warf einen finsternen Blick in Richtung der Söldner von Zefira, die gerade aus einer Scheune kamen und müde ihre Glieder reckten. Dann wandte er sich wieder dem Capitano zu. „Wie lange dauert es denn, bis Ihr Verstärkung hier haben könnt?“

„Hm“, machte der Hauptmann. „Ihre Wohlgeboren meinte, es wird mindestens eine Woche dauern, bis Entsatz da ist. Bis Kornhammer sind es zwei bis vier Tagesreisen, je nach Wetter und wie gut man vorankommt. Aber ich weiß nicht, ob noch Truppen auf Scheffelstein stationiert sind. Seit dem Krieg ist es mit Bewaffneten hier draußen recht knapp. Bis die Kaiserlichen aus ihrem Turm da sind, kann's noch mal ein, zwei Tage länger dauern. Und bis neue Mercenarios aus Ragath hier sind.“ Er winkte ab. „Gehen wir rein und besprechen das mit den anderen. – Tsaiane, sorg dafür, daß die Tore zu bleiben. Hm, und wir brauchen noch wen, um den Bauern Bescheid zu geben.“

„Wie lange braucht Ihr denn, um alle Bauern zu erreichen?“ wollte der Junker wissen. „Meine Leute könnten einstweilen die Wache übernehmen. Nur losschicken würde ich sie ungern, unser Marsch steckt allen noch in den Knochen und sie wüßten ja doch nicht, wohin sie zu gehen hätten.“

Der Hauptmann warf Boraccio einen Seitenblick zu. "Zwei Tage kann es dauern, die Gehöfte liegen verstreut." Er öffnete die Tür zu Zulhamins Haus und betrat die Schankstube. "Graciosa, wir brauchen das Kaminzimmer", wandte er sich an die Wirtin, die noch immer mit der Reparatur des Fensters beschäftigt war. "Essalina", befahl er einem der Schankmädchen. "Geh die Capitana wecken. – Ist die Edle schon wach?" "Keine Ahnung", erwiderte Zulhamin. "Sie war noch nicht unten."

„Dann laßt sie wecken!“ brummte Boraccio. „Und schickt auch jemand zu meinem Weibel, er und die Condottiera sollen ihren Hintern hierher bewegen!“ Er überlegte kurz. „Und, ach ja, mein Magen ist immer noch leer. Wird Zeit für ein Frühstück. Sorgt doch bitte dafür, daß wir gleich nicht verhungern, ja?“ Er beachtete die Wirtin nicht weiter, wandte sich wieder dem Hauptmann zu. „Zwei Tage werden wir schon noch hier bleiben können, eine kleine Rast wird den Verwundeten ganz gut tun.“

Der verlorene Sohn

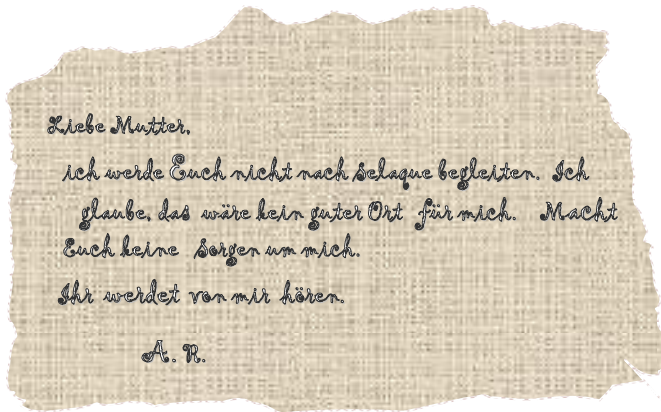
Richeza knetete ihre Unterlippe. Die Nachricht vom Tod des kleinen Söldners hatte sie getroffen. Auch wenn niemand ihr einen Vorwurf machte, fühlte sie sich doch, als hätte sie selbst ihn in den Tod geschickt. Hätte sie nicht voraussehen müssen, daß die Ferkinas noch in der Nähe waren? Hatte der Hauptmann sie nicht nach ihrer Einschätzung der Gefahr gefragt? Der Junker hätte Tercio gewiß nicht alleine losgeschickt. Verstohlen warf sie ihm einen Blick zu. Sie mußte zugeben, daß sie sich nie um militärische Fragen gekümmert hatte, auch nie hatte kümmern müssen. Das hatten immer andere für sie getan. Ihr Großvater, Ramiro, die Traditionalisten und Reconquistadores. Sie selbst hatte stets nur darauf gebrannt, die Waffe in die Hand zu nehmen, selbst zu kämpfen und ihren Zorn zu kühlen. Wie dumm sie gewesen war!

Als Boraccio ihrem Blick begegnete, senkte sie die Augen auf ihren Teller. Er mußte sie nur ansehen, damit sie sich schuldig fühlte. Ärgerlich schüttelte Richeza den Kopf, um die düsteren Gedanken zu vertreiben. Nein, sie war nicht ganz dumm! Sie hatte bereits erfolgreich gegen die Ferkinas gekämpft. Früher. Mißmutig verschränkte sie die Arme und versuchte, sich auf ihre Aufgabe zu konzentrieren.

„Also gut“, sagte sie. „Wir bleiben also noch hier, bis den Bauern Bescheid gegeben wurde und sie in Fer Henna eingetroffen sind. Dann reisen wir nach Kornhammer weiter und lassen Entsatz schicken, so schnell es geht.“ Nach Bestätigung suchend, blickte sie zu dem Junker. „Oder? Noch irgendwelche Anmerkungen?“

Boraccio hatte die Edle während ihrer Besprechung beobachtet. Man konnte ihr anmerken, daß sie unerfahren war in solchen Dingen, daß sie sich sehr unsicher fühlte mit ihrem Kommando. Eben wie ein junger Fähnrich, der nun den Befehl über erfahrene Haudegen hatte. Zumindest schien sie nicht völlig überfordert zu sein mit der Situation, glücklich wirkte sie allerdings auch nicht. Er mußte daran denken, wie er damals zum ersten Mal die Schwadron führen mußte und wie elend er sich gefühlt hatte, und er mußte ein kleines Grinsen unterdrücken.

Sie war fertig mit ihrer Ansprache. „Domna Richeza, wenn Ihr nichts dagegen habt, dann schlage ich vor, wir sehen uns in den zwei Tagen mal um, wo unsere speziellen Freunde abgeblieben sind und lassen uns auch mal in ordentlicher Anzahl blicken. Das wird sie hoffentlich verschrecken. Wenn wir nach den zwei Tagen noch Anzeichen finden, daß sie in der Nähe sind, dann sollten wir unsere Pläne gegebenenfalls noch einmal überdenken. Im Moment sind wir hier recht stark, daß sollten wir ihnen auch demonstrieren. Nur diese Sprache verstehen die Burschen!“ Er legte eine kurze Pause ein und sah die Edle direkt an. „Langfristig sollte Euer Großvater sich etwas einfallen lassen. Die Garetier haben sich vor einigen Jahren



unter der Führung des Höllenwallers, unseres nördlichen Nachbarn, zusammen getan und haben einen größeren Kriegszug in die Berge unternommen, um die Ferkinas ordentlich aufzumischen. Das hat ihnen eine Zeitlang Respekt verschafft.“

Nachdenklich rieb Richeza sich das Ohr. „Hm, ja. Auf die Garetier werden wir kaum hoffen dürfen. Aber vielleicht sehen die Ragatier ja endlich ein ...“ Abgelenkt blickte sie in Richtung Tür, von der ein plötzlicher Lärm aus der Schankstube hereindrang. „Äh... ja, vielleicht sehen die Ragatier ein, daß es so allmählich nicht weitergeht mit den Ferkinas. Gr... Der Vogt muß etwas unternehmen. Falls es keine Reaktionen gibt, werden wir das auf der Landständeversammlung noch einmal zur Sprache bringen müssen. Für jetzt ...“

Sie fuhr hoch, als die Tür in ihrem Rücken plötzlich aufgerissen wurde und blickte über die Schulter. Dort stand eine aufgebrachte Domna Praiosmin mit hochrotem Kopf und nahezu nachlässig geschnürtem Korsett.

„Wo ist mein Sohn?“, fragte sie. „Hat irgendjemand meinen Sohn gesehen?“

Etwas verträumt hatte Boraccio in Richtung der Edlen geschaut. Wie alle anderen Anwesenden, starrte Boraccio erstaunt in Richtung der Tür, die ausgefüllt wurden von Domna Praiosmins massiger Gestalt, ja fast mochte man sagen: von ihrem wogenden Busen. Er überlegte noch, ob er von dem Anblick erschreckt, angewidert, peinlich berührt oder erheitert sein sollte, als sie bereits mit ihrer Frage heraus platzte. Langsam erhob er sich. „Guten Morgen, Domna Praiosmin.“ Er deutete eine Verbeugung an und warf dem gähnenden Jacopo und der etwas abwesenden Zafira einen finsternen Blick zu. Die beiden verstanden die Geste und beeilten sich damit sich zu erheben und sich ebenfalls mehr oder weniger höflich zu verbeugen.

„Nein, ich weiß leider nicht, wo Euer Sohn ist“, fuhr der Junker fort. „Ich habe ihn auch nicht draußen am Tor gesehen. Aber es schien mir, daß er sich gut mit diesem Hirtenmädchen versteht, das uns in die Berge geführt hat. Vielleicht ist er ja bei ihr. Ich meine, die beiden sind ja langsam in dem Alter ...“ Gerade noch rechtzeitig unterbrach er sich, bevor der strafende Blick der Domna ihn zu einem Häufchen Asche verwandeln konnte. Jacopo biß sich auf die Unterlippe, in dem verzweifelten Bemühen, die Fassung zu bewahren. Der Junker räusperte sich. „Ähm, nun ja, wann habt Ihr ihn denn das letzte Mal gesehen?“

„Gestern Abend“, erwiderte die Domna. „Als wir uns zu Bett begaben. Domnatella Rinaya, Ihr müsst ihn suchen lassen“, wandte sie sich an die Edle, die sich, wie alle anderen auch, erhoben hatte. „Richeza“, verbesserte diese. Warum in aller Welt verwechselte sie jeder mit der toten Madjani?

„Ja, verzeiht.“ Domna Praiosmin ballte ihre Faust um ein Stück Stoff, das sie in der Hand hielt und ließ die Schultern hängen. „Der dumme Junge“, stieß sie aus, „der dumme, arme Junge.“ Zitternd rang sie nach Luft, dann hatte sie sich wieder unter Kontrolle. Mit einer Hand ihre Kleider ordnend, blickte sie streng in die Runde. „Dom, Domnatella“, wandte sie sich an die beiden Adligen, „ich fürchte, mein Sohn ist zurück in die Berge gegangen. Wenn Ihr eine Möglichkeit seht, ihn zu finden, wäre Euch mein Dank gewiß. Andernfalls“, sagte sie, erneut aufgewühlt, „werde ich ihn wohl alleine suchen müssen.“

„Äh, Domna, so beruhigt Euch doch erst einmal.“ Der Junker redete mit überraschend beruhigender Stimme. „Er wird bestimmt hier irgendwo im Ort sein, wir lassen ihn gleich suchen. Ansonsten sprachen wir eben gerade davon, Patrouillen loszuschicken, die können ihn dann auch suchen.“ Die Ferkinas erwähnte er wohlweislich nicht. Er fluchte innerlich. Wenn dieser verfluchte Bengel nun den Wilden in die Hände fiel ... das hatte ihm gerade noch gefehlt! Andererseits war es eine hervorragende Gelegenheit, ihn unauffällig verschwinden zu lassen, eigentlich hätte es fast nicht besser kommen können. Es galt jetzt nur, ihn vor allen andern zu finden. „Ja, wir sollten ihn suchen!“

„Ihr werdet ihn hier nicht finden“, erklärte Domna Praiosmin, und auf die fragenden Blicke hin, schwieg sie einen Moment, ehe sie zögernd das Stück Stoff auf den Tisch legte. Es schien aus einem Laken herausgerissen worden zu sein. Mit leicht verlaufener Tinte stand darauf geschrieben:

Nachdem Richeza einen Blick auf das Tuch geworfen hatte, beobachtete sie die Reaktion des Junkers.

Interessiert studierte Boraccio die Nachricht, deren Inhalt er überrascht zur Kenntnis nahm. Ratlos kratzte er sich am Hinterkopf. „Äh, nun ja, sieht ganz danach aus, als ob er tatsächlich weg ist. Trotzdem sollten wir auch hier suchen,

vielleicht ist er ja doch nicht weggegangen.“ Er schaute ernst in die Runde. „Wenn er allerdings da draußen ist, dann sollten wir schleunigst nach ihm suchen!“ Einen Moment schaute er nach unten, um sich zu sammeln, dann blickte er der Selaquerin in die Augen. Mit ruhiger, aber fester Stimme sagte er: „Domna Praiosmin, der Grund warum wir uns hier treffen ist der, daß es in der Nacht einen Zwischenfall mit den Ferkinas gab. Sie sind immer noch in der Gegend. Darum sollten sowieso Patrouillen rausgehen, aber nun werden wir wohl mit allen Kräften suchen müssen. Seid Ihr sicher ... ich meine, könnte es da vielleicht einen Zusammenhang geben?“

Die alte Vogtin knetete besorgt ihre fleischigen Finger. „Ferkinas? Aber ich dachte, die Gefahr sei vorerst vorüber? Oh, Herr Praios, mein armer Junge!“ Sie stutzte und blickte den Junker misstrauisch an. „Was meint Ihr: einen Zusammenhang?“

Boraccio seufzte. „Ich sagte doch schon, daß sie uns so schnell nicht in Ruhe lassen. Nur weil sie sich nicht trauen, uns direkt anzugreifen, bedeutet das nicht, daß sie uns nicht verfolgt haben und auf eine günstige Gelegenheit lauern. Sie haben uns erst heute Morgen eine ... sehr eindeutige Grußbotschaft übermittelt.“ Seine Züge verhärteten sich und er richtete sich noch etwas auf, so daß seine recht imposante Größe zur Geltung kam. „Domna Praiosmin, mir ist immer noch nicht klar, wie und warum ihr in das Lager dieser Ferkina gekommen seid. Deswegen frage ich Euch: Gibt es vielleicht einen Grund, warum sie an Eurem Sohn interessiert sein könnten? Steht sein Verschwinden vielleicht in einem Zusammenhang mit dem Auftauchen der Wilden? Oder ist es nur eine unglückliche Verkettung von Umständen? Und wie sieht es mit den Kenntnissen und Fertigkeiten Eures Jungen aus, was das Leben in den Bergen angeht? Wird er eher morgen hungrig und frierend zurückkehren, falls sie ihn nicht erwischt haben, oder kennt er sich aus und weiß vielleicht von geheimen Lagerplätzen?“

Eine steile Falte hatte sich auf Domna Praiosmins Stirn gebildet, aber sie schwieg. Schließlich ließ sie sich auf einen Stuhl fallen, der unter ihrem Gewicht ein häßliches Knacken vernehmen ließ, und stützte die Ellenbogen auf den Tisch, ihr breites Gesicht hinter den Händen verborgen. Einige peinliche Momente verstrichen, während derer Richeza zur Vogtin, zum Junker und wieder zurück schaute. Schließlich erhob sich die Edle ebenfalls.

„Geht!“, sagte sie, an die Offiziere gewandt. „Ihr habt die Worte Dom ... Seiner Wohlgeboren vernommen. Geht und haltet Euch bereit. Wir werden noch heute aufbrechen, um die Bauern nach Fer Henna zu geleiten und den Sohn Domna Praiosmins zu suchen. Sorgt dafür, daß wir jederzeit aufbrechen können. Besetzt die Mauern mit Schützen und haltet die Tore verschlossen. Niemand verläßt das Dorf und niemand wird hereingelassen. Mit Ausnahme der Halbfelfe, wenn sie zurückkehrt“, ergänzte sie.

Die Soldaten und Söldner verließen den Raum.

„Nun, Domna Praiosmin“, sagte Richeza nach einem Moment fortgesetzter Stille. „Was habt Ihr uns zu sagen?“

Als noch immer keine Antwort kam, ließ sich die Edle neben der Vogtin nieder und nickte Boraccio zu, doch ebenfalls wieder Platz zu nehmen.

„Domna, wir sind gerne bereit, Euch zu helfen. Wir werden versuchen, Euren Sohn zurückzubringen, wenn Ihr dies wünscht. Aber Ihr solltet schon unsere Fragen beantworten. Also: Glaubt Ihr, die Ferkinas haben es speziell auf Euren Sohn abgesehen? Oder hat er etwas mit ihnen zu tun? Warum ist er gegangen? Und wie weit wird er allein überleben?“

Langsam ließ die Selaquerin die Hände sinken und starrte auf das Stück Stoff auf dem Tisch.

„Er hat nichts mit den Wilden zu schaffen“, erklärte sie langsam, schien nach Worten zu suchen. „Er ist in den Bergen aufgewachsen“, sagte sie endlich. „Bei einer Amme. Er kennt sich dort aus. – Mein armer Junge“, flüsterte sie. „Ich wollte doch nur das Beste für ihn. Habe ihn alleine gelassen.“

Sie schwieg, und die Edle blickte sie mit zweifelndem Gesicht an.

„Er wurde bereits einmal von Ferkinas entführt. Vor einigen Jahren. Mhm. Ich ... fand ihn ... beinahe durch Zufall. Ich wollte ihn nicht mehr allein lassen. blieb bei ihm. Er ist doch mein Junge.“ Mit traurigem Blick tätschelte sie den Stoffetzen. Richeza sah die Vogtin noch immer von der Seite an, schluckte sichtlich und stand dann auf, um einige langsame Schritte durch den Raum zu machen. „Und?“, fragte die Edle. „Wo ist er jetzt? Und wieso wart Ihr bei den Ferkinas?“ Sie blieb vor dem Fenster stehen, den anderen den Rücken zukehrend, und blickte hinaus.

Domna Praiosmin seufzte. „Manche der Sippen in den Bergen sind wilder, grausamer als die meisten, scheint mir. Ich sagte ja bereits, daß sie uns vor zehn Tagen entführten. Aber wir waren nicht die einzigen, wie Ihr wißt“, wandte sie sich nun an Boraccio, da Richeza noch immer in ihrem Rücken stand. „Auch wenn er geschickt ist und den Ferkinas vielleicht entkommt: Bitte sucht ihn.“ Aus ihrem oft so grimmigen Gesicht sprach Verzweiflung. Beinahe flehend blickte sie den Junker an. „Er ist doch mein Junge, mein Sohn!“, flüsterte sie. „Wie könnte seine Mutter ihn alleine lassen?“

Der Junker atmete schwer ein und aus. Er fühlte sich elend. Schon oft hatten ihn Frauen angefleht, ihre entführten Kinder zurückzuholen, mal entführt von Ferkinas, mal von Novadis, mal von Söldnern der verfluchten Borbaradianer. Und jedesmal versprach er, sie zu finden und zurückzuholen, oft wider besseren Wissens. Doch diesmal, ja dieses Mal wollte er den Jungen nur finden, um ihn seiner Mutter wieder wegzunehmen. Und warum? Auf einen vagen Verdacht hin, auf die Möglichkeit hin, vielleicht einen kleinen Vorteil gegenüber einem Feind zu erringen. War es das alles wert?

Er ergriff Domna Praiosmins Hände und drückte sie. „Domna, wir werden tun, was wir können, um ihn zu finden. Sobald meine Späherin wieder da ist, wird sie nach seiner Spur suchen. Sie ist sehr gut darin, wie alle Angehörigen des schönen Volkes.“ Seine Stimme klang beruhigend und strahlte Sicherheit aus, so wie sie eben immer klang, wenn es galt, verängstigte Mütter zu beruhigen. Ja, das konnte er mittlerweile gut, den Leuten Vertrauen einreden, egal wie schlimm die Lage war. Er wandte den Blick ab von der Selaquerin, damit er ihren verzweifelten Gesichtsausdruck nicht mehr ertragen mußte. Leise

fügte hinzu: „Aber wenn er gut genug ist, den Ferkinas auszuweichen, dann finden wir ihn wohl nur, wenn er gefunden werden will.“

„Ich danke Euch, Dom ... Boraccio“, erklärte die Selaquierin, sichtbar erleichtert. Wieder trat Schweigen ein. Richeza stand noch immer am Fenster, beide Hände an den Rahmen gelegt. „Gut“, sagte sie nach einem Moment, wischte sich mit der Rückseite der Hand über das Auge und drehte sich um. Ihr Gesicht war düster. „Dann wäre das ja soweit geklärt. Domna Praiosmin, wenn Ihr etwas essen wollt ...“ Sie deutete auf die Reste des Mahls auf dem Tisch. „Ich werde der Wirtin Bescheid geben, daß sie Euch weitere Speisen nach Eurem Wunsch bringt. Wein und Tee sind noch genug da.“ Richeza wandte sich zur Tür.

„Ja, stärkt Euch noch etwas auf den Schreck hin.“ Schwerfällig erhob sich Boraccio. „Wir sehen derweil mal zu, daß wir bald aufbrechen können.“ An der Tür drängt er sich an Zulhamin vorbei, die gerade mit einer Kanne Tee in das Hinterzimmer wollte.

In der Schankstube fand er Richeza, die gerade Anstalten machte, das Haus zu verlassen. Kurz blickte er sich um und vergewisserte sich, daß sie alleine waren. „Domna Richeza“, sprach er sie an. Die Edle blieb stehen und sah ihn fragend an. Er durchquerte den Raum, und stellte sich vor sie, vermied es aber, sie direkt anzusehen. „Um Eure unausgesprochene Frage zu beantworten: Ich haben den Jungen nicht, ich bin noch nicht mal dazu gekommen, mir Gedanken darüber zu machen.“ Leise fügte er hinzu. „Und ich bin mir nicht mal sicher, ob ich ihn überhaupt noch haben will.“ Er ging zur Tür.

Richeza öffnete und schloß den Mund, ohne etwas zu sagen. Als sich der Junker bereits wieder abwandte, blickte sie ihm erstaunt und schließlich nachdenklich hinterher, ehe sie selbst das Gebäude verließ.

Abschied aus Fer Henna

8. TRA 1030 BF

Auf dem Dorfplatz von Fer Henna herrschte rege Betriebsamkeit. Die Söldner vom Terzio der Condottiera Zefira packten ihre Habseligkeiten zusammen und formierten sich so langsam zum Abmarsch. Die Soldaten aus Aracena in ihren grünweißen Wappenröcken sattelten ihre Pferde und verstauten ihre Ausrüstung. Viele Schaulustige, darunter auch die Bauern aus der Umgebung, die man in den vergangenen Tagen in den Schutz der Mauern geholt hatte, standen herum und betrachteten das Schauspiel. Der Platz war hoffnungslos überfüllt, da man auch das Vieh der Bauernhöfe in den Ort getrieben hatte. Die laute Stimme der Condottiera war zu hören, als sie immer wieder Leute wegscheuchte, damit ihre Mercenarios sich ordentlich aufstellen konnten. Fast hätte man meinen können sich an einem Marktplatz zu befinden, doch die Stimmung war eher gedrückt.

Etwas abseits hatten sich die Adligen sowie Capitan Sandro Emmerdan und seine Weibelin versammelt. Domna Praiosmin wirkte sehr geknickt und hielt sich ein wenig abseits, während die anderen Dom Boraccios Worten lauschten: „Tja, Capitan, wir haben keine weitere Spuren mehr von den Ferkinas gefunden. Ich vermute also, daß sie vorerst aus der Gegend verschwunden sind. Trotzdem solltet Ihr meiner Meinung nach die Leute hier noch im Schutz der Mauern behalten, bis Verstärkung angekommen ist und dann noch einmal die Umgebung durchkämmen. Für die Zukunft kann ich Euch nur raten, auf der Hut zu sein, früher oder später werdet Ihr sie wiedersehen, jede Wette! Ich werde Domna Richeza nach Kornhammer begleiten und mit dem Vogt über die Lage sprechen. Auf Dauer ist es besser, wenn wir die Initiative ergreifen, anstatt immer auf ihre Überfälle zu warten.“

Der Capitan nickte zustimmend. „Ja, Dom, da habt Ihr wohl recht. Wir können nicht neben jeden Bauern und jeden Waldarbeiter einen Soldaten stellen.“ Etwas sehnsüchtig sah er auf die Söldner, die sich zum Abmarsch formierten. „Und Ihr könntet Euch nicht doch vorstellen, vielleicht ein paar Tage länger zu bleiben?“

Boraccio schüttelte den Kopf. „Nein, wir sind schon viel zu lange unterwegs. Ich schicke Domna Zefira zusammen mit meinem Weibel zurück nach Hause und nehme nur zwei Leute mit nach Kornhammer. Seit die Grenze nach Garetien zu ist, treiben sich immer wieder Schmugglerbanden in der Gegend rum. Und dem Höllenwaller ist auch nicht zu trauen. Aber ich glaube auch nicht, daß Ihr uns braucht. Der Ort ist ausreichend befestigt. Aber wenn Ihr Verstärkung erhaltet, dann sucht doch noch einmal nach dem Sohn von Domna Praiosmin, ja? Die Ärmste vergeht ja fast vor Kummer. Den Spuren nach, haben ihn die Ferkinas wohl nicht mitgenommen, vielleicht ist er ja noch in der Gegend.“

Eine halbe Stunde später waren die Soldaten zum Aufbruch bereit. Der Junker hatte Richeza erneut Balbos Fuchs angeboten, für Domna Praiosmin hatte sich ein Aranier gefunden, ein behäbiger alter Gaul eines Waldarbeiters, weit jenseits seiner besten Jahre, aber doch noch kräftig genug, die massige Domna auf seinem Rücken zu tragen.

Schweigend verließen die Adligen und die Aracener Fer Henna, dicht gefolgt von den unberittenen Söldnern. Hinter ihnen fielen die schweren Torflügel zu und wurden verriegelt. „Gute Reise, und bringt uns rasch Entsatz!“, rief Tsaiane Drakenstein ihnen nach. Einige der Söldner drehten sich noch einmal um und hoben grüßend die Hand, bald aber traten sie zwischen die dicht stehenden Kiefern, und das Dorf entschwand ihrem Blick.

Ungesehen spähte sie hinab auf die fremden Soldaten, denen sie vor Tagen noch den Weg durch die Wildnis gewiesen hatte. Da zogen sie fort, aber die alte Ruhe war nicht zurückgekehrt nach Fer Henna. Soldaten gingen, Soldaten würden

wiederkommen. Andere vielleicht, aber irgendwelche, soviel war sicher. Die Bauern waren geflohen, die Hirten und Waldarbeiter. Alle hatten sie sich in die schützenden Mauern verkrochen. Sie wußten so wenig davon, wie man im Wald überlebte, so wenig auch von den Ferkinas und wie man ihnen aus dem Weg ging.

Sed lehnte sich um den Stamm des Baumes herum, um den Anführer weiter im Blick zu behalten. Ameisen krochen über den Ast, auf dem das Mädchen saß und über sein bloßes Bein. Sed schnippte sie fort. Zehn Silberstücke hatte der Mann ihr versprochen, wenn sie ihm sagte, wo der Junge und seine Mutter herkamen und wer sein Vater sei. Das Mädchen sog an seiner Unterlippe. Zehn Silberstücke, das war viel Geld. Aber es hatte bereits dreißig bekommen, das reichte lange. Nein, Sed würde den Jungen nicht verraten. Nicht nur, daß sie es nicht wollte. Auch würde man ihr dann Fragen stellen. Fragen, die man allen gestellt hatte und die doch keiner beantworten konnte. Wie war er hinaus gekommen? Hinaus aus Fer Henna, vorbei an den Wachen? Durch das geschlossene Tor? Über die Mauer? Nein. Sie hatte ihm den Gang gezeigt. Den alten Fluchttunnel im Ostturm. Beiläufig hatte sie ihn erwähnt, als er sie fragte, ob sie in Fer Henna wohne. Er hatte nachgefragt. Und sie hatte mehr erzählt. Sie wußte selbst nicht genau, warum. Oh ja, er sah gut aus. Aber das war es nicht. Sie war klug genug, zu wissen, daß er sie ohnehin nicht lange beachten würde. Er würde fortgehen, seine Mutter war eine von den hohen Frauen. Nein, das war es nicht. Er war ... nett? Ja. So ... nett gewesen. Freundlich. Er hatte mit ihr gesprochen. Er wußte, daß sie nicht nur das dumme Mädchen aus dem Wald war. Ferkina-Bastard. Miststück. Verrotzte Göre. Nein. Er wußte das. Und sie wußte, daß er es wußte. Er war ein Freund. Ein ... fremder Freund. Seltsam, sonst schloß sie nicht so rasch Freundschaft. Aber ihm konnte man trauen. Er war ... anders.

Später war er wiedergekommen. In der Nacht. Er hatte sie geweckt, sie hatte im Stall geschlafen. Seinetwegen. Um für den Anführer herauszufinden, wer er war. Nur deshalb war sie geblieben. Aber der Junge hatte ihr gesagt, daß der Anführer ihn einsperren würde, vielleicht sogar töten, wenn sie ihm nicht half zu entkommen. Natürlich hatte sie ihm geholfen. Sie waren durch den Tunnel geschlichen und hinaus in den Wald. Ro hatte sie mitgenommen, Ro wußte, wann er nichts sagen durfte. Sie hatte den Jungen auch nach seinem Vater gefragt. Er hatte nur gelächelt und gesagt, der sei ein mächtiger Mann. Sie hatte weitergefragt, aber er hatte sie nur angesehen. Frag nicht mehr! hatte er gesagt. Ganz ... sanft. So wie keiner mehr mit ihr geredet hatte, seit der alte Elborn gestorben war. Wie hätte sie da weiterfragen können? Es war ja auch nicht wichtig. Sie würde den Jungen nicht verkaufen. Für zehn Silberstücke! Nein, sie hatte ihm den Weg gezeigt, den er nehmen mußte, um in die Berge zu kommen. Sie hatte ihm gezeigt, auf was er achten mußte, um den Ferkinas zu entkommen. Wie er Wasser fand. Welche Früchte er nicht essen durfte. Und wie er erkennen konnte, in welche Richtung er ging, wenn die Sonne nicht schien. Er hatte zugehört und gelächelt. Vielleicht wußte er das alles schon. Er war klug. Vielleicht wußte er mehr, was sie nicht wußte.

Nachdenklich blickte das Mädchen den Bewaffneten nach. Der Anführer und die hohen Frauen waren längst hinter der Wegbiegung verschwunden, und auch die Schritte der Söldner wurden immer leiser, dabei waren sie laut, laut wie ein Steinhagel in den Bergen. Sed spuckte ein Insekt aus, das ihr in den Mund flog und hangelte sich den Ast hinab. Die waren Fremde dort. Und doch hatte sie ihnen geholfen. Aber der Junge, dem hatte sie auch geholfen. Und der war ... ein Freund?

Kornhammer

12. TRA 1030 BF

In Tristeza verabschiedeten sich die Aracener und kehrten zurück nach Norden, während die Adligen, die weitgehend genesene Capitana Sandolorez und zwei Mann aus des Junkers Truppe sich nach Süden wandten. Das Wetter verschlechterte sich erneut, und während die Blätter der Bäume sich allmählich gelb verfärbten, blieb der Himmel grau und wolkenverhangen, als wolle er das Sprichwort vom goldenen Traviamond Lügen strafen. Der Weg war aufgeweicht und morastig, und der Wind trieb den Reitern den Regen ins Gesicht, so daß sie nur langsam vorankamen, so langsam, daß sie zur ersten Nacht keinen der Höfe erreichten, in denen Richeza oder die Soldaten auf dem Weg nach Kornhammer sonst einzukehren pflegten, und gezwungen waren, im Wald zu übernachten. Und keine Elfe und kein Ferkina-Mädchen wies ihnen einen geschützten Lagerplatz. Naß und durchgefroren suchten sie zwischen den Bäumen Schutz, als es zu dunkel wurde, um weiterzureiten. Unablässig trommelte der Regen auf die Zeltplane, die sie für den schlimmsten Notfall mitgenommen und von dem sie gehofft hatten, daß er nicht einkehren werde. Die Plane bot ohnehin kaum mehr als der Selaquierin Platz, alle übrigen mußten mit ihren Umhängen oder den Pferddecken Vorlieb nehmen.

Auch der zweite Tag zeigte sich nicht freundlicher, weder Wind noch Regen ließen nach, und als sie am Abend in einem Waldbauernhof um Quartier baten, erschien ihnen die karge Stube nicht weniger verlockend als ein Zimmer in einem der besten Puniner Gasthäuser.

Am dritten Tag endlich kehrte die Sonne zurück, ein matter gelber Fleck zwischen den Wolken, die am Himmel dahineilten. Der Wind schüttelte die Tropfen von den Bäumen, aber der Regen hatte aufgehört. Nach anderthalb Wegstunden erreichten sie die Straße von Trigo nach Kornhammer und hielten sich ostwärts. Endlich kamen sie wieder besser voran. Es dauerte nicht lange, da lichtete sich der Wald zur Rechten, und bald machte er Feldern Platz. Kurz darauf traten auch die Bäume zur Linken hinter einen schmalen Streifen Ackerland zurück, und vor den Reitern schlängelte sich der Weg durch Wiesen und Felder hindurch zu einer größeren Ansammlung stroh- und reetgedeckter Häuser, die einen Teich umstanden und sich weiter hinten zwischen die Hügel duckten.

„Kornhammer“, sagte Richeza und wies den Weg hinan, der jenseits des Dorfes zwischen den Hügeln verschwand, die rasch an Höhe gewannen und vor einer bewaldeten Felswand endeten, hinter der erste wolkenverhangene Berggrünpe aufragten. Vor der Klippe erhoben sich auf einem einzelnen Felsmassiv die verwitterten Mauern einer Burg, eines steinernen Riesen, alt und von den Jahren gezeichnet, der doch noch immer unanfechtbar über den Steinhütten und Fachwerkhäusern

thronte, erhaben über jeden Zweifel an seiner noch immer Ehrfucht gebietenden Macht. „Und dort: Scheffelstein. Wir sind am Ziel.“

Nicht lange waren sie den Weg entlang geritten, als plötzlich die Tür eines Hauses zur Linken aufgerissen wurde, über dem ein Holzschild im Wind schwang, das das mit eher mäßiger Kunstfertigkeit gemalte Wappen Almadas zeigte. Ein stämmiger Mittvierziger mit an den Schläfen bereits ergrauendem Haar und schwarzem Schnauzbart kam herausgelaufen, die Ärmel seiner Tunika hochgerollt, um die Hüften eine speckige Schürze. „Hoho!“, klatschte er in die Hände. „Domna Richeza! Ihr seid zurück! Wir haben uns schon Sorgen gemacht, da wir nichts von Euch hörten. Kommt herein, laßt uns auf Euer Wohl trinken! Wen habt Ihr mitgebracht?“

„Nicht heute, Patras“, erwiderte die Edle, ohne auf die Frage des Mannes einzugehen, nickte ihm zu und ritt weiter.

„Aber morgen vielleicht? Ihr bleibt gewiß länger“, rief der Mann, ehe er seine Stimme noch weiter erhob. „Heda, Manzanarez, alter Hund! Komm aus deinem Loch gekrochen, die wahre Domna Richeza ist zurück! Hoho!“

Richeza verdrehte die Augen, zügelte ihr Pferd und drehte sich nach dem Mann um. „Ihr seid respektlos, Pitenza“, sprach sie, ohne laut zu werden. „Ihr sprecht immerhin von meiner Großmutter, und sie war Gemahlin des Vogts.“

„Ach, Domna!“, erwiderte der Stämmige, die Hände erst gefaltet und dann in ergebener Geste vor seine Brust legend. „Ihr wißt, für mich werdet Ihr immer die wahre Domna Richeza bleiben, und eines Tages werdet Ihr Vogtin sein und nicht nur Gemahlin des Vogtes, bitte untertänigst um Vergebung, Domna, aber Ihr wißt, wie ich’s meine, nicht wahr? Und Ihr werdet’s dem armen Patras nicht nachsehen, daß er ein loses Maul hat, das werdet Ihr nicht, oder?“

„Schon gut“, brummte die Edle, das Gesicht zu einem gequälten Lächeln verzogen und setzte das Roß in Gang.

„Ach, der ist schon in Ordnung“, erwiderte sie, als der Junker sich über das Benehmen des Mannes ausließ. „Bei dem habe ich mein erstes Bier getrunken und mehr Wein, als mir manches Mal lieb war.“

Sie erreichten den Dorfplatz und rechterhand ein prächtiges Fachwerkhaus mit Blumenkübeln vor der Tür, über der an einer Stange ein Gemälde hing, das – unverkennbar – wohl die Edle zeigte, nur daß sie vornehmer gekleidet war und das schwarze Haar hochgesteckt hatte, was sie älter erscheinen ließ. Sonst aber war sie erstaunlich gut getroffen. Vor dem Haus standen ein älteres Paar in bürgerlicher Kleidung und eine kleine Anzahl Dienstpersonal, und alle verneigten sie sich tief vor den Ankömmlingen und verschwanden erst wieder im Haus, als die Schar die nächste Wegbiegung erreichte.

„Es ist immer dasselbe“, seufzte Richeza und sagte an Boraccio gewandt, so leise, daß es die übrigen Reiter nicht vernehmen konnten: „Seit Jahren streiten sie darum, wer wohl die wahre Domna Richeza sei. Patras vergöttert mich, weil ich ... nun, weil ich den Reconquistadores angehöre und ihm in jungen Jahren schon das freie Almada versprach, das wir jetzt durch den Kaiser vielleicht haben. In Patras Augen jedenfalls. Und die Manzanarez verachten mich aus demselben Grund, weil sie glauben, ich werde nie auch nur eine halb so gute Vogtin wie meine Großmutter, deren Tsatag sie jedes Jahr mit Volk aus allen Landen begehren, als sei sie noch immer am Leben.“ Richeza warf dem Junker einen Seitenblick zu und zuckte dann mit den Schultern.

Weiter ritten sie durch das Dorf, vorbei an Hütten, aus deren Fenstern Leute ihnen zuwinkten und verfolgt von einer kleinen Kinderschar, die scheu das Roß des Junkers und seine Soldaten bestaunten und hinter vorgehaltener Hand über die unglückselige Gestalt der dicken Domna Praiosmin kicherten. Erst als sie die Hügelweiden erreichten und der Weg steiler bergan führte, blieben die Kinder zurück. Über ihnen tauchten die Mauern der Burg auf, und am Wegrand passierten sie drei leere Galgenbäume. An keinem von ihnen hing nur ein Strick, von einem gar war der Querbalken weggebrochen. Als sie an die Felswand gelangten, gabelte sich der Weg. Links führte er in den Wald hinein, rechts in die Schlucht, an deren Ende das untere Burgtor auftrug.

„Haltet ein!“, rief es vom Torturm herab, als die Reiter nahten, und dann: „Domna ... Wohlgeboren? Seid Ihr das? Capitana Sandolorez? Wo sind die Ragather, und wen bringt Ihr stattdessen?“

Knapp stellte Richeza ihre Begleiter den Wachhabenden vor, und man ließ sie das offene Tor passieren. Handwerkerhütten pressten sich an die Außenmauer der Unterburg, in der Steine und oftmals ganze Zinnen fehlten. Der Zustand der Türme war eher schlechter denn besser zu nennen. Einer Belagerung mit Kriegsgerät mochte die Burg kaum mehr standhalten, aber vor Reitern und Fußvolk mußte sie sich nicht fürchten, und wer sonst außer ein paar Wilden oder Räubern würde sich wohl in diese entlegene Wildnis verirren?

Der Weg beschrieb einen steilen Halbkreis hinauf zu einem zweiten Tor, das besser instand war, und vor dem zwei dunkel gewandete Soldatinnen standen, die rotgelb geteilte Wappen auf der Brust trugen.

„Domna Richeza!“, begrüßten sie die Edle überrascht, ehe sie die übrigen Reisenden neugierig musterten, als sie vorbeizogen. Der Hof der Oberburg maß gut dreißig auf zwanzig Schritt, und der Stall zur Linken machte den Eindruck, die Pferde einer ganzen Schwadron fassen zu können. Rechts, hinter einem eckigen Turm mit Pyramidendach, ragte der Bergfried auf. Hoch vor dem Himmel flatterten das almadanische Roß und die Kornhammer Ähren im Wind. Auf dem kleineren Turm wehte die Flagge mit der Scheffelsteiner Mühle.

Die Reiter hielten auf den Pallas zu, ein einstöckiges Gebäude, das sich entlang der jenseitigen Hofmauer zwischen Bergfried und einem Außenturm erstreckte, bald aber traten aus einem Tor des Stalls einige Bedienstete, um sie zu begrüßen. Man half Domna Praiosmin von ihrem Roß und nahm die Tiere entgegen.

„Wo ist Caneya?“, wandte sich die Edle an einen der Stalldiener. „Sie soll sich um die Gäste kümmern, ich sage Großvater rasch Bescheid.“ Sie hatte sich kaum dem kleineren Westturm zugewandt, als der Bursche sie zurückrief.

„Verzeiht, Domna, der Vogt ist im Saal. Sein Bruder ist bei ihm und wohl auch Caneya.“

Richeza zögerte einen Moment, dann nickte sie erst Domna Praiosmin und dann dem Junker zu. „Kommt, wir wollen den Vogt begrüßen. Anschließend werdet Ihr ein Bad nehmen können, dann werden wir speisen. – Capitana, macht Abelardo Meldung, daß Ihr zurück seid, dann sorgt für Euch bis zur Vesper, Ihr sollt mit uns speisen.“

Richeza schritt voran zu einer Nebentür des Pallas und gleich links eine Wendeltreppe hinauf, die vor einer Holztür endete, die aber offen stand. Die Edle trat hindurch auf ein flaches Steinpodest. Links, an der Schmalseite des Raumes, hing ein

Gemälde, das dem auf dem Gasthauusschild ähnlich war. Nach rechts öffnete sich ein langer Saal mit hohen Spitzbogenfenstern auf der rechten Seite. Die linke Längsseite, fensterlos, war mit Jagdtrophäen, Waffen und einigen weiteren Gemälden behangen. Drei Gestechrüstungen auf staubigen Podesten, die eisernen Hände auf Wappenschilden ruhend, zierten Wandnischen.

In der Mitte des Saales standen zwei alte Männer neben einem wuchtigen Eichentisch, auf dem neben Weinkrug und Bechern allerlei Schriftstücke lagen.

„Ich weiß, Federigo“, sagte der ältere Mann, der schlank und hochgewachsen war. Weißgraues Haar fiel auf die Schultern seines blauen Gehrocks herab, seinen Mund umrahmte ein weißer Rohalsbart, die Hände umschlossen den silbernen Knauf eines Spazierstocks. „Auch ich habe zwei meiner Kinder verloren, und die anderen beiden sprechen kaum ein Wort mehr mit mir. Aber das Leben schreitet voran, so gebieten es die Götter. Wir haben Piedro schon bald nach der Schlacht aufgegeben. Du selbst hast ihn für tot erklären lassen. Wenn man bis jetzt seinen Leichnam nicht gefunden hat, heißt dies nicht, daß Hoffnung nicht eitel wäre. Lebe, Bruder! Mag auch der Tod vergebens erscheinen, das Leben ist es niemals. Es ist ein Geschenk, Federigo. Bittersüß zuweilen, und doch kostbar.“

Der andere Mann, Mitte sechzig vielleicht und somit gut zehn Jahre jünger, doch aufgrund seines stolzen Wanstes und der wohlgenährten Wangen weit weniger agil wirkend, seufzte und strich sich den Kinnbart. „Zuweilen ...“ setzte er an, bemerkte dann aber die Ankömmlinge und wandte sich ihnen zu. Der Blick des älteren Mannes folgte dem seinen.

„Richeza!“, rief der Ältere aus, erstaunt und zugleich freudig, und er trat der Edlen entgegen, die auf ihn zuhielt, doch die Freude auf seinem Gesicht wandelte sich in Sorge, noch ehe sie ihn erreicht hatte. „Was, in der guten Götter Namen, ist geschehen? Ich hatte dich eher zurück erwartet.“ Er nahm ihr Gesicht in beide Hände, betrachtete die fast verheilte Wunde an der Stirn und die Naht, die ihre linke Wange zierte. „Sag, was ...“

„Später, Großvater“, unterbrach ihn die Edle, offenbar verlegen. „Wir haben Gäste.“

Der Alte – es mußte der Vogt sein – entließ Richeza aus seinen Händen, die nun den anderen Mann begrüßte, und wandte sich dem Junker zu, der als zweiter eingetreten war. Ein kurzes Zucken der Augenbrauen des alten Mannes blieb einziges Zeichen möglicher Verwunderung; schon lächelte er, und ehe der Junker Gelegenheit zum Sprechen hatte, sprach der Vogt selbst.

„D’Altea“, sagte er, den Blick auf den mitgenommenen Wappenrock des Junkers gerichtet. „Es ist lange her, seit ich ein Mitglied Eurer Familie in meinem Haus begrüßen durfte, Dom ...“ Zwei Herzschläge verstrichen, während derer der Alte das Gesicht seines Gegenübers in Augenschein nahm, „Boraccio, wenn ich nicht irre?“

Richeza, die sich soeben wieder zu den Gästen umgedreht hatte, klappte der Unterkiefer herunter.

Falls Boraccio überrascht war, daß der alte Vogt ihn erkannte, so ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Er zog sein Barett aus schwarzem Samt, das er anstatt des Helms getragen hatte, in einer eleganten Bewegung vom Kopf und machte eine angemessene Verbeugung. Dabei scheppten sein Brustharnisch und die Schulterplatten seiner Rüstung. Er richtete sich wieder auf, und sein Gesicht deutete ein Lächeln an. „Eben dieser. Und Ihr müßt wohl Dom Hesindian sein? Bitte verzeiht, wenn ich so zum Kriege gerüstet Euer Haus betrete. Ich fürchte, ich schulde Euch noch die eine oder andere Erklärung.“

„Gewiß“, sagte der Vogt. „Und Ihr sollt Gelegenheit haben, sie zu geben.“ Er lächelte. Dann aber fiel sein Blick erstmals auf Domna Praiosmin, die im Rücken des Junkers noch auf dem Podest verharrte, keuchend und verloren wirkend. Mochte er über den Anblick des Araceners einen Moment lang verwundert gewesen sein, erstarrte er nun in der Bewegung und sah die Selaquierin so ungläubig an, als sei ein Fabelwesen in seiner Burg erschienen.

„Domna ... Praiosmin?“, rief er aus, und machte einige zögernde Schritte auf die Dame zu, gerade so, als erwartete er, sie werde sich doch noch in ein Ungeheuer verwandeln. Als aber nichts geschah, faßte er sich und schritt, so rasch es ihm, auf den Spazierstock gestützt, möglich war, auf die Vogtin zu.

„Domna“, sagte er und griff nach ihrer Hand. „Seid Ihr es wirklich?“ Wie um sich zu vergewissern, daß er nicht einer Sinnestäuschung erlegen war, warf er einen kurzen Blick zurück auf seine Enkelin und den Junker, ehe er sich wieder ganz der Nachbarin widmete. „Was führt Euch her? Mehr noch: Wo seid Ihr gewesen? Seit jener unseligen Landständeversammlung zu Punin hat man Euch vermißt, und es ging das Ondit, der alte Schrotensteiner hätte Euch für immer unserer Mitte entrissen.“ Er schwieg einen Moment und betrachtete sie scharf. „Ihr seid nicht etwa nur die leere Hülle seiner Spukgestalt wie der arme Dom Lucrann es war? Oder der, den man für ihn hielt?“

Er erntete einen giftigen Blick und hob entschuldigend die Linke mit dem Stock, ehe er die Hand der Domna, die er noch immer mit seinen Fingern umschlossen hielt, an seine Lippen führte, um einen kurzen Kuß darauf zu hauchen. „Verzeiht die ungebührliche Frage, Domna, aber in diesen Zeiten kann eine gewisse Vorsicht nicht schaden.“ Mit ernster Miene nickte er in den Saal und wies in Richtung des Tisches. „Nun kommt denn und seid mein Gast, ich denke, auch Ihr werdet mir manches zu berichten wissen. – Dies ist im übrigen mein Bruder Federigo von Kornhammer-Scheffelstein“, stellte er den anderen Mann vor, der erst die Domna mit einem Handkuß und dann den Junker mit einem Handschlag begrüßte, der kräftiger war, als dieser es ihm zugetraut hätte.

Eine junge Dienerin betrat den Saal durch die gleiche Tür, durch die sie hereingekommen waren, und stellte einen Teller mit Trauben auf den Tisch.

„Ah, Caneya“, wandte sich der Vogt an sie. „Wir haben Gäste. Sorge bitte dafür, daß ihnen ein Bad gerichtet wird und sie, sollten sie dieser bedürfen, neue Kleider erhalten. – Domna, Dom,“ sagte er zu den Gästen, „wenn es Euch beliebt, nehmt ein Bad und erholt Euch von der Reise, hernach wollen wir speisen, und Ihr sollt Gelegenheit haben, mir von dem zu berichten, was sich zugegetragen hat.“ Sein Blick blieb eine Weile an Richeza hängen, die jedoch mit den Augen der Dienerin folgte, die Domna Praiosmin soeben anbot, sie hinunter zum Bade zu geleiten. „Richeza, wenn du Seine Wohlgeboren nach unten begleiten könntest, Caneya wird sich dann weiter kümmern.“

Die Edle nickte. „Nein, hier entlang“, sagte sie, als Boraccio sich der Treppe zuwenden wollte und wies zu dem Portal an der gegenüberliegenden Stirnseite des Saales, durch das die Selaquierin eben entschwunden war. Nicht nur, daß dies der kürzere Weg war, auch war ihr – etwas spät allerdings – aufgegangen, daß die Wendeltreppe für beide ihre Gäste nicht der bequemste Weg war. Der Junker hatte gewiß den Kopf einziehen müssen, und der Staub an Domna Praiosmins Ärmeln hatte davon gezeugt, daß sie beinahe stecken geblieben wäre.

Richeza hielt dem Junker die Tür auf und schloß sie dann hinter sich. Sie traten in einen Empfangsraum, auf dessen gegenüberliegender Seite eine breite Treppe nach rechts hinab führte. „Dort entlang“, sagte die Edle und dann: „Ich dachte, Ihr kennt meinen Großvater nicht?“

„Tue ich auch nicht“, antwortete Boraccio. „Ich habe ihn, glaube ich, irgendwo einmal von weitem gesehen, bei irgendeinem Anlaß. Einander vorgestellt wurden wir jedenfalls nie. Aber mein Wappen ist ja schließlich gut zu erkennen, und mit meinem Bruder hat man mich auch schon seit Jahren nicht mehr verwechselt, wie auch? Mir scheint, Euer Großvater ist bestens informiert.“ Er lächelte kurz. „Und er scheint ein sehr gutes Gedächtnis zu haben für sein Alter.“

Richeza lächelte ebenfalls. „Ja, das hat er. Auch wenn er ein wenig gebrechlich geworden ist, sollte man ihn nicht unterschätzen. Er kennt Bücher auswendig, deren Existenz mir nicht einmal bekannt ist.“ Ihre Augen wanderten über Boraccios Gesicht. „Wenn man ihn so sieht, kann man sich kaum vorstellen, daß er einmal ein entschlossener Kriegermann war, nicht wahr? Er hätte es weit bringen können als Offizier, kluger Kopf, der er ist, und so treu er seinem Kaiser, Reto damals, ergeben war. Aber meine Großmutter fühlte sich in Gareth nicht wohl, und als er aus Maraskan zurückkam, stellte sie ihn vor die Wahl: Der Kaiser oder sie.“ Richeza zuckte die Schultern. „Seine Familie war ihm stets wichtiger als alles andere. Und als sein Vater kurz darauf starb, trat er sein Erbe an. Hier.“

Sie hatten den Fuß der Treppe erreicht, die vor einer Tür in eine Art Eingangshalle endete. Nach rechts hingegen öffnete sich ein Raum, der mit allerlei Säcken, Kisten und Fässern vollgestellt war. Richeza deutete auf eine Tür in der entfernten, rechten Wand. „Dort findet ihr einen Zuber, Dom. Caneya wird Euch Wasser bringen lassen und was immer Ihr wünscht.“

„Wenn Eure Großmutter Euch tatsächlich so ähnlich sah, dann kann ich ihn verstehen“, murmelte Baraccio, mehr zu sich selbst, als daß es für die Ohren der Domna bestimmt war. Dann bemerkte er, daß er lauter gesprochen hatte, als er eigentlich wollte. Verlegen sah er in Richtung der Tür und vermied es, Richeza direkt anzusehen. Hastig fuhr er fort „Äh, ja, ein heißes Bad wäre nicht schlecht und vielleicht einen Schluck Wein, wenn es keinen Aufwand macht. Und mein Gepäck, hoffentlich findet sich noch ein Hemd, daß einigermaßen vorzeigbar ist.“

Richeza, die durchaus vernommen hatte, was der Junker gesagt hatte, wußte nicht recht, was sie erwidern sollte. „Ja, nun“, sagte sie, nach einem kurzen Moment. „Ich werde dafür sorgen, daß Ihr das gewünschte erhaltet. „Ach, und Dom“, fügte sie hinzu und senkte die Stimme, als eine Frau am oberen Treppenansatz erschien. „Ich wäre Euch sehr dankbar, wenn Ihr meinem Großvater gegenüber nicht erwähnen würdet, daß ich ... was auf der Weide geschehen ist und wie ... schlecht es um mich stand, ja?“

Einen Moment lang suchte Richezas eindringlicher Blick die Augen des Junkers, dann aber wurde die Edle abgelenkt durch die Frau, die nun ebenfalls den Fuß der Treppe erreicht hatte – und sogar noch ein paar Finger kleiner war als die Edle.

„Ah, Domnatella, wie schön, daß Ihr zurück seid“, sagte die Frau und verneigte sich leicht vor dem Junker, wobei eine graue Strähne unter ihrem Kopftuch hervorfiel.

„Danke, Travanca“, lächelte die Edle, wandte sich dann aber wieder Boraccio zu, und die alte Frau schritt auf die Tür zu, drehte aber schon nach zwei Herzsschlägen um und blickte Richeza ins Gesicht.

„Was ist denn mit Euch geschehen, Domnatella?“ fragte sie, kam zurück und fasste ungefragt nach Richezas Kinn, was dieser nicht recht schien. „Wer, in Peraines Namen, hat das denn genäht?“ kommentierte die Alte die Naht an Richezas.

„Wie lang ist das her?“

„Keine zwei Wochen, Travanca, aber nicht jetzt!“, erwiderte die Edle.

Boraccio, der das Gefühl hatte, daß sein Kopf leuchten müsse wie eine Fackel, versuchte noch immer dem Blick der Frau auszuweichen. Wortlos nickte er, um seine Zustimmung zu ihrer Bitte zu signalisieren. Mit Erleichterung nahm er daher die Ankunft Travancas und die damit verbundene Ablenkung zur Kenntnis.

„Die Naht geht dann wohl auf meine Kappe“, warf er ein. „Ich fürchte, ich verstehe mich mehr auf das Verursachen von Wunden, als auf deren Behandlung.“ Plötzlich fühlte er sich schlecht, weil er Richezas Gesicht verunstaltet hatte. Und dabei hatte er sich soviel Mühe gegeben, wie er nur konnte. Betreten sah er zu Boden.

Travanca blickte von einem zur anderen, und Boraccio hatte den Eindruck, daß sie sich ein Grinsen verkniiff. „Verzeiht, edler Herr“, brummte sie, „ich wollte Euch nicht tadeln. Wenn Ihr gestattet, laßt mich dennoch anmerken, daß Ihr, wenn Ihr einen solchen Zwirn verwendet, den Faden besser nach jedem Stich abschneidet und nicht erst am Schluß, sonst wächst er in der Wunde fest und die wird leicht brandig. Nun ja, der beste Faden ist dies für diesen Zweck nun ohnehin nicht. Aber macht Euch nicht zu viele Gedanken“, ergänzte sie, „denn Ihr scheint Glück gehabt zu haben, die Wunde ist gut verheilt, Eure Stiche waren schön gleichmäßig, und am Brand ist die Domnatella auch nicht verstorben. Jetzt müssen wir den Faden nur wieder ganz herausbekommen. Ihr kommt also besser gleich mit mir, Domnatella, wir sollten damit nicht warten.“

Richeza machte den Mund auf und wieder zu, sagte aber erst einmal gar nichts. Ihr schien die Situation nicht weniger unangenehm zu sein als Boraccio. „Ja, ähm, gut“, murmelte sie. „Nun, dann, Dom Boraccio. Wenn Ihr weitere Wünsche habt, wendet Euch an Caneya, sie wird gleich bei Euch sein und für alles sorgen.“ Rasch drehte sich die Edle zur Tür. Die

alte Medica folgte ihr, drehte sich aber noch einmal zu dem Junker um. „Verzeiht, mein Herr, wenn ich direkt bin: Aber auch Ihr seht aus, als seid Ihr verwundet worden.“ Sie blickte bedeutungsvoll auf seinen von Kämpfen und Witterung arg mitgenommenen Gambeson. „Ihr müßt wahrlich von Phex gesegnet sein, denn hätte der Schnitt dort an der Seite Euch tiefer erwischt, wärt Ihr verblutet. Falls Ihr meiner Hilfe bedürft, laßt es mich also wissen.“ Sie knickte leicht und folgte der Edlen aus dem Raum.

„Ja, sicher“, brummte der Junker und schaute der Edlen nachdenklich hinterher.

Ein Almadaner Mahl

Boraccio betrachtete nachdenklich sein letztes noch halbwegs vorzeigbares Hemd. Angemessen für einen Empfang war es eigentlich nicht mehr, aber das ließ sich nun auch nicht mehr ändern. Er zuckte mit den Schultern und zog es an. Das dunkelblaue, gepolsterte Doublet, das er als Ersatz für den Gambeson mitführte, hatte auch schon bessere Tage gesehen, aber zumindest klafften keine Schnitte darin wie in seinem Wappenrock. Zumindest keine, die nicht bereits wieder genäht waren. *Was soll's?*, dachte er, *du gehst nicht zu einem Empfang beim Kaiser*. Gerade wollte er die kurze Jacke anziehen, als es schon an der Tür zu der Kammer, die man ihm gegeben hatte, klopfte. „Euer Wohlgeboren?“ Die Stimme gehörte wohl zu der Dienerin, die ihm schon beim Bad behilflich gewesen war. „Dom Hesindian läßt ausrichten, daß das Essen angerichtet ist.“ „Ja, einen Augenblick, ich komme gleich!“, rief er. Kurz überlegt er, ob er den Säbel anlegen sollte, aber das wäre vermutlich unhöflich gewesen. Und wenn ihm der Vogt einen Strick daraus drehen wollte, daß er ohne Erlaubnis mit Truppen sein Land betreten hatte? Nun, vermutlich würde er die Formalitäten wahren und sich an den König wenden. Boraccio seufzte. Schließlich befestigte er nur den Dolch an der Gürteltasche. Er öffnete die Tür. „Dann laßt uns gehen.“

Caneya führte den Junker zurück in den Großen Saal im Obergeschoss des Pallas. Ein Puniner Höfling hätte den Tisch kaum festlich genannt, waren doch weder Tischtuch noch Tafelsilber zu erblicken, doch für eine ragatische Tafel vom Lande, an der man sonst oftmals noch die alte Sitte pflegte, gemeinsam von einer großen Platte zu speisen, das Fleisch mit Händen und Zähnen von den Knochen zu reißen und die Soße mit dem Brot, das als Teller diente, bis zum letzten Tropfen aufzuwischen, war er üppig gedeckt. Kerzen in silbernen Leuchtern spiegelten sich in ebenfalls silbernen Bechern, und man hatte mit Tellern, Schalen, Löffeln, Messern und sogar Gabeln aufgewartet. Trauben und Brot, Käse, Wurst und Schinken, Cressos und gefüllte Eier standen bereit, die Mitte des Tisches aber hatte man ausgespart.

„Ah, da seid Ihr ja, Dom“, begrüßte der Vogt den eintretenden Junker freundlich, und nickte den anderen Magnaten zu, die in einer kleinen Gruppe um ihn herumgestanden hatten. „Dann laßt uns beginnen.“

Dom Hesindian nahm am Kopfende des Tisches Platz, den Rücken zum Portal. Zu seiner Rechten platzierte man die Selaquierin, zu seiner Linken Dom Federigo, neben dem Richeza Platz nahm. Dom Boraccio wurde der Platz neben der Vogtin zugewiesen, Richeza gegenüber. Zu Richezas Linken saß Capitana Sandolorez.

Zwei Diener kamen herein und brachten Schalen mit würziger Taladura, während Caneya den Wein einschenkte. Schweigend zunächst begann man das Mahl.

Erleichtert hatte Boraccio festgestellt, daß man auch hier einen rustikaleren Stil pflegte. Langsam begann er sich zu entspannen, und der Wein tat sein übriges. Zum ersten Mal seit Wochen fühlte er sich wieder etwas wohl, für einen Abend befreit von der Last der Verantwortung. Schüchtern lächelte er zu Richeza rüber, wenn sich ihre Blicke zufällig trafen. Mit Erstaunen registrierte er, daß er dem Essen tüchtig zusprach, offensichtlich hatten die letzten Tage doch mehr an seinen Reserven gezehrt, als er gedacht hatte.

Der Vogt hatte sich auch nicht lumpen lassen und seinen Gästen ein Mahl aufgetischt, wie man es in der Nobleza erwartete. Nach der Taladura wurde die zweite Speise hereingetragen: In Biersud gekochter Lachs mit frischen Kräutern, zu welchem man sich reichlich am Brot bediente. Der erste Hunger war gestillt, und man begann, über die aktuelle politische Lage zu plaudern, den Kaiser, die Grenzstreitigkeiten mit den Garetiern, die Unruhen im Yaquirbruch. Bald schon stellte sich heraus, daß Domna Praiosmin von alledem nichts mitbekommen hatte, und als das Küchenpersonal eine kinds lange Platte hereintrug, auf welchem ein gebratenes Schwein lag, dem der Rosmarin aus dem Maul schaute und das von einem Kranz gegarter Schwarzmöhren umgeben war, hatte man der Vogtin eben erst von der Schlacht um Wehrheim zu berichten begonnen. Die arme Domna Praiosmin, die trotz des Weins und der Speisen bleich und bleicher wurde, war nicht die einzige, welche angesichts des Themas gedrückter Stimmung war, und so ließ der Vogt nach Musikanten rufen, die just in dem Moment eintrafen, als man auf winzigen Zinntellern die landesweit bekannten „Gestopften Mistkratzer“ hereintrug, die wunderbar zu den gefüllten Eiern passten. Draußen war es inzwischen dunkel geworden, und Caneya entzündete die Fackeln entlang der Wände und schloß die Läden vor den hohen Fenstern, durch die zuvor der Wind zunehmend kalt hereingepfiffen hatte.

Während Vihuela, Dabla und Schalmei eine fröhliche Weise spielten und sich allein noch Dom Federigo und Domna Praiosmin mit unvermindertem Appetit über die mit Nüssen gefüllten Bratäpfel hermachten, wandte sich das Gespräch erbaulicheren Themen zu: Dem neusten Tratsch vom Kaiserhof, ob Domna Radia ihren jungen Gemahl tatsächlich in einem Turm eingesperrt habe und ob das Haus Yaquirblick einem neuerlichen Brandanschlag zum Opfer gefallen wäre oder der Kaiser die Journaille verboten hätte und man daher nichts mehr von ihrem Erscheinen vernahm.

Dann aber räumten die Diener den Tisch ab, man brachte Tee und Gebäck herein, und der Vogt schickte die Musiker zurück ins Dorf.

„Nun“, sagte er, und blickte zu den gesättigten und entspannt zurückgelehnten Magnaten, „ist es wohl an der Zeit, daß man mir berichtet, was sich zugetragen hat.“ Erwartungsvoll blickte er von Richeza zu Boraccio und schließlich auch kurz zur Domna Praiosmin.

Nach einer kurzen Pause, begann Richeza knapp zu berichten: Vom Überfall auf die Kaiserlichen, dem Eintreffen der Aracener, dem Weitermarsch zusammen mit den Fer'Hennaer Söldnern zum Lager der Ferkinas, dem Kampf unterwegs und der Befreiung der Hirtenmädchen, sowie Domna Praiosmins. Deren Sohn verschwieg die Edle ebenso wie den Tod ihres Rosses und ihr eigenes beinaheiges Ableben. Sie schloss mit einem Bericht über die aktuelle Lage in Fer Henna, den Capitana Sandolorez um einige militärische Fakten und Vorschläge ergänzte.

„So“, sprach Hesindian nach einem Moment des Schweigens. „Wir haben nun also Krieg mit den Ferkinas, wenn ich Euch recht verstanden habe.“ Er wiegte leicht den Kopf, dann richteten seine Augen sich auf den Junker. „Nun, Dom Boraccio, ich freue mich zu hören, daß Ihr das Leben der Mädchen bewahren und sie sicher in Euer Dorf zurückbringen konntet. Ich frage mich jedoch, wie ich Domna Olenga bezüglich des Übertritts Khahirioser Soldaten auf benachbartes Königslehen begegnen soll, welchen zu melden als Vogt meine Pflicht wäre, der aber bei Bekanntwerden der Domna gewisse Schwierigkeiten einzubringen vermöchte, insbesondere, wenn man bedenkt, daß sie ob ihrer Vergangenheit beim Hause Gareth nicht mehr allzu wohlgeglitten ist. Mögt Ihr mir vielleicht einen Vorschlag unterbreiten?“ Unbewegt ruhten die blaugrauen Augen des Vogts auf Boraccios Gesicht.

Nun war also der Augenblick gekommen, den Boraccio schon länger befürchtet hatte. Er wischte sich noch kurz den Mund ab, dann stand er auf, zog sein Wams zurecht und nahm Haltung an. Bei seiner Körpergröße gab er dabei eine recht imposante Figur ab. Kurz räusperte er sich, bevor er mit klarer, fester Stimme zu reden anfang:

„Dom Hesindian, Ihr seid erzürnt, und das zu Recht. Doch sollte Euer Zorn auch den treffen, der dafür verantwortlich ist. Domna Olenga weiß weder von meinem Vorstoß auf Eure Ländereien, noch hat sie jemals etwas Derartiges befohlen, und ich bezweifle auch, daß sie es gutheißen würde. Ja, eigentlich sind es noch nicht einmal ihre Soldaten, sondern meine, aber das auszuführen würde hier zu lange dauern und soll die Rechtsgelehrten beschäftigen, so es denn unbedingt sein muß.“ Er schaute kurz in die Runde, bevor er den Vogt wieder ansah. „Nein, wenn Ihr schon jemanden melden wollt, dann mich. Doch vorher will ich erzählen, was sich zugetragen hat.“ Wieder legte er eine kleine Pause ein.

„Vor nunmehr über drei Wochen erreichte mich die Nachricht, daß Ferkinas einige meiner Hirten überfallen hätten. Zunächst dachte ich nichts weiter dabei, kommen doch ab und an ein paar von ihnen nach Aracena, um zu handeln, und wenn dann eine Ziege abhanden kommt, dann machen wir kein Aufhebens darum. Die Hirten sind angewiesen, nicht unnötig den Helden zu spielen, ein paar Ziegen sind es nicht wert, und der Handel wiegt das wieder auf.“ Eine weitere Pause, in der er noch mal die Zuhörer ansah, bevor er mit düsterer, ernster Stimme fortfuhr: „Als ich dann aber auf die Weide kam, bot sich mir ein Bild, das ich seit dem Krieg in Tobrien nicht mehr gesehen habe. Die Leichen der Hirten grausam zugerichtet, ihre Köpfe ...“ Er senkte die Stimme. „... haben wir nie gefunden.“ Wieder legte der Junker eine Pause ein. „Als ich dann noch erfuhr, daß sie die Mädchen wohl geraubt hatten, beschloß ich, diese Bestien zu jagen und zu stellen, damit sie ihre Strafe bekommen sollten. Glücklicherweise habe ich gerade ein Tercio Mercenarios unter Sold, so daß es tatsächlich gelingen mochte, diese Wilden zu besiegen. Die Spuren waren noch nicht alt, so daß wir guter Hoffnung waren, sie einzuholen. Doch dauerte es dann doch länger als erhofft, und so überschritten wir die Grenze, zunächst ohne Absicht, da dort im Wald keiner so recht zu sagen vermag, auf welchem Land er nun genau ist. Irgendwann war aber klar, daß wir uns auf Kornhammer Gebiet befanden. Einen Boten zu senden, um Euer Hochgeboren um seine Erlaubnis zu bitten, hätte keinen Sinn gehabt, bis Antwort gekommen wäre, hätten wir auch gleich wieder umkehren können. Die Spuren waren frisch, es konnte nicht mehr lange dauern, bis wir sie stellen würden, also gab ich Befehl, weiterzumarschieren. Vielleicht konnten wir so zumindest verhindern, daß sie noch mehr mordeten und brandschatzten. Wenigstens einen Boten, Euch zu benachrichtigen, wollte ich schicken, doch bevor ein Weg nach Kornhammer abging, fanden wir schon Eure Großtochter und die Capitana inmitten der Leichen der Kaiserlichen. Den Rest habt Ihr ja bereits vernommen.“ Er ließ die Erzählung einen weiteren Moment auf die Zuhörer einwirken.

„Euer Hochgeboren, es mag irgendwo ein Gesetz niedergeschrieben sein, das genaustens festlegt, wie in einem solchen Fall zu verfahren ist. Doch bevor Ihr dem König Meldung macht, bedenkt bitte, daß es der gleiche König ist, dem auch ich den Lehnseid geschworen habe, ihm selbst und keinem Baron oder Grafen. Ich schwor, ihm zu dienen, seine Interessen zu wahren und sein Land und seine Untertanen zu schützen. Und wie diene ich ihm besser? Indem ich den Buchstaben eines Gesetzes folge oder indem ich die Mordbrenner stelle, die seine Lande verheeren? Dom, Ihr wart selbst Offizier, Ihr wißt, daß im Felde oft schnell entschieden werden muß, und daß nicht immer alle Entscheidungen jedem gerecht werden können.“

Boraccio trat nun vor Dom Hesindian, kniete vor ihm nieder und senkte das Haupt. „Seid nochmals versichert, daß dies kein Angriff auf Euch oder Euer Land war. Mir bleibt nur noch, Euch demütig um Verzeihung zu bitten.“

Der Anflug eines Lächelns huschte über des Vogts Gesicht, aber ernst, den Junker kurz an der Schulter berührend, erwiderte er: „Erhebt Euch, Dom Boraccio. Und setzt Euch doch bitte.“ Nachdem der Junker seinen alten Platz wieder eingenommen hatte, fuhr Dom Hesindian fort. „Dom Boraccio, wäre dies tatsächlich mein Land und wäre es an mir, Euer Handeln zu beurteilen, so gäbe es nichts, für das Ihr Euch in dieser Weise bei mir zu entschuldigen hättet, denn ich erkenne in Euren Taten das Sinnen eines Mannes, der das Leben eines Menschen höher schätzt als das Gesetz, und sofern dadurch der zwölfgöttlichen Ordnung kein Schaden entsteht, spricht dies von Mut und Barmherzigkeit, Eigenschaften, die ich zu schätzen weiß. Und vielleicht, ja, vielleicht hätte ich in jungen Jahren nicht anders gehandelt. Gleichwohl“, fährt er fort und legt die Hände neben seinem Becher auf den Tisch, „haben wir es hier mit einer diffizilen politischen Situation zu tun. Denn

dies ist nicht mein Land, sondern das des Königs, es ist demnach nicht an mir, Euch zu verzeihen, sondern an Seiner Königlichen Majestät ...“

„Großvater, aber Ihr könntet ...“, setzte Richeza an, aber der Vogt gebot ihr mit einer Hand Schweigen, ohne den Blick von Boraccio zu nehmen, und die Edle verstummte.

„Und auch, wenn Domna Olenga nichts von Eurem Handeln weiß, Dom Boraccio, so habt Ihr als Junker – berichtigt mich, sollte ich irren – ihr als Vertreterin Seiner Majestät ebenso die Treue geschworen wie dem König selbst. Auch wenn die Domna keine Baronin ist, so ist sie doch gleichsam Eure Lehnsherrin. Und dies bedeutet auch, daß all Eure Taten, so sie auf dem ihr anvertrauten Land oder von diesem ausgehend verübt werden, ihrer Verantwortung unterliegen, daß sie sich für sie in gleicher Weise zu rechtfertigen hat wie Ihr. Diejenige also“, fuhr er fort, „der Eure Entschuldigung zu gelten hat, ist Domna Olenga, die sich für Euch zu verantworten hat. Und was nun den König angeht und den Übertritt auf sein Land, so müßt Ihr Euch dem König erklären, so wie Ihr Euch mir erklärt habt. Ihr mögt dies für überflüssige Bürokratie halten, Dom Boraccio, und nach ihrem praktischen Nutzen bewertet, ist sie dies gewiß. Doch hier geht es um Politik, Dom Boraccio, und die“, und hier lächelte er bedauernd, „ist ein Spiel, bei dem oftmals mehr darauf geachtet wird, die Schwäche des Gegners auszunutzen, als selbst nach bestem Wissen fortzuschreiten.“

„Aber, Großvater“, nutzte Richeza die kurze Pause, die entstand, als der Vogt einen Schluck aus seinem Becher nahm, „Dom Boraccio hat doch wohl eindeutig bewiesen, daß er nicht vorhatte, königliches Lehen anzugreifen. Laßt die Sache doch einfach auf sich beruhen. Das ist doch lächerlich!“

„Richeza“, sagte der Vogt tadelnd und warf ihr einen strengen Blick zu, „ich war noch nicht fertig.“ Richeza schürzte die Lippen, schwieg aber.

„Nun, Dom Boraccio, vielleicht mag auch Euch die Angelegenheit lächerlich erscheinen, doch bedenkt, daß ich meine Worte nicht spreche, um Euch peinigen zu wollen, sondern um Euch vor Schaden zu bewahren, der Euch durch Eure Tat entstehen könnte. Wir haben uns an die Spielregeln zu halten, auch wenn diese das Spiel, wenn wir es so nennen möchten, behindern mögen, einzig aus dem Grund, daß sie erlassen wurden und manche Magnaten mit strengem Auge darüber wachen, daß auch ja niemand gegen sie verstößt, die sich wie Diebe freuen, wenn sich jemand eines Vergehens schuldig macht und sie davon hören, da sie dies als Vorteil für sich nutzen zu können hoffen.“ Dom Hesindian blickte den Junker ernst an. „Ich hoffe, Dom Boraccio, Ihr versteht, was ich sage: Für mich ist diese Angelegenheit von keiner weiteren Bedeutung, doch wenn Ihr verhindern wollt, daß jemand Euch einen Strick aus der Sache zu drehen versucht, Euch oder aber Eurer Vogtin, so müssen wir den leidigen Gang der Formalitäten bis zum Ende voranschreiten. Ihr solltet nun einen Brief zunächst an Eure Vogtin schreiben, um ihr von der Angelegenheit zu berichten, sie wird entsprechend einen Brief nach Punin schicken, um sich zu erklären. Ich werde ebenfalls einen Brief an Domna Olenga aufsetzen, um ihr zu versichern, daß Ihr dem Eigen des Königs keinen Schaden zugefügt habt und ich Eure Entschuldigung angenommen habe. Adhuc werde ich einen Brief an den König aufsetzen, in welchem ich den Vorfall schildere und ihm versichere, daß ob Eures beherzten Eingreifens weiterer Schaden an Land und Leuten abgewendet werden konnte. Damit dürfte der Casus auch für Seine Majestät erledigt sein, denn ich bezweifle, daß er sich weiter für das Geschehen in den abgelegenen Bergprovinzen erwärmen wird, so dort alles seinen geregelten Lauf nimmt. Und den almadanischen Carnivores haben wir gleichsam die Beute entrissen.“ Er seufzte leicht. „Nun, Dom Boraccio, ich möchte Euch nicht auffordern, Eure Entschlossenheit abzulegen, doch in Eurem eigenen Interesse solltet Ihr künftig zumindest bedenken, daß der Wagemut, der auf dem Schlachtfeld manches Leben rettet, auf dem weiten Feld der Politik schon manchen zu Fall brachte. – Was mich betrifft, Dom Boraccio“, fügte er freundlich lächelnd hinzu, „werde ich jedoch mein Möglichstes tun, um Mut und Barmherzigkeit in solcher Weise zu vergelten, wie es ihnen angemessen ist.“

Boraccio hatte sehr nachdenklich zugehört und überlegte einen Moment, bevor er antwortete. „Dom Hesindian, ich bin erleichtert zu hören, daß Ihr die Angelegenheit nicht persönlich nehmt, andere mögen so etwas vielleicht als Vorwand für eine Fehde nehmen. Ich danke Euch auch für Euren Rat. Ich muß zugeben, als Rittmeister der kaiserlichen Armee“, er schaute dabei zur Capitana Sandolorez rüber, „ist man es nicht unbedingt gewohnt, sich Gedanken über die politischen Verwicklungen von seinen Truppenbewegungen zu machen.“ Er unterbrach, um einen kleinen Schluck Wein zu sich zu nehmen.

„Was nun allerdings Domna Olenga angeht, so fürchte ich, ist die Angelegenheit schwieriger, als Ihr wissen könnt. Und das liegt nicht nur daran, daß ich sie beim letzten Grafenturnier aus dem Sattel geholt habe.“ Kurz schlich sich ein diebisches Grinsen auf sein Gesicht, so daß er fast wie ein großer Lausbub wirkte. Mit ernsterer Miene fuhr er fort. „Seht Ihr, Aracena ist nicht unbedingt ein Junkersgut, wie man sie sonst findet, mein Vater nannte es einmal eine ‚kleine Unterprovinz‘. Als man nämlich unter Eslam dem Münzreichen einen Junker in Aracena einsetzte, so geschah das in der Absicht, in diesem abgelegenen Teil der Provinz für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Dazu stattete man die Junker mit recht weitreichenden Rechten und Privilegien aus. So ist es Recht und Pflicht eines Junkers von Aracena, eine eigene Truppe zu unterhalten und so für Ordnung zu sorgen, ist doch der Weg nach Khahirios zu weit. Dazu sind sogar weniger Abgaben zu zahlen, um die Finanzierung einer solchen Truppe zu gewährleisten. Nur so bin ich übrigens in Lage, ein ganzes Tercio in Sold zu nehmen.“ Er seufzte. „Was man allerdings versäumte, war, eine genaue Regelung über die Stellung zu den Vögten in Khahirios zu treffen. Und so ist es seitdem fast schon gute Tradition, daß zwischen den Vögten in Khahirios und den Junkern in Aracena andere Ansichten darüber herrschen, wer nun wem was schuldig ist. Den Vögten waren die relativ unabhängigen Junker immer ein Dorn im Auge, meine Familie dagegen wußte schon immer ihre von König Eslam verliehenen Rechte zu wahren.“ Seine Miene verfinsterte sich. „Mein Vater nun sah sich nicht in der Lage, für Ordnung zu sorgen, fesselte ihn seine Krankheit doch an Haus und oft genug auch Bett. Also zahlte er, als erster Junker von Aracena überhaupt, die vollen Abgaben und auch das Bannergeld, um nicht in den Krieg ziehen zu müssen. Das Silber nahm man natürlich freudig in Khahirios entgegen, ohne sich jedoch weiter um die ‚paar Hirten da am Rand der Berge‘ zu kümmern.“

Kein Wunder, daß sich Räuberbanden, Goblins oder auch Ferkinas nach Belieben tummeln konnten.“ Wieder nahm er einen Schluck aus dem Weinkelch. „Nun, seit ich Herr über Aracena bin, nehmen wir die Dinge wieder selbst in die Hand, so wie wir es schon immer getan haben. Seither haben es die meisten Räuber vorgezogen, sich ihren Unterschlupf woanders zu suchen, und die Goblins haben sich wieder zurück in ihre Löcher verzogen. Wer das nicht einsehen mag, dem wird das gerne noch mal mit der Peitsche oder dem Strick genauer erklärt.“ Seine Gesichtszüge schienen nun wie versteinert und ließen wenig Zweifel aufkommen, wie er den letzten Satz gemeint haben könnte. „Die gute Domna Olenga ist natürlich nur wenig erfreut darüber, daß ab sofort weniger Silber in ihrem Beutel klingelt und es nun wieder jemanden auf Burg Altea gibt, der sich nicht einschüchtern läßt.“ Boraccio sah nun den alten Vogt eindringlich an. „Dom Hesindian, es mag durchaus sein, daß der Ärger, den Ihr mit Euren Briefen zu vermeiden sucht, gerade dadurch erst zustande kommt. Der Vogtin kommt es sicherlich gerade recht in ihrem Wettern gegen die ‚aufsässigen Hirten aus den Bergen, die sich unverfroren Rechte rausnehmen‘, wenn sie ein solches Schriftstück über eine ‚Grenzverletzung‘ frei Haus geliefert bekommt. Ob sie damit in Punin etwas erreichen kann, ist eine andere Frage, als Answinistin hat sie keinen leichten Stand, wie Ihr schon sagtet.“ Er nahm wieder den Weinkelch in die Hand und betrachtete ihn nachdenklich. „Dom, Ihr müßt tun, was Ihr tun müßt, aber ich fürchte, es wird Unfrieden geben, so oder so.“

Nachdenklich strich der Vogt sich den Bart. „Ja, die Eslamiden und ihre eigenwillige Lehnspolitik“, seufzte er. „Sollte je eine andere Familia denn die meine den Vogt dieses Lehens stellen, werden sie sich mit Tolaks Turm begnügen müssen, während die Junker von Scheffelstein weiter auf der Burg residieren werden, Eslam IV. sei’s gedankt.“ Er schwieg einen Moment, den er nutzte, um einen Schluck aus seinem Becher zu nehmen und den Junker zu betrachten.

„Daß Ihr im Zwist liegt mit Eurer Vogtin, Dom Boraccio, verkompliziert die Angelegenheit natürlich.“ Grübelnd klopfte sich der Vogt mit dem Zeigefinger an die Lippe. „Nichtsdestotrotz werde ich meiner Pflicht nachkommen müssen, den König zu informieren, will ich mich selbst nicht schuldig machen.“ Er warf einen Blick aus den Augenwinkeln auf Domna Praiosmin und die Capitana, ehe er fortfuhr. „Ich werde, wie versprochen, mein Wort für Euch einlegen, und ich gehe davon aus, daß es vor dem König entsprechend Gewicht haben wird. Wenn ich Euch recht verstanden habe“, sagte er, Boraccio nun wieder direkt anblickend, „so wäre es Euch jedoch recht, wenn ich Eure Vogtin nicht wissen ließe, daß Eure Soldaten die Grenze überschritten. Dies aber wäre ein schwerer Verstoß gegen die Etikette. Domna Olenga würde erst durch den König erfahren, was die Soldaten ihres Aftervasallen trieben, was man ihr gleichsam als Unfähigkeit auslegen würde und ihren Feinden, derer sie nicht wenige hat, in die Hände spielte. Hm“, machte er, sich erneut durch den Bart streichend, „schwierig, schwierig.“

„Die Domna Olenga soll sich mal nicht so haben“, fuhr Richeza dazwischen. „Damals, als alle Soldaten zur Trollpforte zogen, habe ich die Ferkinas genauso von ihrem Lehen fortgehalten, wie Dom Boraccios Leute jetzt den Fer Hennaern geholfen haben. Gut, sie hatte selbst um Unterstützung gebeten, so wie Ihr auch damals, Domna Praiosmin“, nickte sie der alten Vogtin zu, die sichtlich aus ihren Gedanken hochschreckte. „Aber man hat mir Eslamsstolz nicht umsonst vermacht. Ich habe damals mein Leben nicht nur für Kornhammer riskiert, sondern für Franfeld, Khahirios und Selaque gleichermaßen. Und ich bin gerne bereit, die ‚Klinge‘ daran zu erinnern, wenn sie das vergessen haben sollte. Ich habe immer noch Verbündete, und die sind teilweise gar nicht gut auf die Domna zu sprechen und ...“

„Gewiß, Richeza“, unterbrach sie der Vogt. „Doch geht es uns nicht darum, eine neuerliche Fehde anzuzetteln, sondern eine Lösung zu finden, mit welcher alle Parteien zufrieden sein können, oder zumindest“, fügte er mit einem Grinsen hinzu, „eine Lösung, die es den Beteiligten verbietet, zu forsch gegen ihre politischen Gegner vorzugehen, um sich nicht selbst zu schaden.“ Er überlegte kurz. „Ich verstehe, Dom Boraccio, wenn es Euch unter den gegebenen Umständen widerstrebt, Domna Olenga ein entsprechendes, nun, Bekenntnisschreiben zukommen zu lassen. Jedoch wäre gerade ein solches, verbunden mit einer entsprechenden Mitteilung an den König und meinem Fürspruch bei diesem, ein probates Mittel, Euch von allen Verdächtigungen freizusprechen. Daß Domna Olenga Euer Bekenntnis nutzen würde, um Eure Autonomie als Junker anzugehen, wage ich angesichts ihrer derzeitigen politischen Stellung zu bezweifeln, daß sie damit Erfolg haben könnte, erst recht. Sollte sie ein solches Ansinnen erkennen lassen, bin ich gerne bereit, sie an die Gefälligkeiten zu erinnern, die Domna Richeza ihr 1021 erwiesen hat, sowie daran, daß noch immer einige der Magnaten sehr erpicht darauf sind, Khahirios von einem eher garethreuen – oder dem Haus Gareth treuen, sollte ich in diesen Zeiten besser sagen – Mitglied der Nobleza geführt zu sehen. Wenn Ihr mich darum bittet“, fuhr er ernst fort, „von einem Schreiben an Domna Olenga abzusehen, so muß ich jedoch darauf bestehen, daß Ihr selbst ein solches verfaßt. Die hohe Kunst der Diplomatie, Dom Boraccio, die man in Ragath zuweilen vernachlässigt, ist die Kunst, Kompromisse zu schließen, mit denen alle unzufrieden sind, die aber niemandem einen forschen Garadanzug gestatten, ohne dabei selbst einige seiner kostbaren Steine zu verlieren.“

Boraccio lehnte sich zurück. „Nun, ich denke nicht, daß Domna Olenga Erfolg haben würde mit einem solchen Manöver. Ich schätze mal, mein Stand beim Kaiser dürfte etwas besser sein als ihrer, immerhin war ich unter seinem Vater in Tobrien und an der Trollpforte, wohingegen sie den Ursurpator unterstützte. Und nach den Vorfällen während der Feierlichkeiten zum achtzehnten Geburtstag Seiner Majestät sowieso.“ Er seufzte. „Nur die unnötigen Mühen, die ein solches Gerangel kostet ... diese Energie wäre anderswo dringender vonnöten. Aber vielleicht sind meine Bedenken auch unbegründet. Der Konflikt mit unseren nördlichen Nachbarn schwelt vor sich hin, und ich schätze sie eigentlich als klug genug, als daß sie sich unnötig eine Blöße an ihrer östlichen Flanke geben mag. Zumal sie nach dem Angriff der Ferkinas gezwungen wäre, sich tatsächlich um Aracena zu kümmern, sollte sie denn die Hoheit darüber zugesprochen bekommen.“ Er grinste nun. „Im übrigen hätte sie wenig davon, Burg Altea, sowie fast das halbe brauchbare Land, gehört meiner Familie.“

Nachdenklich nippte er an seinem Wein und starrte vor sich hin. „Vermutlich hat Mutter damit recht, wenn sie ständig darauf drängt, eine Verbindung mit einem andern Haus einzugehen. Unsere Bande nach Eslamsgrund sind in der heutigen

Zeit nicht mehr allzuviel wert.“ Er stellte den Becher wieder auf den Tisch. „Aber das soll uns heute nicht weiter belasten. Also gut. Dom Hesindian, Ihr habt mich überzeugt. Euer Rat klingt weise und scheint mir das sauberste Manöver zu sein. Besser, sich für eine Tat direkt verantworten, als nachher der Vertuschung überführt zu werden.“ Er nahm den Becher wieder auf, hob ihn hoch und verneigte sich leicht sowohl in Richtung Dom Hesindians als auch in Richtung Richeza. „Ich danke Euch, daß Ihr mir Eure Unterstützung in dieser Sache angeboten habt.“

„Aber gewiß doch, Dom Boraccio“, sagte der Vogt, der nachdenklich seine Enkeltochter betrachtete, welche wiederum mit leicht gerunzelter Stirn den Junker in Augenschein nahm. „Dann wäre diese Angelegenheit also fürs erste erledigt.. Und Ihr, Domna Praiosmin“, wandte er sich unvermittelt an die neben ihm Sitzende, „seid also von den Ferkinas verschleppt worden? Ich möchte mir nicht ausmalen, wie eine vierjährige Gefangenschaft dort in den Bergen Euch zugesetzt haben mag. Wenn es irgendetwas gibt, das ich für Euch tun kann, werde Domna, so scheut Euch nicht, es mich wissen zu lassen.“

„Danke, Dom Hesindian“, murmelte die Selaquierin. Dann fügte sie etwas fester hinzu. „Es waren jedoch keine vier Jahre, die ich bei den Wilden verbrachte, sondern glücklicherweise nur einige Tage.“ Sie zögerte, ehe sie hinzufügte. „Aber ... Sie haben vielleicht noch meinen Sohn. Ich werde nach ihm suchen lassen müssen.“ Ihr Blick begegnete dem des Vogts und verhärtete sich. „Ja, Ihr habt recht verstanden“, sagte sie, plötzlich sehr kühl.

Dom Hesindian machte in der Tat ein erstauntes Gesicht, fasste sich aber wieder. „Ich sehe, Ihr habt einiges zu berichten, Domna Praiosmin.“ Einen Moment herrschte gespanntes Schweigen am Tisch. Schließlich hob die Selaquierin mit leicht zittriger Hand ihren Becher an ihre verkniffenen Lippen und tat einen großen Schluck.

„Ich sehe auch, werde Domna“, sprach der Vogt, als sie den Becher wieder absetzte, „daß Euch das Thema nicht angenehm ist. Solltet Ihr den Wunsch verspüren, mir zunächst in kleinerer Runde von Euren Sorgen zu berichten, so werden wir Eurem Wunsch nachkommen.“

Das Schweigen in der Halle wurde noch ein wenig unangenehmer, schließlich nickte die Selaquierin mit düsterem Gesicht. „Ja, Dom Hesindian, das wäre mir angenehm.“

Der Vogt nickte und wandte sich wieder der Allgemeinheit zu. „Nun denn, dann laßt uns noch einmal nach Fer Henna zurückkehren und sehen, was bezüglich der Ferkinas zu tun ist. Es gibt also vier der Kaiserlichen zu beklagen und drei Fer Hennaer Söldner?“ Richeza und die Capitana nickten. „Eure Mercenarios sind bereits wieder abgereist, wenn ich das recht verstanden habe, Dom Boraccio?“

„Ja, in der Tat“, antwortete der Junker. „Ich habe nahezu alles mitgenommen, was kämpfen kann, es wurde Zeit, daß Aracena wieder ausreichend Schutz bekommt. Und Ende des Monats ist es erst mal vorbei mit den Mercenarios. Ihr Kontrakt läuft aus, und mit dem Sold, den man im Augenblick im Horasischen bezahlt, kann ich nicht mithalten. Aber das bringt mich zu einem Vorschlag, den ich zu dem Thema zu machen habe und über den wir gleich mit reden können. Wenn Ihr mir kurz Eure Aufmerksamkeit schenken mögt?“

Er stand wieder auf und postierte sich so, daß alle ihn gut sehen konnten. „Werte Domnas, werde Doms.“ Sein Blick wanderte über die Gesichter Edlen, auch das von Domna Praiosmin. „Ich habe in den letzten Tagen über das Ferkina-Problem nachgedacht“, setzte er an. „Ich glaube, unser Fehler ist, daß wir in zu kleinem Rahmen denken. Grade jetzt wieder wollen wir wieder nur über Fer Henna reden. Genau das ist unser Problem, wir denken jeder nur in seinen Grenzen, jeder sieht nur seine Haustür. Die Ferkina-Stämme kennen keine Grenzen, sie ziehen wohin es ihnen beliebt und machen sich keine Gedanken über diplomatische Verwicklungen. Jeder von uns hier hatte in den letzten Jahren Besuch von diesen Räufern, sowohl Aracena und Kornhammer, als auch Selaque.“ Dabei sah er Domna Praiosmin an, die bei der Nennung ihres Lehens hochschrak. „Wir haben zu wenige Soldaten, um alles schützen zu können. Und, seien wir ehrlich, in Punin hat sich noch nie jemand für uns interessiert. Mit unserem neuen Kaiserreich haben wir noch weniger Truppen im Land als vorher, und was noch übrig ist, wird im Yaquirbruch verheizt.“ Seine Worte klangen anklagend und verbittert. „Noch nicht mal aus Ragath dürfen wir Hilfe erwarten, seit man sich an der Grenze nach Eslamsgrund belauert wie zwei Rudel Wölfe.“ Er legte eine kurze Pause ein, um dann mit lauter Stimme fortzufahren. „Nein! Die einzigen, von denen wir Hilfe erwarten können, sind wir selbst.“ Dabei machte er eine Geste, die alle Anwesenden einschloß. „Darum hört meinen Vorschlag: Laßt uns eine Allianz bilden, eine Allianz aller Magnaten, deren Ländereien am Raschtulswall liegen!“ Er blickte über die Runde, um die Reaktionen der Leute zu beobachten. „Wir könnten Nachrichten über die Ferkinas austauschen! Wir könnten uns gegenseitig zu Hilfe eilen, wenn Not am Mann ist! Ja, wir könnten uns sogar zusammentun und vereint den Krieg zum Feind tragen, in die Berge, anstatt immer wie die Schafe nur darauf zu warten, daß die Wölfe zu uns kommen! Wenn wir Seine Majestät fragen, so wird uns sicher die Erlaubnis zuteil, mit unseren Truppen in das jeweilige andere Lehen zu ziehen. Und niemand muß mehr an der Grenze stehenbleiben und sich überlegen, ob es wert ist, die Räuber, die sein Land gebrandschatzt haben, die Männer erschlagen, die Frauen geschändet haben, weiter zu verfolgen und ihrer gerechten Strafe zuzuführen, oder ob es besser ist, umzukehren, nur um keine politischen Winkelzüge zu provozieren.“ Offensichtlich hatte er sich ein wenig in Rage geredet, seine Wangen waren etwas errötet, sein gesundes Auge leuchtete und sein Atem ging schneller. Beiläufig fuhr er mit der Hand durch sein Haar.

„Domnas und Doms, denkt über meinen Vorschlag nach. Dann mögen sich auch für Fer Henna andere Möglichkeiten ergeben, und vielleicht können wir auch Euren Sohn wiederfinden, Domna Praiosmin.“ Er setzte sich wieder.

„Niemand glaubt doch, daß die Ferkinas sich um Grenzen scheren, Dom“, erklärte Richeza, ehe jemand anderes Gelegenheit zum Antworten hatte. „Ich sage schon seit Jahren, daß wir etwas gegen diese Bastarde tun müssen. Gerade diese Sippe, mit der wir es wohl schon öfter zu tun hatten, macht uns ja mehr Probleme als die üblichen Bergwildern. Damals, als sie in Kornhammer plünderten, versuchte ich, mit ein paar Freunden den Wilden beizukommen, aber es waren zu viele. Wir haben es ja jetzt nicht einmal mit einem Halbmann Bewaffneter geschafft, sie zu besiegen, auch wenn wir

ihnen sicher empfindliche Verluste beigebracht haben. Habt Ihr nicht gesagt, die Garetier seien vor einigen Jahren gemeinsam gegen die Ferkinas vorgegangen, Dom Boraccio? Aber was die können, sollte uns doch längst gelingen! Warum sollten wir hier stets den Kopf hinhalten müssen für ganz Ragatien? Wenn wir nicht wären, die Ferkinas würden bis Falado, Schrotenstein und Ragathsquell ziehen. Bis nach Franfeld sind sie 1020 ja schon gekommen, auch wenn wir sie an der Grenze zurücktreiben konnten. Warum rufen wir nicht die Ragatier zum Kampf auf?“ Entschlossen ballte die Edle die Faust. „Wir können viel von Reconquista reden, aber wieso sollen wir fürs Amhallassih bluten, wenn unsere eigenen Lehen in Gefahr sind? Beten nicht die Ferkinas zum gleichen Götzen? Ehe wir die Novadyas nach Hause schicken, sollten wir erst einmal die Ostgrenze sichern.“

Dom Hesindian betrachtete seine Großtochter schweigend, während sie sich in Zorn redete, eine Hand an seinen Mund gelegt, den Ellenbogen auf der Lehne seines Stuhles aufgestützt. Nachdem sie geendet hatte, verweilten seine Augen noch für einen Moment auf ihrem Gesicht, ehe er sich langsam dem Junker zuwandte. „Dom Boraccio“, sagte er, die Hand sinken lassend, „Euer Vorschlag hat gewiß etwas für sich. Wie meine Enkelin sagte: Es ist in der Tat nicht das erste Mal, daß Ferkinas mehrere Provinzen plündern, auch wenn diese Sippe von besonderer Grausamkeit zu sein scheint. Allerdings: Wenn Ihr von einer Allianz der königlichen und kaiserlichen Lehen sprecht, werdet Ihr nicht umhinkommen, auch Domna Olenga mit einzubeziehen. Und was Kaiserlich Selaque angeht, Domna Praiosmin“, sagte er zu dieser, „werdet Ihr gewiß erst Euren Lehnseid erneuern müssen, da Selaque nun nicht mehr Gareth, sondern, nun, zumindest nach neuer almadanischer Auslegung, Punin untersteht.“

Interessiert hatte Boraccio den Ausführungen Richezas gelauscht. Nun lächelte er sie an. „Wohl gesprochen, Domna Richeza! Doch bedenkt eines: zu mehr als einem Kriegszug werden wir die Magnaten nicht zusammenbringen, wenn überhaupt. Das Problem wird sich nicht dauerhaft lösen lassen, es werden immer Ferkinas kommen. Mehr als die stärksten und gefährlichsten Stämme zu zerschlagen und die anderen eine Weile zu vertreiben werden wir nicht erreichen können. Wir sollten also auf jeden Fall eine Allianz gründen, schon alleine deswegen, um gegenüber den anderen Magnaten geschlossen aufzutreten zu können und sie so für den Kriegszug zu gewinnen.“

Er wandte sich Hesindian zu. „Was nun Domna Olenga angeht ... für sie endet das Ferkina-Problem im Osten, will sagen: bei mir. Solange kein Ferkina in Khahirios auftaucht und auf dem Marktplatz die Stände plündert wird sie es als mein Problem darstellen und einwenden, daß ich ja genau dafür Truppen aufzustellen habe. Es wird wohl einiger Überredungskunst bedürfen sie dafür zu gewinnen.“ Er seufzte.

„Nun, Dom Boraccio“, erwiderte der Vogt ruhig, „mir scheint, als solltet Ihr Euch aus mehr als einem Grund um Frieden mit Eurer Vogtin bemühen. Und als gebe es mehr als einen Grund für mich, mal wieder ein Wort mit Domna Olenga zu wechseln. Capitana“, wandte er sich an eben diese, „ich habe bereits nach Tolaks Turm senden lassen. Die Soldaten sollten morgen hier sein. Ich möchte, daß Ihr die Angelegenheit übernehmt, soweit Ihr Euch wieder genesen fühlt, und Fer Henna fürs erste sichert. Solltet Ihr der Meinung sein, daß eine Erhöhung der Anzahl Mercenarios dort vonnöten ist, werde ich Entsprechendes veranlassen.“ Ebenfalls seufzend lehnte er sich zurück und lächelte dann. „Aber lassen wir doch das Politische für einen Augenblick außen vor. Vielleicht finden sich durchaus noch erfreulichere Themen für diesen Abend?“

Abschied

15. TRA 1030 BF

Nervös tänzelte das Pferd herum, so daß Boraccio den Helm nicht an den Satteltaschen befestigen konnte. Er seufzte, fischte in einer Gürteltasche nach einer Leckerei und angelte sich die Zügel. Er hielt dem Rappen die offene Handfläche mit einem Stück Apfel entgegen, während er ihm beruhigend den Hals tätschelte. „Bist schon ein ganz Verwöhnter, was? Ich verhätschele dich einfach zu sehr.“ Er grinste und klopfte dem Pferd noch einmal auf den Rücken, bevor er sich wieder daran machte, sein restliches Gepäck am Sattel zu befestigen. Sonderliche Eile legte er dabei nicht an den Tag, ganz so als wollte er die Abreise aus Kornhammer hinauszögern. Und wenn er ehrlich war, dann wollte er das auch. Seit fast drei Wochen hatte er jeden Tag in der Gesellschaft der Edlen von Scheffelstein verbracht und nun mußte er feststellen, daß er sich daran gewöhnt hatte. Er fühlte einen Druck auf der Brust, die Kehle schien ihm wie zugeschnürt. Gleich hieß es, Abschied nehmen. Wenn doch wenigstens etwas Hoffnung bestände, daß sie sich wiedersahen ... aber bisher wich sie ihm aus. Wieder seufzte er und liebte den Hengst. „Ja, du kommst wenigstens mit mir!“ Er erhielt ein freudiges Wiehern als Antwort.

Eine halbe Stunde später hatte der Junker sich von Domna Praiosmin und Dom Federigo und zuletzt auch dem Vogt verabschiedet. Richeza war es, die ihn aus dem großen Saal hinunter auf den Hof begleitete, wo seine Männer bereits aufgesessen waren. Ein junger Mann führte Boraccios Roß aus dem Stall.

Richeza schaute hinauf in den grauen Himmel. Der Wind hatte die Wolken aufgerissen, hier und da schien die Sonne hindurch, und vor dem Regen am Horizont waren die Strahlen einzeln zu erkennen, so daß es beinahe aussah, als blicke Praios' flammendes Auge selbst auf Dere herab.

„Der Wind kommt aus Nordwesten“, sagte die Edle, „vielleicht habt Ihr Glück, und der Regen zieht an Euch vorüber. Wenn es zu schlimm wird, scheut Euch nicht, an einem der Höfe um Quartier zu bitten, die Bauern sind es gewohnt und werden es Euch gewiß gewähren.“ Sie sah ihn an und schwieg einen Moment. „Und seid noch einmal bedankt, Dom Boraccio ... Die“, wies sie mit einem Grinsen auf ihre linke Gesichtshälfte, wo die Medica die Fäden beseitigt und nur an

einer Stelle erneuert hatte, „wird mich nun nicht mehr an Eure Schuld erinnern. Sondern daran, daß vielmehr ich in der Euren stehe“, fügte sie leiser hinzu, und warf einen kurzen Seitenblick auf den Stallburschen, der das Pferd heranzuführte.

„Nun ja, bleibenden Eindruck habt auch Ihr hinterlassen“, antwortete Boraccio grinsend und faßte sich gespielt theatralisch an die Seite. Ernster fuhr er fort. „Aber laßt uns hier keine Schuld aufrechnen wie Kaufleute. Schließlich stehe ich genauso in der Schuld Eures Großvaters, wer wollte das alles nachhalten? Ich handelte, weil ich meinte, es tun zu müssen. Und nun bin ich sehr froh, es getan zu haben.“ Bei den letzten Worten sah er sie an, bevor er verlegen wegschaute. Er schwieg einen Augenblick, dann schien er etwas sagen zu wollen, sprach aber doch nicht. *Verflixt, du Dummkopf! Nun sag schon was!*, schalt er sich. *Gleich bist du aus dem Tor raus und es ist zu spät!* „Ja, also ...“ Er räusperte sich. „Sieht man sich denn mal wieder?“

Richeza hatte schon den Mund geöffnet, um eine der üblichen Antworten zu geben, hielt aber inne, ehe der erste Laut ihre Kehle verließ. Gerade noch hatte sie verkündet, sie stehe in seiner Schuld, wie konnte sie da von der gewiß hohen Wahrscheinlichkeit sprechen, sich auf einer Landständeversammlung zu begegnen oder davon, dass Khahirios ja die Nachbarvogtei sei? Das wollte er nicht hören. Langsam schloss sie die Lippen wieder, zögerte. Schon bildete sich eine Falte auf Boraccios Stirn, leicht nickte er und griff nach den Zügeln des Pferdes.

„Ja, vielleicht“, meinte Richeza mit einem Lachen und zuckte die Schultern. „Wenn Ihr das wünscht.“

Sie sagte schon wieder nichts. Gleich würde eine hohle Floskel kommen und das Thema war abgehakt. Boraccio überlegte schon, ob er wütend sein sollte. Aber warum, es lohnte ja doch nicht. Also schon mal eine höfliche Antwort formulieren. „Ja, vielleicht. Wenn Ihr das wünscht.“ Na bitte, da war ... nein, war es nicht! Überrascht nahm er die Antwort zu Kenntnis. Was bedeutete das? Sie hatte gelacht dabei.

„Ja, äh, sicher! Ihr seid nach wie vor herzlich eingeladen. Ich würde mich freuen, Euch als meinen Gast begrüßen zu können. Oder ich kenne da in Ragath eine Weinstube ...“ Verwirrt hielt er inne.

„Na, also dann“, sagte Richeza. Als Boraccio weiter schwieg, verschränkte sie die Arme, allerdings noch immer lächelnd. „Die Almadaner Stuben, hm? Ja, die kenne ich auch“, sagte sie. Für einen kurzen Moment verschwand das Lächeln aus ihrem Gesicht und ihre Augen wanderten am Bergfried vorbei zu den Bergen, dann blickte sie den Junker wieder an, eindringlich, trotz des zurückgekehrten Lächelns. „Tja, dann“, sagte sie und zuckte die Schultern. „Ragath. Onkel Federigo“, sie nickte in Richtung des Pallas, „hat mich ohnehin gefragt, ob ich nicht mal wieder vorbeischauchen möchte.“

Er war immer noch etwas durcheinander. Hatte Sie grade zugestimmt? Langsam breitete sich auf seinem Gesicht ein strahlendes Lächeln aus, trotz seiner Bemühungen, gelassen zu wirken. „Ja, dann abgemacht, in Ragath! Ich werde eh dorthin müssen, um mir Ersatz für die Mercenarios zu suchen. Etwa in einem Götternamen werde ich wohl dort sein, denke ich. Wäre schön, Euch dort zu treffen.“ Wieder schwieg er einen Augenblick, so als ob er nicht recht wußte, was er noch sagen sollte.

„Nun ... dann sollte ich langsam wohl mal aufbrechen, sonst können wir auch gleich zusammen nach Ragath reisen.“ Er grinste etwas verlegen bei den Worten.

„Es hat mich sehr gefreut, Eure Bekanntschaft zu machen, auch wenn die Umstände hätten besser sein können.“

Richeza nickte. „Wahrlich“, sagte sie und sah zu, wie er auf sein Roß stieg. „Also dann: Auf Wiedersehen, Dom Boraccio!“

Boraccio beruhigte seinen Hengst, der nach dem Aufsteigen ein wenig tänzelte, und dirigierte ihn so, daß er mit der Seite vor der Edlen stand. Mit der Rechten zog er das Barett vom Kopf und machte eine Verbeugung. „Auf ein baldiges Wiedersehen, Domna Richeza.“ Ein leichtes Schnalzen, und der Rappe setzte sich in Bewegung. Die beiden Aracener Soldaten reihten sich hinter ihrem Herrn ein. Kurz bevor er durch das Burgtor ritt, schaute Boraccio sich noch einmal um.

Die Edle hob noch einmal die Hand zum Gruß und sah den Reitern nach, die rasch um die Biegung verschwanden. Eine Weile noch lauschte sie den Hufen der Tiere auf dem Pflaster der Unterburg, doch der Wind trieb den Hufschlag rasch davon. Nachdenklich wandte Richeza sich um und hielt auf den Pallas zu, die Arme vor der Brust verschränkt.

Die Almadaner Brieffaubenschau zu Flogglond

irgendwann später im Jahr 1030 BF

„Ich soll was?“ Beinahe hätte sich Richeza an dem Wachtelknochen verschluckt, etwas, das schon manchem Almadaner schlecht bekommen war. Hustend blickte sie über die Zinnplatte hinweg, auf der sich die Überreste des Mahls – kaum mehr als Haut und Knochen – türmten, zu ihrem Großvater, der ihr gegenüber an der anderen Breitseite des Tisches saß. Ein schelmisches Lächeln umspielte die Lippen des alten Vogtes, und in seinen Augen blitzte es, als er bedächtig seinen Becher hob und an dem Wein nippte.

Die Edle klopfte sich gegen das Brustbein, hustete noch einmal und seufzte dann erleichtert. „Großvater“, sagte sie tadelnd, „einen Augenblick glaubte ich, Ihr meintet das ernst! Aber sagt: Warum habt Ihr mich rufen lassen?“

Hesindian stellte seinen Becher ab, noch immer lächelnd. „Ich meine es ernst, Richeza. Und das ist genau der Grund, warum ich dich rufen ließ.“

Richeza musterte den Vogt eingehend, während sie ihre fetttriefenden Finger ableckte, und suchte nach der Wahrheit in seinen Augen. Er meinte es ernst, bemerkte sie entsetzt.

„Brieftauben?“, fragte sie. „Wieso soll ich Brieftauben nach Flogglond bringen? Können die Viecher nicht fliegen? Das konnten sie zumindest bisher ganz gut.“

Hesindian lachte. „Um eine Taube zu erhalten, muß sie zunächst dorthin gebracht werden, von wo sie losfliegen soll. Andernfalls weiß sie nicht, wohin sie fliegen soll, denn Befehle versteht eine Taube nicht.“

„Wie?“, fragte die Edle verwirrt. „Aber das würde ja heißen, daß die Tauben da unten in den Käfigen nicht Eure wären. Sondern vielmehr Puniner, Flogglonder und Creser Tauben?“

„Gewiß“, lächelte der Vogt. „Sie tragen Ringe, an denen ich sie erkenne. Was hast du geglaubt? Aber diesmal geht es nicht allein darum, neue Tauben nach Flogglond zu bringen – so viele Nachrichten erwarte ich wahrlich nicht aus der Waldwacht. Nein, Dom Sumudan, der alte Taubenzüchter, möchte eine Taubenschau veranstalten, um die besten Tiere und deren Züchter auszuzeichnen.“

„Aha. Und das sollen ausgerechnet unsere sein?“

„Es ist ein gesellschaftliches Ereignis. Es wird dir gut tun, meine liebe Richeza!“

Ihr gut tun! Richeza schüttelte den Kopf. Ihr schien beinahe, daß ihr Großvater in den letzten Jahren ein wenig wunderlich wurde. Je tiefer sie selbst in Unzufriedenheit und Selbstmitleid versank, desto heiterer schien er zu werden. Ob es das Alter war? Misstrauisch beobachtete sie den Vogt, aber ihm war nichts anzumerken. Und hatte er nicht erst gestern der jungen Hesindegeweihten des Dorfes aus einem Buch zitiert, dessen Titel Richeza sich nicht einmal merken konnte? Nein, es musste etwas anderes sein.

„Wie soll ich denn bitte Taubenkäfige auf meinem Pferd transportieren? Das geht doch gar nicht,“ versuchte sie es halbherzig.

„Du wirst natürlich Packpferde ...“

„Ich reise allein, Großvater!“, erwiderte die Edle trotzig. „Ich bin immer allein gereist und ...“

„Richeza.“ Hesindian senkte ganz leicht den Kopf. Sie kannte diesen Blick! „Du hast mir etwas versprochen, just hier in diesem Raum, wenn du dich erinnerst.“

Richeza seufzte und blickte zum Fenster, vor dem weiße Wolken am Himmel dahinschwebten.

Eine Dienerin betrat den Raum und blieb am anderen Ende des Tisches stehen. „Er ist da, Hochgeboren!“

„Danke, Caneya.“

Sie entfernte sich wieder.

„Also schön. Ich werde nach Flogglond reiten. – Wer ist da?“

„Ich habe nichts anderes erwartet“, lächelte der Vogt.

„Wer ist da?“

„Dein Reisebegleiter.“ Da war es wieder, das Blitzen in seinen Augen.

Richeza runzelte die Stirn, stand auf und trat zum Fenster. Auf dem Hof waren einige Reiter angekommen, die soeben von der Stallmeisterin in Empfang genommen wurden, Reiter, die sie nur zu gut kannte. Ärgerlich fuhr die Edle herum. „Was soll das nun schon wieder?“

Entschuldigend hob Hesindian die Hände. „Die Taube aus dem Norden war sogar schneller hier als die des Flogglonders. Wir sollten wirklich an unserer Zucht arbeiten. Geh hinunter, nimm unseren Gast in Empfang und führe ihn herauf! Caneya!“

Richeza hörte noch, wie der Vogt die Dienerin um neuen Wein bat, da war sie auch schon an der Tür. Wenig später trat sie auf den Hof und blieb zwei Schritt vor dem größten der Reiter stehen.

Noch immer grollend, aber um ein Lächeln bemüht, streckte sie die Hand aus. „Guten Tag, Dom Boraccio!“